

Erste Auflage, März 2024

500 Exemplare

ISBN: 978-3-9525718-5-9

Skyfood Verlag

Quartnerstrasse 7

8882 Unterterzen, Schweiz

DANIEL AMBÜHL

DAS LETZTE BILD

Dritter Band

VERBEULTE PILGER

Erster Teil

*Mit Zitaten von Georg Paulmichl
und Illustrationen des Autors*



*Georg Paulmichl, 18.4.1960- 18.3.2020
Nach einem Foto von seinem 50. Geburtstag.*

Vorwort

Leser haben mich gebeten, den Hinweis auf die in dieses Buch eingestreuten Zitate von Georg Paulmichl an den Anfang zu stellen und nicht wie in den vorherigen zwei Bänden an den Schluss. Das mache ich hiermit gerne. Ich möchte jedoch ausdrücklich darauf hinweisen, dass mit dieser Vorinformation etwas verloren geht, nämlich die unmittelbare Irritierung durch sonderbare Hörprobleme, die auftauchen, wenn wir Paulmichls Sätzen begegnen, eine Art Stolpern unseres Leseverständes. Ich befürchte sogar, dass es von nun an zu einfach ist, die tiefen Wahrheits-Berührungen abzutun mit der Schutzbehauptung: "Es hat es eben nur ein Behinderter geschrieben", genau so, wie man in der Kunstgeschichte bis heute Kinderzeichnungen abtut mit: "Das ist eben nur von einem Kind gemalt". Niemand will danach ehrlich erklären, was er mit dem "Es ist eben nur" genau sagen will. Ist es, dass "Nicht normal" und "nicht erwachsen" zu sein, ein Makel an praktischer Gültigkeit bedeutet und Authentizität das ist, was die "Lebensschule" beseitigen soll? Klar, jedem Knecht tut es weh, zu sehen, dass ein "Unnützer" frei ist von den Konventionen herrschender Narrative. Sie führen ihm vor, was es heisst, ein Sklave zu sein, der sich als Herr gebärdet. Kinder machen dies unschuldig mit ihren

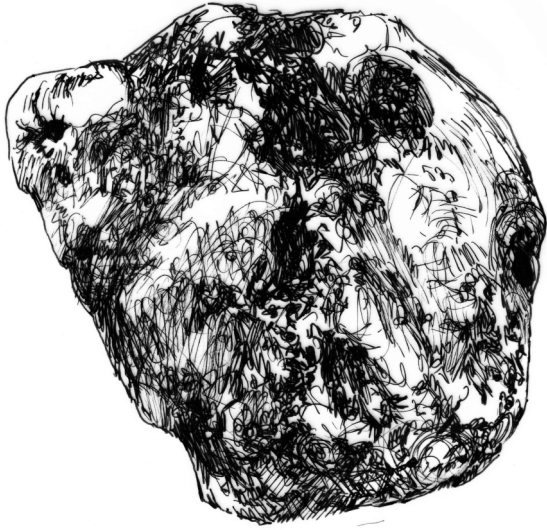
Eltern. Sie sind eine Hinterfragung. Falls ihre Renitenz der Ehrlichkeit anhält sperrt man sie in Heime. Das heilsam Irritierende an Paulmichl könnte sein, anzunehmen, dass Mündigkeit etwas anderes meint als bloss Synchronizität mit dem Normalen. Es ist das, was wir als scheinbare Zufälligkeit des Fehlers, als Gendefekt und Mutation abtun und nicht vermögen, es als Gnade zu sehen, als Durchbruch und Erlösung. Georg Paulmichl hat dies selber in einem äusserst klaren Blick in die Zusammenhänge seines Daseins einmal so gesagt, zitiert aus seinem Zettelkasten von 2001 unter dem Titel "Vom Augenmass überwältigt":

"Die Welt braucht keine behinderten Menschen. Aber da sind sie trotzdem. Mit Geburtsgebrechen hat Jesus die Behinderten in die Welt geschickt. In der Behindertenwerkstätte basteln sie Korbgeflechte. Die Dorfbewohner sind froh, wenn sie keine Behinderten zu Gesicht kriegen. Bei der Opfermesse singen sie die falsche Tonleiter. Im Neubau der Behindertenwerkstätte wird das Leben eingeübt. Die Betreuer sind streng und voller Ungeduld. Die Körperbehinderten sind in den Rollstuhlsitz integriert. Ob sie im Himmel Einlass finden, weiß nur der liebe Gott."

Oder selbstbewusst zugespitzt in einem seiner letzten Lebensberichte von 2001.

"In der Abenddämmerung machen die Müdigkeitsglieder schlapp. Der Parkinsonschlag regiert die Fußlähmung. Jünger werden tu ich nicht mehr, aber den Grabgesang lass ich noch nicht einüben. Meine Lebensbegabung liegt in der Freundlichkeit. Für die einheimische Sprachkultur, bin ich eine Erlösungsphase."

Daniel Ambühl, Patmos, 29.11.2023



*Dem alten Mondknaben
treibt es den Angstschweiss
aus den Nasenlöchern.*

AGUMS

Am Dorfeingang nach Davos steht ein Kastenwagen der Polizei quer in der Strasse. Zwei uniformierte Beamte halten die Autofahrer an. Sie werden allesamt zurückgeschickt, mit der Auskunft, es habe sich ein Unfall ereignet, Davos sei unpassierbar. Im Nu bildet sich ein langer Stau von Ausflüglern, die das prächtige Herbstwetter nutzen möchten. Wir kehren um und benutzen in Klosters den Autoverlad mit der Eisenbahn durch den Vereinatunnel, um doch noch ins Engadin zu gelangen, von da ins Val Mustair, das östlichste Tal der Schweiz, von wo der Inn in die Donau und diese danach ostwärts durch den ganzen Balkan bis ins Schwarze Meer fliesst, das seinerseits bei Istanbul durch die Dardanellen mit der Ägäis verbunden ist und also, mit etwas Grosszügigkeit, wenn wir mit unseren Füßen im Engadin in den Fluss steigen würden, und wenn wir uns danach im Wasser treiben liessen, irgendwann in Patmos wieder an Land steigen könnten. So nah ist alles Ferne immer. Nach dem Zoll in Sta Maria sind es wenige Kilometer bis nach Prad. Meine Schwester Ursula fährt. Kira, ihre Bordercollie-Hündin liegt hinten in der Hundebox, ich sitze auf dem Beifahrersitz.

Wir waren am Morgen im Wäldchen von Landquart aufgebrochen, wo Ursula in einem Tinyhouse des Campingplatzes übernachtet hatte. In Prad wollen wir die Kirche von Agums besuchen, deren Name ich von einem Text von Georg Paulmichl kenne. Es fehlte mir noch ein Bild für mein letztes Buch, in welchem das Prosastück abgedruckt ist. Ursula hatte die Idee, an ihrem Geburtstag, dem 18. Oktober, gemeinsam nach Agums zu fahren und in Prad zu übernachten, dem kleinen Städtchen am Eingang zum Tal in Richtung Stilfserjoch. In Prad hatte Georg Paulmichl von 1960 bis 2020 gelebt, in einer Werkstatt für behinderte Menschen gearbeitet, gemalt und seine Geschichten in spielerisch ernster Zusammenarbeit mit seinem Betreuer Dietmar Raffener formuliert.

Als wir in Prad ankommen, ist gerade Mittagszeit und wir setzen uns auf der Terrasse eines Kaffee hin, um etwas zu essen. Am Nachbartisch sitzt ein älterer Herr, der genüsslich vornüber gebeugt einen Teller Spaghetti isst. Es duftet köstlich nach Knoblauch, sodass wir wegen dem glücklichen Gesicht des einheimischen Gourmets auch solche Spaghettis bestellen und miteinander ins Gespräch kommen. Wir suchen, berichten wir unserem Tischnachbarn, die Kirche von Agums, aber eigentlich seien wir we-

gen einem Text von Georg Paulmichl hier. Ob er ihn kennt? «Oh ja», lacht der freundliche, pausbäckige Mann, «Ich bin beim Vater von Georg Paulmichl zur Schule gegangen. Der war nämlich Lehrer.» So sind wir punktgenau bei einem Kronzeugen gelandet und es stellt sich bei Salat und Spaghetti Aglio Olio mit Chillies heraus, dass der pensionierte Prader uns hier alle notwendigen Auskünfte aus erster Hand zum Dessert aufischt.

Die Kirche befindet sich oberhalb von Agums, dem kleinen Ort an der Strasse Richtung Lichtenberg. Der Herrgott, von dem Paulmichl geschrieben habe, sei eine aus Holz geschnitzte Jesusfigur in einer Kapelle. Ob denn die Kirche tatsächlich lichterloh gebrannt habe, wie Paulmichl berichtet? Allerdings! An dem Tag, am 5. Oktober 1971, als der Kirchturm gebrannt habe, sei er nämlich beim Apfelpflücken in einer Obstanlage im Tal beschäftigt gewesen. Er könne sich ganz genau daran erinnern, wie am hellichten Tag plötzlich eine gewaltige Rauchfahne und dann meterhohe Flammen aus dem Turm aufgeschossen seien. Alle hätten geschrien. Es sei Alarm geschlagen worden. Die hohe, hölzerne und beschindelte Turmspitze der Kirche hätte gebrannt wie eine Fackel. Dann stürzte sie ein. Eine Katastrophe. Es sei nicht weit von hier. Eine Viertelstunde zu Fuss. Was der Duft von Knoblauch nicht alles ausplaudert.



Die Kirche von Agums thront majestätisch über dem Dorf Agums, auf einem Felsvorsprung in der Talflanke. An solchen Orten hat man früher Burgen gebaut, die einen Überblick über das breite Tal benötigen. Ein mit von Fussgängern polierten Steinplatten gepflasterter Weg führt hinauf zu einem Eisentor in gekalktem Gemäuer, das die Kirche umgibt. Ein Flügel des Törchens steht offen. Ein struppiges, schwarzes Hündchen ist da festgebunden, das uns heraufkeuchen sieht und wedelt. Kira begrüsst ihren Artgenossen freundlich. Auch sie muss draussen bleiben, während wir eintreten in einen Vorhof, wo sich ein uralter Friedhof befindet mit Dutzenden flechtenbesetzter Grabsteine mit Inschriften. Von hier aus geniesst man einen prächtige Ausblick über das breite Etschtal. Die junge Frau, die uns aus der Kirche entgegen kommt, um zu schauen, ob sich die beiden Hunde gut miteinander vertragen, führt uns in das reich gestaltetet, mit farbenprächtigen Glasfenstern ausgestattete, altehrwürdige Gotteshaus, das gerade vorbereitet wird für die kommenden Allerheiligentage. Die junge Frau ist die Tochter der Mesnerin, einer schwarz gekleideten, freundlichen, rundlichen Person mit breitem Lächeln, die hinter dem schmiedeisernen Gitter die Kapelle mit Blumen dekoriert, wo der Herrgott von Agums hoch aufgerichtet ist, eine mächtige, überlebensgrosse, hölzerne Figur des gekreuzigte Heilands, mit seitlich herabgesenk-

tem Kopf, offenen Augen, lockigem Haar und Dornenkrone, mittelalterlich simplifiziert, grobschlächtig, mit hervorstehenden Rippen wie Bugbretter eines Schiffes, von ikonischer Skizzenhaftigkeit nur das Gesicht schon mit einem persönlichen Ausdruck. Und eben: offenen Augen. Der Herrgott von Agums lebt noch.

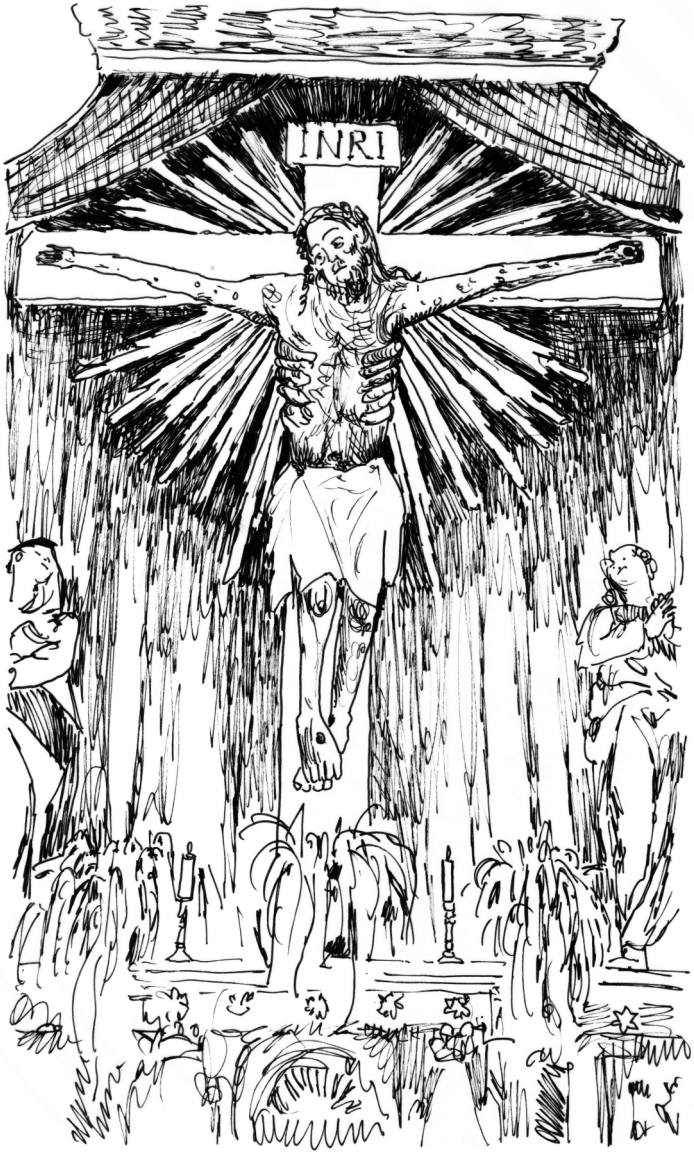
«Treten sie herein», freut sich die Mesnerin und öffnet uns die Gittertüre zur Kapelle, nachdem wir zu erkennen gegeben hatten, dass wir wegen dem «Herrgott von Agums» hier seien und zwar wegen Georg Paulmichl. Die Mesnerin schmunzelt. Sie hat Paulmichl persönlich gekannt und erinnert sich mit Freude an ihn. Seine achtvoll schelmische Art scheint überall gut angekommen zu sein. Paulmichl gleicht einem Passwort, mit dem die Menschen hier zu sprudeln beginnen und sich Türen öffnen, wo man gar keine sieht. Wir erfahren aus erster Hand, dass alles, was Paulmichel in seinem Text «Der Herrgott von Agums» geschrieben hat, nicht erfundene Geschichten sind, sondern auf Tatsachen beruhen, die er allerdings so wiedergibt, als sei der Herrgott von Agums eine lebendige Figur, nämlich der wirkliche, mit Gefühlen ausgestattete geschnitzte Herrgott von Agums, eine Art Tiroler Berg-Pinocchio, der von der Alp kommend, nach der Rettung aus der brennenden Kirche und dem Umzug in die Pfarr-

kirche von Prad daselbst, aus Kummer vielleicht, gestürzt und zerbrochen ist und die Gläubigen ratlos zurückliess, die nun «nicht mehr wissen, wen sie anbeten sollen».

Die Kirche von Agums wurde in ihrer heutige Form zwischen 1493 und 1510 erbaut ist aber seit 1303 erwähnt. Patron ist der Heilige Georg, weshalb Georg Paulmichl eine namensverwandtschaftliche Nähe empfand und sich bestimmt auch erkannt hat in der kindlich verspielten Georgsfigur aus dem 15. Jahrhundert, die in der Nische der Seitenkappelle eine unangestrengte Leichtigkeit verströmt, ja sogar theatralische Niedlichkeit, wie Spielzeug aus einem Kindergarten, im nachgestellten Kampf gegen das harmlose, beinahe Mitleid erregende Drachengewürm am Boden, unter den Hufen seines Pferdes. Man tut sich nicht weh. Auf dem Hauptaltar findet sich ein weiteres, prächtiges Gemälde von St. Georg, gemalt von Georg Pixner aus Imst im Jahre 1693. Neben ihm findet sich eine Statue des heiligen Ambrosius mit einem Bienenkorb. Ambrosius ist ein Kirchenlehrer, der im 3. Jahrhundert Bischof von Mailand war. Sein Name leitet sich von Ambrosia her, der Götternahrung der heidnischen Griechen. Der Bienenkorb weist noch weiter zurück, auf Ägypter, auf matriarchale Systeme, auf den Artemis- und später daraus hervorgegangenen Marienkult, dem wir ja bereits begegnet sind. Bei Ambro-

sius wurde das Bienen-Narrativ christlich so zurecht gebogen - aktualisiert sagt man dem heute - dass der Bienenkorb Fleiss und Gelehrigkeit bedeute, weshalb Ambrosius oft auch mit Buch und Geissel dargestellt wird, christliches Lernen mit Peitsche, Martyrium des freien Geistes in kirchlicher Zurechtbildung.

Als «Grosser Herrgott» wird die Skulptur bezeichnet, weswegen die St. Georgskirche von Agums zum Wallfahrtsort wurde. Die Skulptur stammt nach neusten Analysen aus dem 14. Jahrhundert. Die Legende erzählt hingegen, dass ein frommer Hirte im Jahre 1618, zu Beginn des Dreissigjährigen Krieg, der halb Europa verwüstet hat, das mehr als lebensgrosse Kruzifix auf dem Prader Ochsenberg geschnitzt habe. Der Hirte wollte das Christusbild der Pfarrkirche St. Georg schenken als Dank dafür, dass das Jahr für ihn gut geendet hatte. Allerdings konnten vier Männer zusammen das schwere Objekt nicht aufheben. Darauf habe der Hirte, der ein Hüne gewesen sein muss, das Kruzifix kurzerhand alleine über einen mehr als zweistündigen Weg nach Agums geschleppt. Zunächst ist das sperrige Ding in der Kirche kaum beachtet worden. Es gab keine Andacht davor. Schliesslich wurde es ausserhalb der Kirche in der Kapelle der Totengruft aufgestellt, wo jeweils viel Volk für die armen Seelen betete.



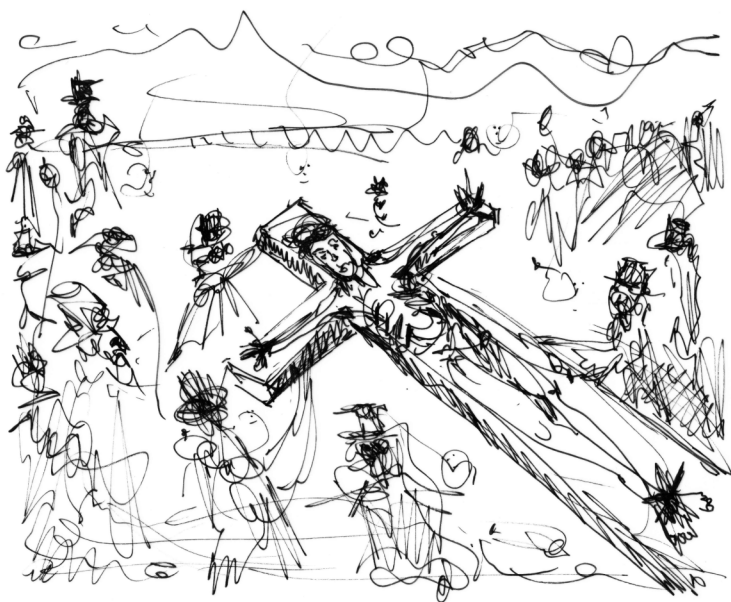
Am Bildnis sei nie etwas Besonderes beobachtet worden - bis an einem denkwürdigen Tag im Jahre 1702, an Fronleichnam nämlich, schreibt in einem Bericht aus dem Jahre 1704 der Agumser Pfarrer Gregor Schezer (1683-1709): «Da seint etliche Personen nach dem Gottesdienst in der Capell betend gewesen, und haben viel liechte und grosse Schweisstropfen (am Kruzifix) gesehen herausfliessen. weilen aber khain genuessame prob, wie es in solchen sachen sein muss, nit gewesen, (gemeint ist wohl, dass die Zahl der Zeugen des Wunders noch zu gering war) hab ich auch nichts anderes movieren khinen, bis 1703, zu welcher zeit alda die gresste khriegsgefahr gewesen.» Die Angst war gross, die Wirrnisse des spanischen Erbfolgekrieges unabsehbar. Die Zahl der Gebete wurde erhöht und zusätzlich wurde jeden Freitag in der Totengruft für die armen Seelen die heilige Messe und Rosenkranz gehalten. «Dabei hat das Cruzifix im Monat July in 3. Woch dreymallen starkh geschwitz. negsten samstag darauf, als ich mit ainer grossen menge volkhs vor dem bild bettete, das seint im angesicht auch sogar auf dem parth (Bart) und ganzen leib, sonderbar auf dem herz und brust und zwischen den ripen in ansöhen unser alleweil mehr und mehr gross und klaine schweisstropfen herfir geflossen». Auch im Jahr 1704 setzte sich das Schwitzen des «Grossen Herrgotts» fort, sodass der Pfarrer sogar extra die grosse Glo-

cke läuten liess, wenn das Schwitzen begann. «Was fir weinen diess verursacht, ist leicht zu erachten».

Wunder soll man nicht auf die leichte Schulter nehmen. Deshalb endet Pfarrer Schmezer seinen Bericht, man habe «mit aller consideration und obsicht beobachtet, ob nit ain natürliche ration oder betrug kohnte dabei sein, aber es kann nichts erdenkht oder erfunden werden. Das Cruzifix steht an ainen ganz hellen liechten orth, ist von holz ganz dur, gmain gefasst und auch schon alt.»

Von da an ging es rasant vorwärts. Der für Agums zuständige Generalvikar von Chur, Josef Paul Baron von Hausmann, nahm sich der Sache an. Man verhörte Zeugen zu den Schwitzungen und zu den wundersamen Gebetserhörungen. Sieben Männer wurden befragt. Schon am 27. 9. 1707 erliess Fürstbischof Ulrich VII. von Chur sein Gutachten, dass die ausserordentlichen Erscheinungen und Gebetserhörungen «ganz wahrhaftig» seien und somit der «Grosse Herrgott» als wundertätiges Gnadenbild anerkannt und dessen Verehrung gutgeheissen wird, spricht: kirchenamtlich bewilligt. Dies ist der Beginn der Wallfahrt von Agums. Die Bauarbeiten der Kapelle begannen, die Ausschmückungen mit Maria und Johannes als Seitenfiguren, Baldachinen und dem schmiedeisernen Gitter, an welchem die Pilger ihre Votivgaben befestigen konnten. 1736 wur-

de eine heilige Kreuzbruderschaft gegründet, die von Papst Clemens dem XII mit vielen Ablässen begnadigt wurde. Im 19. Jahrhundert schief die Wallfahrt ein. Die Schwitzungen hatten aufgehört.



Leider habe ich die historische Fotografie von einer Prozessions des "Herrgotts von Agums" aus dem Jahre 1933 nur in der Erinnerung behalten können. Das Foto habe ich in einem Pilgerbüchlein gesehen, das ich verhöhnt habe. Hier ist als schemenhafte Skizze festgehalten, wie schwarz gekleidete Männer mit Hüten das gewaltige Kreuz über die Hauptstrasse zwischen Agums und Prad schleppen.

1971, beim Brand des Dachstuhls und des Turmes der Kirche, konnte die Holzfigur in letzte Minute vor den Flammen gerettet werden, dank einer Gruppe wagemutiger Männer. St. Georg, der Schutzpatron der Feuerwehrsleute ist ihnen beigestanden. Danach stürzte die Decke ein. Die Glocken waren im Stuhl geschmolzen, ein halb zerflossenes Bronzestück davon ist in der Kirche zur Erinnerung noch aufbewahrt. Der obdachlose Herrgott erhielt im Nachbardorf Prad Asyl, in die Pfarrkirche Maria Königin, die zwischen 1956 und 1958 erbaut wurde und zu den trostlosesten und hässlichsten Werken kirchlicher Architektur zählt, die ich kenne: ein klotziger, plumper Bunkerturm mit Fensterchen wie Schiesscharten, Typ: Flachdach-Getreidesilo. Daneben das völlig unpassende und fehlproportionierte Kirchgebäude, gleich einer billigst hochgezogenen, schmucklose Scheune, Maschinenhalle oder Flugzeugbomberhangar. Bei Eintritt in die abweisende Gottesfabrik muss man den Kopf einziehen. Die niedrigen Türen sind an den Boden gedrückt, wie Schlitzte unter einem betonierten Teppich. Schrecklich. Da hätte ein Brand deutliche Verbesserungen gebracht. Kein Wunder dass der Herrgott es hier nicht lange aushielt. Er fiel von seinem Podest, und ein Teil eines Armes brach ab. Ursache des Unglücks war ein Handwerkerpfusch, wie man sagte, genau wie auch beim Brand im Agumser Kirchenturm. Der Restaurator stellte beim

grossen Sevice fest, dass der Kopf des Grossen Herrgotts nicht wie Kunstsachverständige in einem Buch geschrieben hatten aus weichem Lindenholz, sondern aus Zirnholz gefertigt sei, ein Tiroler Dickschädel. Am 9. Oktober 1988 wurde der Grosse Herrgott von Agums wieder an seinen ursprünglichen Platz in der St Georgskirche gebracht. Die Wallfahrt konnte erneut beginnen.

Georg Paulmichl war Augenzeuge all dieser Ereignisse. Beim Brand war er elf, beim Sturz der Figur in der Pfarrkirche Maria Königin in Prad war er fünfzehn Jahre alt. Von der Rückkehr der Figur nach Agums berichtet Paulmichl nicht. Sein Text endet mit der Szene, dass nach dem Sturz des Herrgotts nur noch der Vorhang da war, ohne etwas dahinter. Über die Ratlosigkeit der Gläubigen, über kirchliches Getue und Theater hat sich Georg Paulmichl, bei allem Respekt für die Sorgen der Menschen, vor allem wegen der Gewissheit des Todes, schelmisch und selbstironisch lustig gemacht. Nehmen wir als weiteres Beispiel dafür seine Dichtung zum Thema des kirchlichen Ehebundes. Mir kommt es vor als würden Worte und Sätze wohl abgewogen und gekonnt wie Kohlkraut in einen irdenen Topf gestampft.

Hochzeit

Allein will der Mensch nicht das Leben kauern.

Der Mensch braucht jemand, dem er die Plaudertasche umhängen kann.

Er braucht einen Lebenspartner zum Streitvergnügen.

Hoch zu Ross, mit Kutsch und Böllersalut, besteigt die Ehebranche das Kirchenschiff.

Mit modernen Socken und Parfüm bestrichen, schreitet jeder dem Schaugang zu.

Der Pfarrer erklärt feierlich den Geschichtsunterschied.

Grantige Tanten fispeln auf dem Chor die Hochzeitsvesper.

Endlich bekommt die Frau im Küchenkabinett eine Aufgabe zugewiesen.

Im Ehezimmer wird der Nachwuchs ans Licht befördert.

Die Storchengeschichte wird von der hohen Geistlichkeit streng bezweifelt.

Ich habe der Ehe tapfer entsagt.

Vom Frauenschwarm will ich nicht umzingelt werden.

Ich möchte nur noch aufhören zu schreiben, wenn ich sowas Geniales lese. Jawoll! Du kannst dich, Danielos, nur lächerlich machen mit dem deplatzierten Antrieb, dich korrekt und verständlich ausdrücken zu wollen. Wie bünzlig! Zum Glück habe ich nichts zu verlieren, kein Publikum,

kein Weltruhm, keinen Wikipediaeintrag, keine Frau, nur eine handvoll Freunde und mich selbst, den Klebrigsten von allen in der Welt, den ich nicht los werde. Also darf ich mich abseits von Gültigkeit damit begnügen, lernend meine Selbstbehinderung aufzuräumen.

Man muss allerdings sagen, und das ist keine Entschuldigung für gar nichts, dass Georg Paulmichl nicht alleine war. Georgs Vater, der Lehrer war, hatte erkannt, dass für seinen Sohn, der mit Trisomie 21, also dem Down Syndrom, geboren worden war, der beste Platz in einer besonderen Einrichtung ist. So kommt Georg 1980 in die Werkstatt in Prad und begegnete dort auf Augenhöhe seinem Betreuer, Dietmar Raffener, der die Talente von Paulmichl nicht nur förderte, sondern in einer konzentrierten, gemeinsamen, spielerischen Arbeit zu Papier bringt. Dabei hat Raffener nie selber formuliert, sondern an der Schreibmaschine sitzend die Erlebnisse und Sprachschöpfungen Paulmichls geduldig und achtsam abgefragt und aufgezeichnet.

Mir kommen die beiden vor wie Freunde aus verschiedenen menschlichen Geistesepochen. Ich werde es hoffentlich schaffen dies genauer und klarer darzulegen. Mir kommen Paulmichl/Raffener vor wie eine magische Begegnung zwischen einem Vorsokratiker und der sogenannten modernen, sogenannten aufgeklärten Gegenwart, wobei Pau-

michl der Vorplatoniker ist (um das Wort zu nehmen, das Nietzsche vor Vorsokratiker verwendet hat, weil er Sokrates nicht mochte), als die Dinge noch bei sich waren und Raffiner der begriffliche Intellektuelle ist, der seine eigenes Untergegangenes erkennt in der Ebenbürtigkeit mit dem sogenannt Behinderten und sie beide ihre gegenseitige Bewunderung zu einem gemeinsamen Spiel machen, bei sprachlichen Fischzügen im aufregenden Meer des Alltags.

Um meine, zugegeben noch etwas windschiefe These zu illustrieren, über die Nähe von Georg Paulmichl zu den Vorplatonikern, hier zwei Beispiele: Achten sie vor allem auf den Paulmichelschen Duktus. Zuerst das Fragment Nummer drei von Xenophanes, geboren um 580 vor Christus in Kolophon, einer Nachbarstadt von Efesus. Er gilt als einer der bekanntesten Vorplatoniker. Nach einem sehr langen Leben, vielleicht wurde er über hundert Jahre alt, soll er nach ausgedehnten Reisen in Süditalien, vermutlich um 480 v. Christus gestorben sein.

«Überflüssigen Prunk hatten sie von den Lydern erlernt, solange sie noch frei waren von der verhaßten Zwingherrschaft. Da schritten sie zum Markte mit purpurnen Gewändern nicht weniger denn tausend zumal, prunkend, einherstolzierend mit schön geschmückten Locken und triefend vom Dufte künstlich bereiteter Salben.»

Das ist nicht gar so erheiternd wie Paulmichl, aber immerhin. Oder Heraklit: Fragment 87:

«Ein hohler Mensch pflegt bei jedem Wort erschreckt dazustehen.»

Es werden, dichterisch verkürzt und eingekocht, pure Gefühle in Sprachbilder gemeisselt. Dahinter verbergen sich aber, wie bei Paulmichl, historische Tatsachen, Fakten. Die Lyder, im Süden der kleinasiatischen Küste, heute Türkei, deren König Krösus der letzte und grosszügigste war, lebten im Überfluss. Warum? Weil sie die unglaublich aufwändige und teure Herstellung der königlichen Farbe Purpur, aus den winzigen Drüsen von Meeresschnecken, vergünstigt hatten durch ein glücklich entdecktes, chemisches Verfahren mithilfe der Kalksinterquellen von Pamukkale. Die Lyder konnten mit der Überschwemmung des unerwarteten Gewinns so wenig Sinnvolles und so wenig Nachhaltiges anfangen wie Lottomillionäre nach der Sintflut ihres Goldregens. Die Lyder waren die ersten, die Münzen prägten, die also gleichsam aus Notwehr das Geld erfanden, weil sie von allen Waren mehr besaßen als sie benötigten, schon kurz danach allerdings umso schneller auch alles wieder verloren haben, unter der «verhassten Zwingherrschaft», gemeint sind die Perser, die sich das Königreich der Lyder und ihr profitables Färbegeschäft unter den Nagel gerissen haben.

Bei Heraklit, Sohn einer Basileenfamilie, einem Königsgeschlecht von Ephesus (520-460 vor Christus) wird

der Satz darauf hin deuten, dass ein hohler Mensch ein Wort gar nicht aufnehmen kann. Es wird in ihm wie in einem Hohlraum Hin und Her geworfen, endlos nachhallen, ein vielstimmiges Echo erzeugen und als Unverstandenes aus ihm heraus dröhnen, wobei der hohle Mensch dabei erschrickt, weil er selber nicht fassen kann, was er äussert und nicht versteht, woher es kommt.

Vor unserer Rückkehr aus Prad nach Landquart will ich noch der Werkstätte, in der Georg Paulmichl gearbeitet hat, einen Besuch abstatten, in der Hoffnung, ein weiteres Buch mit seinen Geschichten und Bildern meiner Sammlung hinzuzufügen. Ich werde herzlich empfangen von einer Gruppe von Betreuerinnen, die mich in einem Raum mit allerlei Produkten der Werkstätte allein lassen. Bücher gibt es keine. Ich wähle zwischen Körben, Schneidbrettchen, Topflappen, Kerzen und Bildern, als Geburtstagsgeschenk für meine Schwester eine sehr lebendig in leuchtend Gelb und Orange glasierte, tönerner Kugel, von der ich keine Ahnung habe, wofür man sowas gebrauchen könnte. Eine Vase ist es jedenfalls nicht, denn sie besitzt nur unten ein kleines Loch. Ausserdem sehe ich eine hübsche und lustige, aus gestrickten oder gehäckelten Teilen zusammengesetzte bärige Puppe mit lieblichen Knopfaugen, einem rosaroten Halstuch und tollkühn gewagten Farben zwischen herbstlichem Braun, Violett, Rot und Gelb. Später erfahre ich von

meiner Schwester dass es sich bei der Kugel um eine sogenannte Rosenkugel handelt. Just vor ein paar Tagen sei eine solche in ihrem Garten kaputt gegangen. So passt die feurige, planetische Kugel nun genau auf den frei gewordenen Stab, zwischen noch immer blühenden, und duftenden gelben Rosen vor ihrer Wohnung. Hätte ich dies gewusst, wäre ich über meine Wahl enttäuscht gewesen, enttäuscht wegen Absicht, jetzt hingegen glücklich, weil ich nicht der Wählende war. Das Passende hat sich selber gewählt, ganz ohne mein Verdienst. Für mich selber kaufe ich ein paar halblange, gestrickte Socken aus dicker, blauer Van-Gogh-Sommernachtshimmelwolle. Ich bin nicht fähig, aufrichtig und dankbar genug auszudrücken, was sie bedeuten. Meine Füße müssen es sagen. Im Alter bin ich davon ab gekommen, meine Füße zu bevormunden.

Das hübsche Georg-Standbild der Kirche von Agums, wie aus einer Aufführung der Augsburger Puppenkiste. Georg ist einer der beliebtesten Männernamen Europas und als Heiliger ist er Schutzpatron von fast allem, aber vor allem Bezwinger von Krankheiten: Syphilis, Pest, Hautkrankheiten, Fieber .. Das rote Georgskreuz auf weissem Grund erinnert an das Rote Kreuz und ist in vielen Wappen enthalten, von England, Russland, Tirol, Barcelona, London, Moskau und vielen mehr. Georg soll als christlicher Märtyrer am 23. April 303 im Alter von 22 Jahren enthauptet worden sein. Zuvor hatte er eine blendende Karriere unter dem römischen Kaiser Diokletian (240-312) hingelegt. Er stieg auf bis zum Tribun, wurde aber Opfer neu aufflammender Verfolgungen von Christen, weil diese sich weigerten, den verordneten Sonnenkult, also die Apollverehrung, zu befolgen.



Jakobsweg

Wolkenloser Himmel. Die Sonne geht um sieben Uhr auf. Heute bin ich schon eine Woche auf der Ägäisinsel Patmos, und insgesamt 10 Tage schon unterwegs, aber ich fühle mich noch immer nicht ganz zuhause. Einen Arbeitsplan habe ich nicht gemacht. Die Welt wartet auf Struktur. Das Zelt steht. Aber mir ist noch nicht klar, wo der Eingang ist.

*heut schmeckt das blau nach taucherbrille der teddybär nach gartenschlauch feigenbüsche plätschern wie fahnen aus honig ein blechdach tanzt mit dem zementmischer um die opferlammsuppe für den erzen-
gel michael das rosten von gestern hält lachend alles eiserne zusam-
men ein staunen kommt aus sich nicht heraus an dieser erhebung des
universums die fesch und treuherzig wie eine faust auf den pass äugt
wehe du, wenn jemand mein paradies aufräumt dann regne ich lieder
aus bittermandeln webe datteln aus spatzengezwitscher lasse grana-
täpfel explodieren aus den tränen von wäscheklammern und der lö-
wenzahn brüllt aus hühnereierschneckenhäuschenfieberthermometer-
mauerritzen bis der kosmos seinen unrat aufgibt in vogelfreie ordnung
zerfällt und unser traum jede sturheit zu staub putzt staub von gold
und sternen du komm näher geh weg nein bleib wie du bist meine süs-
se flamme aus immer*

So hätte ich vermutlich um 500 v. Chr. geschrieben. Bei den Vorsokratikern schrieb man so, wie man sprach, ohne Gross- und Kleinbuchstaben, ohne Punkt und Kommas. Man kann solche Texte nicht einfach still für sich lesen. Wir müssen sie laut vorlesen, ihnen unsere lebendige Stimme verleihen, um ihrer Unmittelbarkeit näher zu kommen.

Im kleinen Hafendörfchen spaziere ich zum Büro von Kostas und Smaragda, um 200 Euro für Strom und Wasser zu bezahlen, für die vier Monate, die ich in ihrem Apartment in Skala, auf der heiligen, griechischen Insel Patmos verbringen werde. Beide sind im Office hinter ihren breiten und langen Bürotischen geduckt, mit den breiten und langen Bildschirmen vor sich, damit sie sich nicht durch Blicke abhalten von der Arbeit. Smaragda ist eine gut erhaltene, kleingewachsene Frau in den 60-ern, mit rot gefärbten Haaren, nofretetisch geschminkt, und wir kommen sofort ins Plaudern. Ich hätte gestern von der Terrasse aus gesehen, berichte ich, dass viele Leute in die kleine Kapelle unten beim Fussballplatz geströmt seien, zum Fest des Erzengels Michael. Kostas habe mir nämlich erzählt, dass sie, Smaragda, daran teilnehme. Ja, sie sei tatsächlich dort gewesen, bestätigt Smaragda. Es hätte aber nicht, wie ich in Wikipedia gelesen habe, eine Opferlammsuppe gegeben, sondern Brot, das in der Kapelle geteilt wurde und

danach hätte man noch Kaffee ausgeschenkt und dazwischen immer wieder die Glocke betätigt. Costas kommt dazu und zeigt mir einen Abschnitt des Brotes, bricht davon ein Stück ab und gibt es mir in einem verknoteten Plastikbeutel mit. Das Brot des heiligen Michaels. Bald gäbe es ein weiteres solches Fest in der Kirche Paraskevi, das ist die Kapelle auf dem kleinen Felsen beim Hafen. Ich sähe sie direkt von meiner Terasse aus. Da wollte ich schon vor ein paar Tagen hin, weil Roulla immer davon erzählt hat. Aber Roulla, sagt Kostas, werde wohl nicht dabei sein, weil sie in Trauer ist, weil ihre Mutter Maria am vergangenen Samstag gestorben ist. Sie wurde 96 Jahre alt. Er werde mir sagen, wann das Fest sei. Dann solle ich auch vorbeikommen. Ich dürfe sowieso überall, wo eine Kapelle offen sei, mitmachen, eintreten, dabei sein.

Kostas ist in Athen aufgewachsen und der Grund weshalb er hier auf Patmos gelandet ist, sei eben Smaragda, eine waschechte Patmierin, die er in Athen getroffen habe. Das geschähe mit vielen Menschen so. Ich stimme zu, denn eine ähnliche Geschichte habe ich von Jakovos gehört, der auch wegen Roula hier geblieben ist. Beide lachen.

Dann erzähle ich von meinem Grund weshalb ich hier sei, wegen meiner Schwester Ursula und ihrer Freundin Rita, die hier mit Nikos verheiratet war und vor ein paar Jahren gestorben ist. Smaragda erinnert sich an Rita so-

fort. Ja, Rita hätte Herzprobleme gehabt und Nikos kennen sie auch. Gampierakis gibt es hier zwar viele, aber als ich ihnen von Nikos Vater erzähle, dem rüstigen Greis mit dem wuchtigen Schnurrbart und dem nagelnden, blauen Einacher, und von Mosca erzähle, ihrem Schiff, ist alles klar. Ich wolle Nikos bald treffen, um mit ihm Fischen zu gehen. Ich solle einfach ungeniert vorbei kommen, sagen die beiden, wenn ich irgendetwas benötige. Einen kleinen Elektroofen würden sie mir noch vorbei bringen. Im Moment sei es noch nicht nötig sage ich. Ausserdem sei ich ein Schweizer, der sich Schnee gewöhnt ist. Für mich sei es noch so warm wie im Sommer. Ja, pflichtet Kostas bei, so warm wie nie zuvor.

Auf dem Weg zur Meloi Beach esse ich ein Stück des Erzengel-Michael-Brotes, das mit Sesamkörnern bestreut ist, leicht süsslich und nach der stillen Kraft von Bescheidenheit schmeckt und nach wilden Kräutern. Als ich nach dem Bad im glasklaren Meer und nach der Fütterung meiner Tausendschaft von Fischen, über den Hügel von Koumana zurückspaziere, höre ich, als ich an der Kapelle bei der Abzweigung nach Aspri vorbei komme, sie heisst Ksoklisi, einen Mönch ein Lied singen. Er ist ganz alleine in der Kapelle, die Türe steht offen und ich sehe in der Dunkelheit viele Kerzen brennen, wie ein Kosmos von flackernden Sternenflämmchen. Ich bleibe draussen in der Sonne

stehen, höre eine Weile zu und schreite dann an den mit Steinmauern gesäumten Terrassen vorbei, wo oft Esel und Maultiere weiden, Richtung Skala, esse im H'Netia frische Kalamares und Horta, von denen ich nur die Hälfte essen kann, den Rest mit nehme.

Beim Nachmittagsschlaf studiere ich viel nach über die Fortsetzung der Geschichte von Agums, also beim Einstieg in den dritten Band. Mir kommt aber nichts Überzeugendes in den Sinn. Hingegen tauchen immer wieder Gedanken auf an eine Geschichte für einen Bildweg in Spiez am Thunersee, den ich vor zwanzig Jahren geplant hatte, der aber leider nie stattfand. Es ist die Erzählung von einem geistig behinderten Paar, das in einer Wohngemeinschaft lebt und die von ihrem Betreuer gehört haben, dass er auf dem Jakobsweg gewesen war, in Santiago de Compostela, und dass auf solchen Pilgerwegen sich der Mensch ganz tief verändere, sodass man ihn nachher, bei der Rückkehr von der Wallfahrt, nicht mehr erkenne. Das lässt die beiden, Jürg, der 32 Jahre alt ist und Susanne, die 28 Jahre alt ist, aufhorchen. Die beiden sind schon länger ein Paar, aber so eben, wie man in den Umständen eines betreuten Wohnheimes für geistig Behinderte ein Paar sein darf, eher etwas heimlich aber doch natürlich so, dass es jeder weiss. Man kann Liebe nicht verbergen.

Eines Tages sind Jürg und Susanne verschwunden. Niemand weiss, wohin sie gegangen sind. Es fehlen nur wenige Dinge in ihren Schränken. Es gibt eine Notsitzung der Heimleitung, als sie am Nachmittag immer noch nicht zurück sind. Es wird überall nach Jürg und Susanne gesucht. Abends wird die Polizei informiert.

Unterdessen sind Jürg und Susanne auf dem Spiezer Rebberg unterwegs, wo ein Wanderweg auf der bewaldeten Krete ausgeschildert ist. Es ist der Jakobsweg. Jürg hat das Schild vor ein paar Tagen erstmals gesehen bei einem Ausflug zum Schloss von Spiez am Thunersee. Nicht weil er lesen kann, sondern weil ihr Betreuer, Herr Fischer auf das Schild gezeigt habe. Jürg hat es Susanne erzählt. Und kurzerhand haben sie entschieden, unverzüglich nach Santiago de Compostela zu pilgern, genau wie ihr Betreuer, der Herr Fischer, auf dem Jakobsweg, und dass sie sich da verändern, zu normalen Menschen werden und dann heiraten und Kinder haben können.

Das ist der Plan: Herr Fischer hat wortwörtlich gesagt: «Wenn einer aus Santjago vom Jakobsweg zurück kommt, dann kennt man ihn nicht wieder.» Obwohl das bei Herr Fischer selber nicht unbedingt der Fall war, wie Jürg und Susanne laut und deutlich sagten, blieb Herr Fischer dabei: "Das Grab des heiligen Jakobs verwandelt alle zum Guten, wenn man nur richtig fest bleibt im Glauben.» Unterwegs

aber müsse man natürlich viel beten. Aber das koste ja nichts, sagte Jürg, also packen wir jetzt unsere paar Dinge zusammen und gehen. Herr Fischer habe doch gesagt, dass alle Menschen jederzeit auf den Jakobsweg gehen können. Das haben beide genau gehört: Alle Menschen.

Schon am frühen Nachmittag im Wald oberhalb des Rebweges sind die beiden etwas müde vom vielen Beten, denn überall gibt es etwas Wichtiges zu sagen, zu wünschen und zu erflehen. Bei einem Holzbänklein setzt sich Susanne hin und sagt, dass sie etwas hungrig sei. Jürg kniet vor ihr nieder und beginnt zu beten, dass der Heiland seiner künftigen Ehefrau doch etwas zu essen bringen möge. Susanne schliesst die Augen, öffnet den Mund und hebt ihren Kopf zum Himmel, der zwischen den Baumwipfeln durchscheint. Nach ein paar Minuten sagt sie, sie hätte nun genug gegessen. Jürg solle aufstehen. Aber wenn das nächste Mal ein Kiosk komme, soll er ihr ein paar Gummibärchen kaufen, was versprochen ist.

Man solle nicht hetzen und nicht pressieren auf dem Jakobsweg, hat Herr Fischer gesagt. Also gehen die beiden ganz gemütlich weiter. Manchmal joggt eine junge Frau mit neonfarbigen Leggings vorbei, dann wieder ein junger Athlet mit stromlinienförmigen Turnschuhen. Ob es denn noch weit sei nach Santiago will Susanne wissen, als es schon eindunkelt. Es kann nicht mehr weit sein, sagt

Jürg, er spüre an sich schon, dass sich etwas verwandle. Ausserdem sei es doch so schön, miteinander nach Santiago zu pilgern, um da zu heiraten. Dann umarmen sie sich. Jürg betet zu einem Eichhörnchen, das, aus einem Tannensumpf geschnitzt, am Wegrand höckelt.

Da plötzlich hören die beiden Kichenglocken. Ganz deutlich. Bimm Bamm dann weiter Bimm Bamm und Bumm, die dritte Glocke und Bebimm Bamm undsoweiter.

Die Augen von Susanne und Jürg leuchten: "Santiago! Das sind die Glocken von Santiago di Compostela! Hörst Du? Es ist nicht mehr weit!"

"Wir müssen nochmals beten," sagt Jürg. «Man muss das Ernst nehmen mit dem Beten», wiederholt er, "sonst klappt das nicht mit dem Wunder."

"Also mach schnell!", sagt Susanne.

«Wie schnell? Wie betet man schnell?»

«Keine Ahnung. Aber da ist ein Stein auf dem Weg. Siehst du den?"

"Klar seh ich den Stein."

"Du kannst ja ihn anbeten. Das machen Muslime auch, die haben immer so eine Art Ziegelstein bei sich, den sie anbeten."

"Ach ja?" sagt Jürg. "Und das wirkt? Meinst du?"

«Wieso nicht, wenn es Millionen von Muselmanen machen. Die sind ja nicht dumm.» sagt Susanne.

«Also gut.» willigt Jürg ein. Er kniet hin auf dem Weg vor dem Stein. «Du musst auch hinknien, Susanne«, sagt er dann.

«Wieso ich auch? Muss das den sein?», protestiert Susanne, "dann wird doch mein Kleid schmutzig und ich habe für die Hochzeit nichts Sauberes anzuziehen!"

«Der Stein will aber dass du auch hinkniest. Bitte!» fleht Jürg.

Also kniet auch Susanne hin.

«Und was beten wir jetzt?» fragt Susanne, "mach schnell. Mir tun die Knie schon weh.»

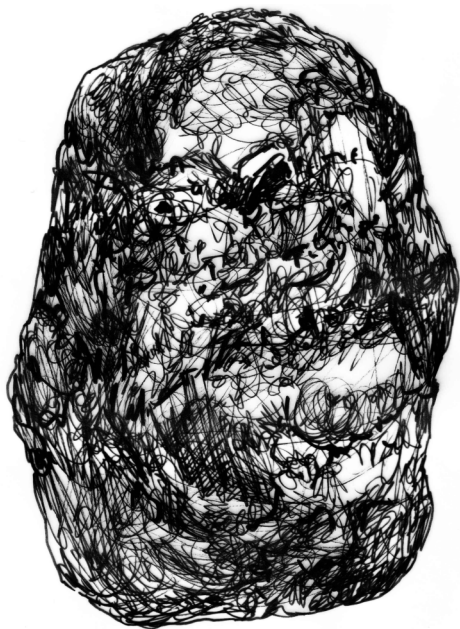
« Hör zu!» beginnt Jürg, denkt nach und spricht dann ganz langsam: «Lieber Stein, erbarme dich mein, Amen.»

« Darf man so zackig beten?" fragt Susanne. "Ist das nicht unanständig?"

«Beten darf man alles, hat Herr Fischer gesagt und auch die Vikarin, Frau Brunschhofer, die Tirolerin, sagt das."

«Ja ich weiss» erwiedert Susanne schnippisch, «du findest die sicher sehr toll, diese Tirolerin, nicht wahr! Ich habe schon gesehen dass du ein Auge auf sie geschmissen hast?»

"Ach was!» wehrt Jürg ab, "es gibt für mich nur dich,



Susanne. Du bist meine ewige Flamme.»

«Okay», beruhigt sich Susanne, «und was soll denn der arme, wehrlose Stein jetzt machen mit unserem ingebrünsteten Gebet?"

Jürg überlegt. Er steht auf, zieht auch Susanne zu sich hoch. Sie umarmen sich. Dann schauen beiden auf den Stein zu ihren Füßen hinab.

«Das ist seine Sache», sagt Jürg. «Der liebe Stein darf machen mit unserem Gebet was er will. Ganz allein, ganz frei. Er hat still und andächtig zugehört. So machen das die Steine. Sie können auch nicht über ihren Schatten springen. Adieu Stein! Machs gut!»

Das Glockengebimmel ist auf dem Höhepunkt angekommen und es ist ein Leichtes für die beiden, den Wellen und Strahlen des Klanges entgegen zu gehen, weil der Weg jetzt sowieso vom Hügelkamm herab, aus dem Wald, auf Wiesen hinaus führt, mit vereinzelt Häusern, hinter denen im letzten Dämmerlicht des Abends der Kirchturm aufragt: «Santiago de Compostela!» ruft Jürg laut: «Wir kommen!»

Susanne fragt: «Kannst du mir sagen, mein lieber Schatz, Schnuckiputz und Bräutigam.... Nicht wahr du bist doch mein Bräutigam?

«Ja klar, was denn sonst?» antwortet Jürg.

«Was bedeutet denn Kompostela. Ist das ein Komposthaufen, wo man aus Abfall Erde macht, so wie das unser Hausabwart, Herr Rutishuser macht. Wo wir unsere grünen Bioabfallkübeli, die so furchtbar stinken, hinbringen. Ich verstehe das einfach nicht was der heilige und von Weihrauch parfümierte Jakob mit diesem Komposthaufen vor hat?»

«Es ist eben ein Grab», sagt Jürg, «Ein Müllhaufen, wo die Toten liegen und zu Erde verrotten.»

«Aha," meint Susanne trocken und vorwurfsvoll: «Das ist aber nicht sehr romantisch.»

« Ja, aber die Ehe ist auch nicht einfach immer romantisch. Da gibt es dann noch viel hartes Brot zu knacken.»

Die beiden bleiben stehen.

Jürg fährt fort. «Manchmal stinkt es auch den Eheleuten. Du hast ja gehört von unserer Vikarin, Frau Brunschhofer, wieviele Scheidungen es gibt.»

« Nicht mit mir,» protestiert Susanne energisch. «Eine Scheidung kommt gar nicht in Frage. Entweder du heiratest mich, oder du nimmst die Vikarin.»

«Ach was", sagt Jürg und schmust mit Susanne, «Unseren Kompost kriegen wir schon auf die Reihe. Keine Angst!»

Die beiden stehen ganz in der Nähe der Kirche, mit leuchtenden Augen.

«Und was machen wir jetzt hier?" fragt Susanne.

«Wir müssen jetzt noch das Grab des heiligen Jakobs suchen.» freut sich Jürg, «Herr Fischer hat doch gesagt, dass Santiago in der Sprache der Eingeborenen heisst: Heiliger Jakob. Schau. Da ist der Friedhof.»

Die beiden gehen durch ein schmiedeeisernes Törchen in den Friedhof hinein. Es ist ein stimmungsvoller Gottesacker mit vielen alten Steinen und Kreuzen und überall frischen Blumen. Es wird aber auch schon etwas gfürchig, weil die Nacht hinein bricht. Zum Glück brennen auf einigen Gräbern Kerzen.

«Hier ist er!» ruft Susanne plötzlich.

Jürg schaut auch auf den gravierten Granitblock.

«J-A-K-O-B», buchstabiert Susanne triumphierend, «Da steht Jakob!"

Jürg schaut erneut hin: «Du weisst doch, dass ich nicht lesen kann» er stampft enttäuscht auf den Boden.

«Egal. Du hast doch ein Bild davon gemacht, wie das Wort Jakob aussieht. Geschrieben, meine ich.»

«Ja, stimmt», entschuldigt sich Jürg, und nimmt einen Zettel aus dem Hosensack, streicht ihn glatt. JAKOB steht darauf. Er vergleicht seinen Zettel mit den Buchstaben, die in den Grabstein gemeisselt sind.

«Juhuii!», jubelt er danach. «Susanne! Du hast recht. Wir sind am Ziel unserer Träume vor Anker. Das ist das

Grab von Jakob. Lass uns beten. Lieber Herrgott, heiliger Jakob, der du hier kompostiert bist in Santiago. Lass uns zu normalen Menschen werden, damit wir heiraten können und viele Kinder kriegen und eine schöne Familie gründen können. Amen.»

« Und eine glückliche Familie. Amen», ergänzt Susanne. Doch dann schluchzt sie plötzlich: « Aber wie machen wir das jetzt mit den Kindern?»

«Wie meinst du?» fragt Jürg und legt seinen Arm zärtlich um ihren Hals.

«Du bist doch unterbunden.»

« Warts nur ab,» tröstet Jürg, «Das kriege ich schon hin. Ich habe noch ein sackstarkes Gebet hinter der Hand."

«Wirklich?» zweifelt Susanne.

«Ich werde das Gebet in den Himmel abfeuern und es wird da wie eine Auguststrakete einschlagen, oder wie eine Bombe!»

«Super.» klatscht Susanne, « Wirst du das wirklich machen für mich?»

« Aber klar doch» bestätigt Jürg ernst, «Ich werde so heftig beten, dass die Steine zu Mitleid erweichen.»

«Ehrenwort?» freut sich Susanne.

«Ich schwöre es!" Jürg hebt seine Hand, "Den Engeln

werden die Hörgeräte rausfallen.»

«Und wie sagen wir das dem Herr Fischer?» will Susanne wissen.

«Es sei ein Unfall gewesen» antwortet Jürg, mit hochgezogenen Augenbrauen und beide lachen dann.

«Jetzt habe ich aber Hunger», sagt Susanne.

«Ich auch», bestätigt Jürg.

Die beiden verlassen den Friedhof bei den letzten Bimms und Bamms der Kirchenglocken und spazieren ganz glücklich, Hand in Hand, beschwingt und wie schwebend in der Luft, zu den Lichtern der Stadt, die sie vor sich sehen, .

«Sind wir jetzt verheiratet?" fragt Susanne.

«Wenn du Ja sagst schon.»

«Ja.»

«Du musst auch Ja sagen.»

"Ja.» sagt Jürg

«Hast du die Eheringe dabei?» fragt Susanne.

«Wieso ich? Ich glaube,» überlegt Jürg, «dass die Trauzeugen die Ringe mitbringen.»

« Welche Trauzeugen?» fragt Susanne.

«Na, die eben, die gerade da sind.»

«Aber es ist ja niemand Zeuge.» lamentiert Susanne

traurig.

«Doch!» entgegnet Jürg. «Dieses Gartentörchen da zum Beispiel. Siehst du es?»

« Ja aber das ist doch kein Trauzeuge, das ist ja nur ein morsches Gatter. «

«Aber es hat gehört, dass wir uns Ja gesagt haben.»

« Also gut.» gibt Susanne etwas kleinlaut nach. «Und sonst?»

Jürg bleibt stehen. Er kniet wieder nieder vor Susanne, die etwas peinlich gerührt da steht und ihm in den Kopfharen knuddelt.

«Alle Ameisen « beginnt Jürg, « Alle Flötter, die unter den Strassenlampen schwirren, die Geranien, Rasenblumen, Bsetzisteine, und alle Sterne, die ihr auf uns herabschaut, und du, lieber Mond da und ihr Baumwipfel und parkierten Töfflis und Autos und du, Hund, der aus der Ferne bellt. Ihr seid doch alle Zeugen. Susanne und Jürg sind verheiratet.»

«Also gut,» sagt Susanne, zieht Jürg hoch, der eine Träne im Auge hat. «Du bist jetzt mein Ehemann, Jürg. Du musst nicht weinen. Ich bin auch gerührt, dass ich dich nun unter meiner Knute habe.»

Und so spazieren die beiden, von Glück überschwemmt, zu einem grossen Platz, wo es viel künstliches Licht hat,

weil da ein Bahnhof ist mit vielen Leuten. Plötzlich hören die beiden von weitem einen Ruf: «Da sind sie!» Es ist die Stimme von Herr Fischer.

«Was macht denn Herr Fischer in Santiago?» fragt Susanne entgeistert.

Jürg zuckt mit den Achseln.

«Jürg! Susanne!», ruft Herr Fischer.

«Weshalb erkennt er uns?» fragt Jürg vorwurfsvoll.

«Wie meinst Du das?» fragt Susanne.

«Wir sind nicht mehr die alten Jürg und Susanne,» wirft Jürg die Hände vor sich: «Wir sind ganz neu, ganz anders und man wird uns nicht mehr erkennen, wenn wir aus diesem verdammten Santiago vom Kompost zurückkehren. Hat nicht genau das dieser Herr Fischer immer gesagt?»

«Ja, du sagts es,» nickt Susanne niedergeschlagen, "er hat es genau so gesagt, dass wenn man in Santiago die Kompost war, dass man die Pilger nicht mehr erkennt, weil sie komplett verwandelt sind.»

Gross ist die Enttäuschung, dass Herr Fischer, der stundenlang gewartet und gesucht hatte, die beiden schliesslich auf dem Platz vor dem Bahnhof von Spiez erkannte und entdeckte. Zuerst taten Jürg und Susanne so, als hätten sie Herr Fischer nicht gehört und nicht gesehen. Sie

gehen in die entgegengesetzte Richtung davon. Herr Fischer aber lässt nicht locker. Als er die beiden eingeholt hat und immer wieder beteuert, wie glücklich er sei, dass sie beide wohl behalten und gerettet sind, ist es ein Glück, das die beiden frisch Vermählten mit ihrem Betreuer nicht teilen. Aber auch mit dieser Ernüchterung lernen sie zu leben. Es kann einfach nicht alles gesagt werden, was zu sagen gewesen wäre.

*



Wallfahrtsgeschichte

Es war einmal um Pfingsten als der heilige Geist gekommen war. Er kam wie eine Feuerzunge auf die Menschen. Der heilige Geist kann nicht sprechen, er ist nur eine Taube. Die Schützen, die Musikkapelle und ich sind Wallfahrten gegangen. Ich habe immer die Hände um heiligen Geist gefaltet. In meinem Herzen habe ich die Erleuchtung gespürt. Nachher war das Herz rein wie Edelstein. Die Pfarrer sind intelligent und katholisch. Die Mutter Gottes ist auch bei der Wallfahrt mitgegangen. Die Mutter Gottes hat einen hellen Mantel angehabt. Die Mutter Gottes kann ihre Kleider nicht waschen, denn im Himmel haben sie ja kein Waschbecken. Die Fremden haben uns fotografiert. Sie fotografierten uns mit einer Polaroidkamera. Die Fotos wurden elegant. Ins Gasthaus sind wir auch gegangen. Das Gasthaus war steckvoll mit Fremden und Schützen. Die Schützen haben Bier und Wein getrunken. Selig die besten und dabei an Gott denken. Dann habe ich ein Würstel mit Suppe gegessen. Das Essen war molto buono. In Ewigkeit Amen.

Das Lesebuch vom Georg , 1983

Im blauen Wartezimmer

Ich brauche Malarone Tabletten als Prophylaxe gegen die Malaria, für meine nächste Reise in den Kongo. Als ich telefonisch bestellen will, sagt die Dame meiner Arztpraxis, dass ich zuvor einen Termin mit meinem Hausarzt machen müsse, den ich vor zwei Jahren das letzte Mal gesehen habe. So lange gesund zu sein, ist verdächtig. Damals hatte er mir einen Hautmaulwurf, den ich in Afrika aufgelesen hatte, aus der Fussohle geschnitten. Alles verheilt. Ein Termin? Muss das sein? Jetzt? So kurz vor der Reise nach Kilueka? Ja, sagt die Dame, sonst könne sie die Medikamente nicht rausgeben. Auch das noch!

Ich bin zu früh unterwegs nach Sargans. Im Schwung des Weggehens habe ich vergessen genug Geld mitzunehmen, weil ich die Malaria-Tabletten doch bar bezahlen muss. Das ist nicht gedeckt von meiner Krankenkasse. Ich checke in Sargans an einem Bankomaten meinen Kontostand. Flaute. Nur noch achtzehn Franken drauf. Kein Bezug möglich. Kredit habe ich keinen. Ich rolle finanziell auf den Felgen. Für fast 2000 Franken habe ich Waren für den Kongo eingekauft, einen Kompressor für den neuen Kühlraum zur Aufbewahrung von Puppen unserer Schmetterlinge, viele Solar-Dinge, die in Kinshasa unauffindbar,

oder meist kaputte Ausschussware sind; Inverter, MPPTs, Batteriebalancer, Waagen, Temperatursonden für den Ofen der Bäckerei usw. Zum Glück habe ich noch 160.- Franken im Portemonnaie. Das sollte reichen für die vier Schachteln Malarone, die ich brauche. Aber ich kann nicht mehr in ein Kaffee sitzen, sonst kann ich die Medis nicht bezahlen. Also geh ich in Sargans direkt ins Ärztehaus. Erster Stock, moderne Grosspraxis. Viele Leute da. Ja, ich bin viel zu früh. Ich weiss. Die Empfangsdame sagt, ich solle doch unten ins Kaffee sitzen. Aber ich kann ja nicht sagen, dass ich kein Geld habe. In der Schweiz geht das nicht. Das versteht niemand. Ich sage also, ich hätte ein Buch dabei. Na gut. Ich solle mich ins blaue Wartezimmer setzen. 17.15 ist mein Termin. Jetzt ist es 15.30 Uhr.

Wo ist das blaue Wartezimmer? Ein langer fensterloser Gang zwischen milchglastürigen Büros und Untersuchungszimmern. Dann links. Eine blaue Tafel: Wartezimmer. Zimmer ist das falsche Wort. Es ist ein Schlauch mit einem Eingang und einem Ausgang. Ich setze mich auf eine lange Holzbank. Darauf sind mit rotem Klebeband Abstände markiert. Vorläufig bin ich alleine. Es steht nirgends geschrieben, ob man sich zwischen, oder auf die roten Bänder setzen muss. Egal.

Jetzt habe ich wunderbar Zeit, um mich der Frage zu widmen, wie man sich hier im blauen Wartezimmer den

kranken und leidenden Menschen widmet. Und zwar mit der Einrichtung des Warteschlauches. Wäre es nicht eine gute Gelegenheit, Menschen im Warteraum auf ihr Gesundsein vorzubereiten? Mit Inneneinrichtung ihr Gesundsein willkommen zu heissen? Am besten wären doch Wartezimmer, in denen man gesund wird, einfach nur schon beim Warten und Dasitzen. Ein Placebozimmer. Aber schauen wir uns die Realität dieses blauen Zimmers etwas genauer an. Das ist der Grundriss:

Auffällig ist, dass die lange Sitzbank für die Wartenden, genau unter den grossen Fenstern so platziert ist, dass alle Kranken unmöglich nach draussen sehen können, sondern gezwungen sind, an eine lange Trennwand zu starren, die wir uns nachher noch im Detail anschauen werden. Auffällig ist ausserdem, was es hier nicht hat. Keine Musik, Keine Pflanze, Keine Blume, Keine Uhr, Kein Spielzeug, nichts Lebendiges, nichts Farbiges, nicht mal ein Bild. Und blau ist das blaue Wartezimmer auch nicht. Es heisst nur so.

Das einzig Natürliche hier, scheint das Holz der Bank zu sein. Es ist aber sicher nur eine Holzimitat- MDF Platte. Echt hingegen ist der zur Säule aufgerichtete Balkenabschnitt, auf welchem eine Plastikflasche mit Handsterillium thront. Es muss sich um den Fichtenbalken eines abgerissenen Hauses handeln. Er steht auf einer eisernen

Fussplatte. Oben ist mit einem Metallstift eine weitere Metallplatte aufgesetzt, und auf dieser steht dann die Plastik-Spenderflasche, wie ein erfrorener Kormoran auf einem Schifffländepfahl. Das ist die Willkommensstatue am Eingang des Warteschlauches. Die Balkenstele ist geschmückt mit einem giftweissen Halsband-Orden, einem Klöppel-Imitat aus künstlicher Polyesterseide. Daran hängt, wie bei einer Halskette, ein Anhänger, der aus einem weissen Polsterherz besteht. Es sieht nach Styropor aus, umwickelt mit Dekorbändelchen. Man kann das gesamte Objekt als anthropomorphe Götzenstatue bezeichnen. Deren Kopf ist der Spender der Sterilliumflasche, der auf Handdruck eine antibiotische Flüssigkeit ausspuckt. Pharma-Weihwasser. Ich drück da aber nicht drauf, denn ich bin der Meinung, dass Gesundheit mit Begegnung mit dem Lebendigen zu tun hat. Aber vielleicht will die Statue ja eher Krankheit symbolisieren. Nein, es ist, wie alles, was irgendwie daneben wirkt, sicher ein Kunstwerk. Ich werde mal fragen, wer es hergestellt hat. Aber ich lass es besser bleiben. In Ärztehäusern kann man mit subversivem Humor wenig anfangen.

Obacht! Es befindet sich noch ein weiteres Ausstellungsobjekt im Warteschlauch, ein Chromstahl-Abfalleimer mit Tretöffnung. Ein Readymade wie mir scheint. Aber nicht von Marcel Duchamps.



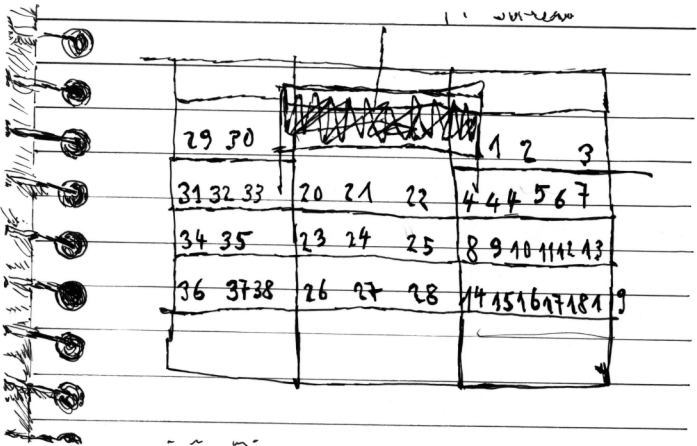
Die apotropäische Stele am Eingang zum Warteschlauch des blauen Wartezimmers. Im Hintergrund das Broschüregestell.

Nun aber zum zimmerhohen Gestell, auf welches alle Wartenden schauen müssen.

Das Gerüst des Gestelles und die schräg gestellten Tableaux für die Prospekte und Hefte sind aus weiss lackierten, zwei Zentimeter dicken Platten und Stäben zusammengebaut, vermutlich plastifiziertem MDF. Ein integrierter Bildschirm zeigt flackerne Video-Werbung im drei Minuten-Endloswiederholungsmodus, Infos und Werbung über Generikas, das sind günstige, in Lizenz hergestellte patentgeschützte Medikamente, und so weiter.

Es scheint eine logische Einteilung dieser Anbetungs-Werbewand zu geben. Abteil eins sind Zeitschriften, Abteil zwei: Krankheiten, Abteil drei Eigenwerbung der Praxis und allgemeine Belehrungen zu Patientenrechten. Im separaten Gestell (4) werden Werbeflyer zu einem bunten Spektrum von Krankheiten präsentiert, denen sich die Firma Mepha widmet, die das Gestell vielleicht gesponsert hat. Was für ein gemütliches Wartezimmer. Man fühlt sich wie daheim, richtig wohl und sehr gesund, wenn man bedenkt was es alles für Krankheiten gibt, die man nicht hat. Man muss das positiv sehen. Was aber fehlt, sind eindeutig die Votivtäfelchen der Geheilten.

Ähnliche Gestelle dieser Art findet man im Wartebereich von Autoverkäufern. Es hat dort einfach etwas andere Prospekte auf der Anbetungsikonostase. Und die Videos auf dem Screen sind meist etwas actiongeladener. Im Car-Center werben die heiligen Prospekte für Dinge, die man gerne hätte, während im Care-Centereher Dinge beworben werden, die man lieber nicht hätte.



Die Skizze des Gestells des Blauen Wartezimmers, mit den von mir nummerierten Broschüren, wie ich sie in meinem Ringbüchlein dokumentiert habe.

Hier die Platzierung der Krankbilder:

1. Bluthochdruck
2. Prostatavergrößerung
3. Häufige Gesundheitsstörungen
4. Praxis – Hausarztmodell
5. Zertifizierung von Hausarztpraxen
6. Spitex
7. Cafe TrotzDem. Treffpunkt für Menschen mit Demenz im Sarganserland.
8. Patientenbeirat
9. Mit einem Klick zum Gesundheitstipp
10. Diskretion und Datenschutz in der Arztpraxis.
11. Für eine gesunde Region. Gesundheitsnetzwerk
12. Medikamenten-Management
13. Gesundheitsförderung
14. Schulungsprogramm Herzinsuffizienz
15. Schulungsprogramm Diabetes
16. Schulungsprogramm Lungen, COPD
17. Selbstmanagement, Schulungsprogramm Psychiatrie
18. Begleitprogramm Bluthochdruck
19. Begleitprogramm: chronische Rückenschmerzen

Jetzt kommt das mittlere Abteil, unterhalb des Bildschirms: Hier sind Prospekte der Firma Sandoz versammelt. Auf dem Bildschirm darüber erscheint in regelmäßigen Abständen wie ein Menetekel: "Mir geht's Sandoz!"

20. Magen-Darm-Erkrankungen

21. Bluthochdruck

22 Cholestrin

23. Allergien

24. Osteoporose

25. Schmerzen

26. Burnout

27. Depressionen

28. Angststörungen

Eine dunkelhäutige Frau mit ihrem Kind, vielleicht zwei Jahre alt, ein Mädchen mit hübschen Zöpfen und gut eingepackt, erscheinen. Sie setzen sich in der Ecke hin. Ob es Ihnen auch Sandoz geht? Manchmal hat man Glück wenn man nicht lesen kann. Vor allem in diesem Wartezimmer.

Nun aber zum unterhaltsameren Teil des Gestells.

29. Eine Broschüre: "Impfungen für Kinder und Jugend-

liche". Ich schaue extra nach. COVID wird nicht erwähnt. Obschon ich weiss, dass diese Praxis bei dem Genthherapie-Impfwahnsinn voll mitgemacht hat. Die haben sogar einen eigenen Impfbus betrieben, der bei Schulhäusern Kinder impfen wollte, auch ohne Einwilligung der Eltern. Einige beherzte Eltern und Bürger haben das aber verhindert mit geharnischten Briefen an die Schulverwaltung. Die experimentelle Genthherapie haben diese "Aerzte" trotzdem fleissig in ihr Patientensubstrat abgedrückt. Klar. Das hat sich gelohnt und füllt jetzt die Praxis. Das Vorgehen erinnert an Garagisten, die mit Baseballschlägern und Eiswürfeln Hagelschäden imitiert haben und dann die Versicherungen abkassierten. Gerade kürzlich sind im Glarnerland deswegen eine halbes Dutzend Autospengler in den Knast gewandert. Das Aerztehaus ist aber noch offen. Die tragen ja auch weisse Schürzen. Ausserdem ereignet sich die Mehrheit der plötzlichen Todesfälle wegen Nebenwirkungen zu hause, wie man jetzt überall feststellt, ohne dass die Offiziellen wissen möchten warum. Item:

30. Reisemedizin

31. Die Regenbogenpostille "Schweizer Familie". Auf dem Cover ist der Schweizer TV-Star Röbi Koller (Happy Days) abgebildet, offenbar in privatem Umfeld. Eine Krücke ist an einen Tisch gelehnt. Das Heft verspricht, im Innenteil zu verraten, was diese Krücke zu bedeuten hat. Ich will es

allerdings nicht wissen. Mir reicht das gezwungene Lächeln. Ich habe ein paar Jahre mit Röbi zusammen gearbeitet. Er ist jetzt wie ich 65 Jahre alt geworden. Er wird im Titel zitiert: "Positives ist wichtiger denn je!" Bei Covid-Tests eher nicht.

32. Der Beobachter. Das ist ein ins Alter gekommenes, Schweizer Konsumentenmagazin. Es hat bei COVID gezielt weggeschaut. Auf dem Titelbild sieht man ein circa zehnjähriges Mädchen mit Down Syndrom. Es hat den Kopf in die Hände gestützt und schaut den Betrachter herausfordernd und selbstbewusst an. Der Titel lautet: "Wir sind hier." Untertitel: "Menschen mit Behinderung lassen sich nicht länger ausgrenzen und verstecken."

33. Bilanz. Das Wirtschaftsmagazin titelt in goldenen Lettern: Die 300 Reichsten. Gäh!

34. Das Peoplemagazin "Schweizer Illustrierte". Auf dem Titelbild schaut uns der Schweizer Ausnahmemusiker Stephan Eicher an. Er ist etwas verstrubelt und in leicht leidender Existenzialistenpose ins Bild drapiert, bewusst antischick ist auch schick. Titel: Reisender auf Heimatsuche. Hier im Wartezimmer würde ich lieber nicht suchen, wenn ich Eicher wäre.

35. Ein Jugendmagazin, "4-Teens" genannt. Auf dem Titelbild ist eine kreisrunde, brodelnde gelborange Suppe

vor schwarzem Hintergrund zu sehen. Um was könnte es ich da wohl handeln? Aha: Unsere Sonne ist das Thema.

36: "Eine Welt". Ein schwarzes Kind ist abgebildet. Das ist das DEZA Magazin. Das offizielle Hilfswerk der Schweiz, des Departementes für Entwicklungs-Zusammen-Arbeit.

37 und 38: Infos zur Zertifizierung des Ärzteetablissemments.

Es fehlt das "Buch der Schande" von Daniel Stricker. Früher war es Standard in jedem Schweizer Wartezimmer, dass der "Nebelspalter" auflag, das traditionelle Satiremagazin der Eidgenossen. Dieses wurde parteipolitische vereinnahmt von der FDP. Mit durchschlagendem Misserfolg.

Eine Frau kommt ins blaue Wartezimmer, setzt sich hin, schaut in ihr Handy. Ein Mann kommt. Niemand traut sich, etwas von der Werbewand zu behändigen. Man weiss ja nie welcher Kranke das Printprodukt vorher in der Hand gehabt hat. In den SBB-Bahnwaggons sind ja auch die Gratishefte die schlimmsten Vektoren für Krankheitsübertragungen evtl. auch von Dummheit. Das darf man aber nicht sagen.

Die Frau mit dem Kind wird von einer Ärztin abgeholt. Das Kind kann nicht geschädigt worden sein im Ambiente dieses Wartezimmers. Es kann noch nicht lesen. Wenn man nur die Bilder anschaut könnte man sogar meinen, es

seien alles ganz fröhliche Dinge, die da ausgebreitet sind. Es hat ja auf jedem der Prospekte ein Bild. Ich hab mir die 30 Bilder etwas genauer angeschaut.

Darauf sieht man:

Alte Menschen: 7 von 30

Lachende Menschen: 9 von 30

Natur: 8 von 30

Frauen: 20 von 30

Männer: 11 von 30

Familie: 1 von 30

Alte Paare: 3 von 30

Paare jung: 0

Menschen allein: 12 von 30

Ganzkörperabbildung: 1 von 30

Brustbilder und Portraits: 20 von 30

Leiden, Schmerz sichtbar: 2 von 30

Es kommen ein weitere Mann, eine weitere Frau. Niemand liest. Alles Handys-Tunnelblick. Die erste Frau wird abgeholt. Was nachher mit ihr passiert, weiss ich nicht. Diejenigen die die Ärztezimmer verlassen, gehen nicht durchs Wartezimmer weg, sondern aussen daran vorbei.

Spannend wäre, den Gesprächen zuzuhören zwischen Arzt und Patienten. Was und wie reden die miteinander? Ich glaube man könnte sich nur schon beim Zuhören vermutlich weniger krank fühlen. Oder auch nicht. Wie sind diese Menschen in solchen intimen Momenten zusammen? Woran leiden die Menschen? Den meisten sieht man es ja nicht an. Jedenfalls hatte ich nicht den Eindruck dass jemand, der hier im Wartezimmer sass, krank ist. Ja, einer hatte das Bein im Gips. Und der Mann, der mit Frau und Tochter kommt, sitzt im Rollstuhl. Er spricht türkisch. Er ist jedenfalls mit seiner Geschichte nicht allein. Sonst ist doch Wartezimmer immer mit einsamer Schuld beladen. Viele sehen Kranksein als Versagen. Aber Kranksein ist normal. Gesundsein ist die Ausnahme. Mein chassidischer Wahlopa Friedrich Weinreb erzählt so treffend, dass das Wort für normal und krank hebräisch gleich geschrieben sei. Gesund übersetzte er mit schöpferisch. Gemeint ist damit ein Durchbruch durch die Normalität, ein Akt der Befreiung aus dem Zwang des Gefangenseins im normierten Entweder-Oder des Materiellen. Schöpferisch ist der Ausweg der Seele aus dem Entzweiten, hin zum Einenden, ganz Machenden. Das gefällt mir.

Krankheit ist die Last des Normalen, des Nur-Gerechten, des ausweglosen Sich-in-den-Schwanz-Beissens der

Schlange von Aktion und Reaktion. Kranksein als Norm. Gesundheit als Durchbruch. Wenn das so ist, dann ist das hier ein sehr normales Wartezimmer. Es ist vom Normalen des Krankseins ganz durchdrungen. Dieses Normale ist trist, beschwerend, zieht nach unten. Aber das Herabziehende des Normalen ist hier hübsch auf ein Gestell drapiert. Und es wird verhindert, dass wir uns umdrehen und stattdessen durch die Fenster in unserem Rücken hinaus schauen in unsere Welt, zu unseren Wolken, unseren Bergen, den Hausdächern, den Fenstern, den Menschen und den Bäumen da draussen und den Spatzen und den Regentropfen, die an der Scheibe herab rinnen wie Tränen.

Man will hier unser Gesicht auf das Normale drücken, auf das Kranksein. Das Positive als Resultat eines PCR Tests, oder einer Sendung von Happy Days im Schweizer Fernsehen. Tröstlich ist im normalen Kranksein nur, dass es sauber und hübsch gestaltet, ordentlich aufgelegt auf dem Gestell und organisiert und schubladiert ist. Aber man kann hier merken: Wir sind das nicht. In meiner Seele ist es anders. Gaaaanz anders. Wer getraut sich, das zu sagen? Es hat ja hier für jedes Bobooli einen schönen Prospekt. Jeder sagt nur: Kranksein ist normal. Die Normalität des Krankseins lächelt uns von Prospekten der Pharma- und der Unterhaltungsindustrie entgegen. Beide rentieren mit dem Slogan: "Positives ist wichtiger denn je!"

300 sind die Reichsten. Das Mädchen mit Down-Syndrom wird gegen ihren Willen getherapiert, aber zugleich auflagensteigernd vorgeführt als Opfer von Ausgrenzung. Ja. Kranksein ist normal.

Ich fürchte, dass die meisten Normalen gar nicht gesund sein wollen. Sie haben sich mit dem Normal sein abgefunden. Sie wollen es bleiben. Und sitzen dann ihr ganzes Leben lang in diesem blauen Wartezimmer. Da hilft man den Kranken, normal zu bleiben. So lange es geht. Und solange es etwas aus ihnen heraus zu pressen gibt. Der Kranke ist ein leichtes Opfer für Ausbeutung durch den Kolonialismus des Normalen.

Warten wir wirklich auf das? Mir kommt jedenfalls die Warterei unglaublich lange vor. Es kommen und gehen Menschen, die durch diesen Warteschlauch flutschen wie Nahrungsportionen durch einem Darmtrakt. Ich weiss schon gar nicht mehr, wie ich dieses Warten und Schweigen auffüllen soll. Mir fehlt ja nichts. Ich warte hier nur, damit mich mein Arzt freischaltet, damit ich vier Schachteln Malarone zu einem Wucherpreis bezahlen darf. Ich helfe mit meiner Warterei doch nur ihm, wie eine Krücke, um seine normale Autorität zu stützen. Aber mein Arsch tut unterdessen weh von der blöden Holzbank.

Herr Majid, den Namen habe ich selber dazu gedichtet, mit Frau und Tochter sind auch weg. Nur noch ein mittelalterlicher Mann wartet mit mir. Endlich 17.30 Uhr. Ich wurde schon von zwanzig Patienten überholt, die verarbeitet sind. Ich werde jetzt dann bald die Broschüre über Schmerzen behändigen, bevor ich noch ganz normal werde.

Dann ruft mich mein Arzt, ein junger Deutscher. Er ist nett. Er misst kurz Blutdruck. Zu hoch. Wie immer. Mir geht es aber gut. Und Tschüss. Malarone kosten 153.- Franken. Mit dem Zug zurück nach Landquart. Es ist schon dunkel. 18 Uhr. Viele Leute unterwegs. Hossam wartet unbestellt mit seinem Taxi beim Bahnhof Landquart auf mich. Er bringt mich zum Campingplatz. Wir reden über Afrika. Kairo gehört auch dazu. Da kommt Hossam her. Er sagt, Afrika sei der reichste Kontinent der Erde. Wohl wahr. Man solle die Menschen in Afrika in Ruhe lassen und aufhören ihnen alles weg zu nehmen. Es sind die Worte von Jean Ziegler. Ich stimme zu. Leider bin ich als Schweizer da voll drin als Fortschrittsparasit, mit all den Rohstoffhändlern, den Goldverarbeitern, Pharmafaschos, den Zuger Lebensmittel-Börsianern, den Banken, die die Schmiergelder der afrikanischen Korruptions-Diktatoren verstecken usw. Egal. Ich habe nur noch zehn Franken in Münz für die Taxifahrt, die zwölf kostet.

"Ich bezahle die fehlenden zwei Franken am Sonntag, wenn du mich abholst für die Reise", sage ich Hossam.

"Ja, kein Problem", antwortet er: "Ruf mich eine halbe Stunde vorher an. Damit es sicher klappt!"



Paraskevi

Ich hatte einen Traum.

Ich war angestellt als Inputer einer Fernsehsendung, in der es um Tiere geht. Ich schlage an der Redaktionssitzung vor, das Thema zu wählen: 'Was Menschen von Tieren lernen können.' Alle waren sogleich einverstanden. Es gab keine Diskussion. Es war gleichsam sofort allen klar, worum es ging und wie es zu machen sei, was mich erstaunte und überraschte, denn mir selber was das gar nicht klar. Ein Bild, das ich gemalt hatte wurde gerahmt, keine Ahnung wozu in diesem Zusammenhang. Es war abstrakt. Aber ich wollte es unbedingt gerahmt haben unter Glas. Sonst könne man es, behauptete ich, von der Umgebung nicht unterscheiden und damit auch nicht sehen. Der Rahmen macht das Bild.

Ich brachte Raupen mit und kleine Käfer und ich sagte, dass man für ihre Beobachtung und Befragung während der Livesendung ein kleines Makrostudio bauen soll.

Ich schlug vor Fachleute einzuladen die aus der Verhaltenswissenschaft kommen, oder Psychologie oder Philosophie oder Theologie oder einfach Tierhalter. Irgendwie ging es noch um eine Abstimmung zu einem verwandten Thema, etwas Politisches also, aber ich habe keine Ah-

nung mehr, was genau, und ich sagte nur, man müsse sorgfältig abklären wie weit man gehen dürfe, um nicht Gefahr zu laufen gegen die Fairnessvorschrift der SRG (heute SRF) zu verstossen im Vorfeld von Abstimmungen. Als Studio-gast schlug ich einen Mann vor aus einer Youtube Serie mit dem Namen "Sitting with dogs". Als Einspieler soll man eines seiner Videos zeigen, wie er zu verlassenen oder ausgesetzten, geschundenen und traumatisierten Hunden in einer Auffangstation in die Zelle sitzt und versucht mit den Tieren Kontakt aufzunehmen. Diese Videos sind sehr authentisch, ergreifend und liebevoll gemacht. Man kann miterleben, wie man Vertrauen und Zutrauen gewinnen kann in Situationen, wo alles Vertrauen zerstört ist, der Schmerz von Misshandlungen gross und viele Hoffnungen zerbrochen sind. Man fühlt sich dabei selber einen Moment lang als der Hund, dann wieder als der, der Kontakt zu ihm finden will, um wieder ein Daheim für den Hund zu finden, einen Platz in einem sozialen Gefüge, wo man Schutz und Geborgenheit erfährt, es also um mehr geht als nur um Futter und Hygiene. Danach ein Gespräch über Einsamkeit und Verlassenheit von Tieren. Am Schluss soll alles zeigen, erkläre ich den TV-Mitarbeitern, dass der Mensch sein Schicksal nicht persönlich nehmen soll. Aber da wurde es dann zuerst ruhig und dann eher schwierig. Wie ich denn das meine, wurde ich gefragt. Ich fände, wehrte ich mich,

dass das Fernsehen nicht da sei, um Fragen endgültig zu lösen und zu beantworten, sondern, um die richtigen zu stellen und ihnen Raum zu geben. Ungefähr so.

Auf dem Weg ins Studio hatte ich zwei verschiedene Schuhe an. Aber das war kein Problem. Ich war ja nicht Moderator. Der Moderator war nämlich ein enger Freund von mir, ein toller, unkomplizierter, gerader Typ, umschwirrt von hilfsreichen Redaktoren, Kameraleuten, Skripts, alles motivierte Profis, die ihr Business beherrschten. Das Thema fanden alle sehr spannend. Das konnte nur gut gehen.

Die Sendung fand statt in einer Art Garage. Für mich war es ein stressfreier Job. Ich musste nichts selber machen, machte nur Vorschläge. Jeder verstand. Auch Tiere sollen ihr Schicksal nicht persönlich nehmen. Ist es das, was du meinst? Warum denn nicht? Etwa weil wir sie benutzen? Was ich denn damit meine, fragte jemand. Was mit uns geschieht, antwortete ich, hat nicht immer mit uns zu tun. Wenigstens nicht so, wie wir meinen, nicht ursächlich. Nicht mechanisch. Im Schicksal, dass ich ein Hund bin, eine Raupe oder ein Mensch, in gerade dieser bestimmten Zeit an gerade diesem bestimmten Ort, damit ist kein Urteil vollzogen. Es ist keine Folge von etwas. Es

könnte sein, dass sich in unserer Existenz nur die unergründlichen Gesetze der steten Veränderung ausdrücken, die ewige Bewegung, das "Becoming", also das Werden. Auch der Change hat seine Regeln. Aber solche, die wir als solche nicht erkennen können, die nur aufscheinen im Bild des Feuers des Lichtes, der unablässigen Bewegung. Aber ich verstehe ja auch nicht, was das bedeutet, oder warum das so ist, oder sein soll. Vielleicht noch am einleuchtendsten für unser Bewusstsein ist der kosmische Blick der Astrologie, also die Auslegung der kosmischen Vorgänge im Spiegelbild unserer eigenen, inneren kosmischen Erfahrungen und Empfindungen. Dass wir zwar immer dieselbe Person sind, aber in steter Veränderung begriffen. Und dass beides keine Vorstellungen sind. Sondern mit letzter Gewissheit begriffene Realität. Von daher ist nachvollziehbar, dass das Einsame, das Persönliche des Daseins und das Schicksal, das wir erfahren, zwei verschiedene Dinge sind, die man nicht zu sehr voneinander abhängig machen und aneinander fesseln soll. Obwohl sie, das gebe ich zu, zusammen gehören. Unsere Sicht des eigenen Schicksals ist eine persönliche. Sie ist belegt und verschliert mit Schmerz, Täuschungen und falschem Selbstmitleid. Oder mit Machbarkeitswahn und Selbstüberschätzung in der transhumanistischen Überwindung des Schicksals. Das Schicksal kann und muss sich nicht rechtfertigen. Wir aber

auch nicht. Das Schicksal hat seine eigene Gültigkeit, die die Heiligkeit aller Lebewesen nicht aufhebt und auch nicht in Frage stellt. Wir haben unsere eigenen Gültigkeit gegenüber dem Schicksal. Das Schicksal begrenzt die Persönlichkeit zu deren Gunsten. Und umgekehrt. Das ist ja auch in etwa die Idee des Orakels, wie in Delphi, wo Apoll das Schicksal ausspricht und damit herstellt, oder in Klaros oder in Didime bei Milet oder sonstwo. Das Schicksal äussert im Orakel etwas Verborgenes, etwas, was gar nicht sein darf, etwas Kollektives gegenüber der offensichtlichen und einsamen Heiligkeit des Einzelnen.

An den Tieren sieht man es. Nicht nur an den verlassenen, verstossenen, ignorierten und gequälten Hunden, die in diesen Videos an ihrer Heiligkeit verzweifelt sind und die darum Mühe haben, sich der Geborgenheit und dem Vertrauen ins Schicksal zu öffnen. Ich kann doch einem geprügelten Hund nicht seinen Schmerz des Schicksals wegnehmen. Ich kann ihm auch nicht erklären, warum sein Schicksal so ist, wie es ist, das ist doch die Mitteilung der Hiobsgeschichte. Wer versucht, jemandem sein Schicksal erklären zu wollen, macht sich schuldig. Er lügt, weil er so tut, als ginge es im Leben darum, sein Schicksal zu verstehen. Nein. Es geht nur darum, sich selber näher zu kommen. Mensch und menschlich zu werden. Das ist ein Unterschied.

Ich schaue in fragende Gesichter. "Schaut", sage ich den Redakteurinnen und Redakteuren der Sendung, den Beleuchtern, Kabelträgern, Skripten und Regisseuren: "Mein Weihnachtsbeetle hier. *Phalacrognathus muelleri*. Der ist immer noch in meinem Appartement in Patmos. Ein schönes Männchen. Ganz allein. Er kommt ursprünglich aus Queensland, Australien, das jetzt gerade zum ersten Mal



*Das Männchen von *Phalacrognathus muelleri*, das mich auf meiner Reise begleitete. Abgebildet in Originalgröße.*

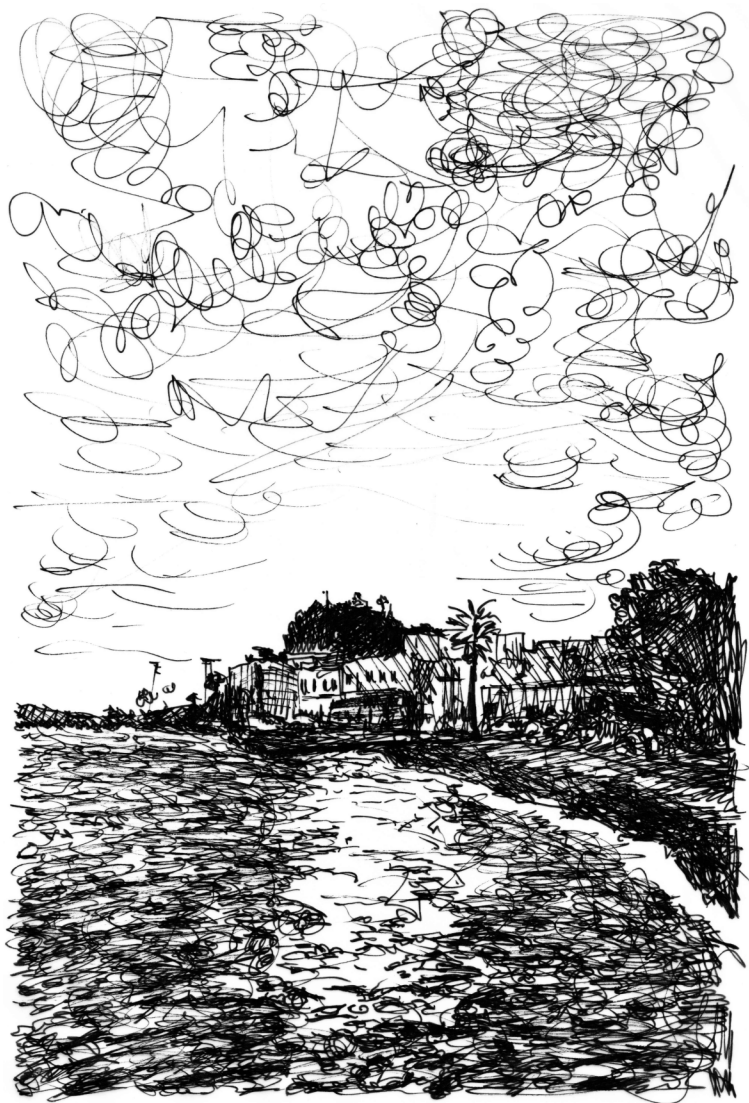
seit Menschengedenken überschwemmt ist, eine jetzt aufblühende Halbwüste, die Millionen von Kubikmetern CO₂ aus der Luft nehmen wird, wenn die Pflanzen da zu wachsen beginnen, wie es überall geschieht, wo es Land und Wasser hat. Ich werde meinen *P. muelleri* morgen etwas genauer befragen. Dann war der Traum zu Ende.

Es ist Freitag. Ich bin morgen eingeladen zu einer orthodoxen Messe. Es ist das erste Mal, dass ich an sowas teilnehme. Ich mische mich nicht selber und nicht aktiv in solche Riten ein, aus Neugier. Ich kann nicht sagen weshalb. Aber es gibt eine natürliche Scheu, eigentlich eine Art spirituelles Schamgefühl, in fremde Kirchen zu gehen. Nicht wegen den Kirchen, sondern wegen den Gefühlen der Menschen, die da sind, wegen ihrer spirituellen Nacktheit, die da geschont werden muss vor unkeuschen, 'gwindrige' Augen. Mir kommt jetzt auch nichts anderes in den Sinn als der Begriff "unkeusche Augen". Ich will damit weder die Lust verteufeln, noch die sinnliche Freude, die da nicht hingehören, die von etwas, was sie sehen Besitz ergreifen wollen. Es gibt ja auch Blicke, die zugreifen, betatschen, hinlangen, wissen wollen, vor allem wollen. Vielleicht so. Jedenfalls hatte sich das so ergeben:

Als ich bei Smaragda und Kostas war, den Vermietern meines Appartement und ich vom Festtag des heiligen Mi-

chaels redete, der am Vortag unterhalb meines Appartements, neben dem Sportplatz stattgefunden hatte, und sie mir darauf vom Brot des Michaelsfestes mitgab, das ich bei mir auf meinen kleinen Kerzenaltar in eine Glasschale legte, neben die Steine aus Lambi, da sagte Kostas. "Du darfst überall dabei sein, wo hier Leute zusammen sind. In jeder Kapelle, in jede Kirche, wo du willst." Ich sei herzlich eingeladen am nächsten Samstag in die Paraskevi Kapelle zu kommen, das ist ein winziges, geducktes Kapellchen auf einem Felsen über dem Hafen von Skala. Dieses flache Kirchlein kann ich sogar von meinem Appartementsinnern her draussen die ganze Nacht hindurch sehen, weil die geweißelte Fassade beleuchtet wird von einem orangen Scheinwerfer.

Als ich später Jakovos besuche in der Villa Zacharo, sagt er zu mir, dass das Fest morgen, am Samstag um acht Uhr beginne. Er wolle sicher sein, dass ich es nicht vergesse. Kostas hat ihn erinnert, dass er mich eingeladen hat. Jakovos selber ist auch eingeladen. Es ist am heutigen Freitag windig und es kam husch eine finstere Regenwand daher mit böigen Winden und es regnete, was hier ein grosser Segen ist. Man betet jeweils, dass es nicht so schnell aufhört. Ein Regenbogen erscheint.

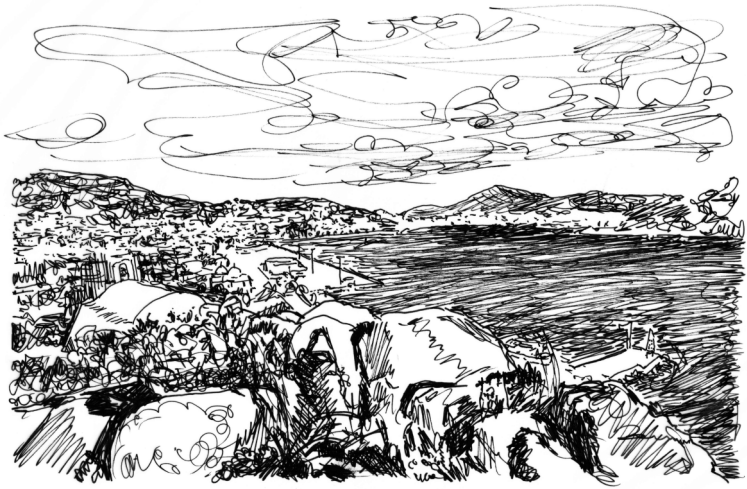


Am Samstag, nach dem Traum mit den Tieren weckte mich mein Muschelhandy um sieben Uhr. Ich stieg in meine gewaschenen, schwarzen Jeans, trank eine Tasse Kaffee, zog die Windjacke an, denn es war kühl, zügig aber trocken. Dann spazierte ich Richtung Hafen. Eine Bäckerei war geöffnet, aus der es wunderbar duftete. Ich trat ein als hätte ich es so geplant und überlegte, was man wohl an ein solches Fest mitbringen könnte. Ich sah ein Gebäck, das aussah wie ein Armreif, der mit Sesamkörnern bestreut war. Davon kaufte ich fünf Stück.

Zwischen den niedrigen Häusern von Skala sah ich keine Menschen. Der Wind blies durch die Gassen. Am Hafen spazierte ich der Schiffsmole entlang, wo zwei drei Fischerboote entladen werden. Ein Auto fährt heran, ein älterer Peugeot. Die Frau, die darin sitzt, winkt mir zu. Es ist Smaragda, die einen Parkplatz sucht. Ich bleibe stehen, warte bis sie aussteigt. Sie kennt den Weg zur Paraskevikapelle besser als ich, wo genau es zwischen den Häusern hinauf geht zum Felsen.

Die Paraskevi-Kapelle ist ein geducktes Gebäude zuoberst auf einem Felsen am Hafen von Skala, Patmos. Zweifellos befand sich da bereits in der Antike eine Burg, die die Hafeneinfahrt bewachte.

Der Weg mit den hunderten von ungleichmässigen Treppenstufen führt an einem Häuschen vorbei, worin sich ein Appartement befindet, das mir Jakovos zuerst gezeigt hatte, etwas versteckt und dunkel, im Vergleich zur hellen, hohen Wohnung mit Terasse, in der ich jetzt wohne. Langsam steigen wir hinauf und treffen auf halber Höhe eine Frau, eine Bekannte von Smaragda, Theodosia genannt, die eine Nachbarin ist, wie sie bei der Begrüssung sagt, im Haus gerade hinter meinem Appartement. Sie ist nicht so gut auf den Beinen. Ihr Mann ist schon etwas weiter oben, auch er um die Siebzig würde ich schätzen. Wie ich seinem etwas empörten Vortrag entnehme, regte er sich auf über die Unordnung zu beiden Seiten des Treppenweges. Er schämt sich wegen zerbrochene Vasen, herumliegenden Ästen, Gerät und Abfall zwischen uralten, baumdicken Feigenkakteen die über und über mit rotorangen Früchten besetzt sind. So geht es etwa 40 Meter empor bis zu einem Plateau kurz unter dem Felsgipfel, wo die weisse Kapelle hingeklebt ist. Von hier hat man eine genialen Aussicht über Stadt und Hafen. Der Wind pfeift. Während ich ein Foto mache, sind Smaragda und das ältere Paar bereits im Kirchlein verschwunden. Als ich ein-trete sehe ich zwei Männer, stehend vor einem hölzernen Pult, worauf mehrere Bücher übereinander geöffnet sind. Sie singen laut und voller Inbrunst. Während der eine



Blick von der Paraskevi-Kapelle (links) hinunter zu Hafen und Städtchen von Skala, dem Hauptort der heiligen Insel Patmos.

einen sonoren, vibrierenden Grundton summt, legt der andere eine fragile, suchende Melodie darüber, die etwas Klagenendes in Griechisch vorträgt, mit vielen Wiederholungen, deutlich und wendig. Mich erinnert es an das dehnende Sirren einer indischen Sitar, einem nie fest gestellten, sondern immer beweglichen Ton auf einer bundlosen, frei schwebenden Saite, mit vielen Halb- und Vierteltönen, dann wieder an Muezzins, jedenfalls östlich, persisch, sentimental, zum Weihrauch passend und zu den zwei Dutzend dünnen Bienenwachskerzen, die zusammen in dem silbernen Sandgefäß steckend flackern, von da aus den Raum beleuchten

und den Schmuck der Kapelle in Gold, Silber und tausend Farben zum Leuchten und Glitzern bringen.

Vorne an dem winzigen Tonnengewölbebau befindet sich die aus dunklem Holz geschnitzte Wand der Ikonostase, links Maria mit Kind, rechts Jesus und ganz rechts eine Ikone von Paraskevi, deren untere Hälfte verdeckt ist von einer Ansammlung von Votivplättchen aus Silber, die in einer dicken Schicht übereinander befestigt sind, wie Schuppen eines Fisches. Auf vielen der Bleche hat es zwei Augen.

Durch das geöffneten Törchen in der Mitte der Ikonostase sehe ich, dass der Priester, ein alter Mönch, in einer weissen Robe mit aufgestickten Kreuzen, etwas verstrubeltem, weissem Haar und einer dickrandigen Brille, vor einer Nische steht in der er mehrere Bücher aufgeschlagen hat. Seine Stimme ist dünn und zerbrechlich und er antwortet matt dem kräftigen Gesang der beiden Männer, die sich in der Hauptstimme abwechseln.

Es ist schwierig, sich der tiefen Berührung durch die lebendige Inszenierung der Andacht zu entziehen. Es flackert das Licht der brennenden Kerzen, die neben den ausgelöschten im Sand stecken und die Reflexe glitzern auf den silbernen Votivplättchen, die wie Schuppen eines Fisches den unteren Rand der Paraskevi-Ikone bedecken.



Weitere Besucher treten hinzu. Kostas zuerst, dann zwei Frauen, die sich nach vorne begeben, vor den Ikonen niederknien, diese küssen, sich bekreuzen. Ich stelle zwei Klappstühle auf. Nur die Frauen sitzen. Als Jakovos und Roula noch dazu kommen, ist die Kapelle voll wie ein Tram am Morgen. Sie ist ja auch nicht viel grösser als mein Wohnwagen, denke ich. Am Schluss sind darin dreizehn Personen.

Der Priester kommt ab und zu von seinem Platz hinter der Ikonostase hervor, schwenkt das Weihrauchfass, liest etwas vor. Jakovos und Kostas assistieren beim Anzünden von Kerzen, beim Vorbereiten des Brotes, das auf einem Tischchen bereit liegt und vom Priester in Stücke geteilt wird. Eine Flasche Wein wurde mitgebracht. Die Zeremonie läuft ruhig ab. Jeder kennt sie, bis ins letzte Detail, ausser ich. An gewissen Stellen des Textes, singen alle mit, meist nur einzelne Worte. Dann wird die Türe der Ikonostase mit einem Vorhang verschlossen. Der Priester kommt hernach wieder heraus mit einem kurzen Cape über den Schultern aus leuchtend rotem Brokat mit weissen Kreuzen. Er verteilt Brot an die Anwesenden. Die Messe dauert über eine Stunde. Ab und zu geht Kostas raus, um die Glocke zu betätigen, indem er am Seil zieht, das vom offenen Glockenstuhl herabhängt.



Anschliessend sind alle eingeladen zum Kaffee im Restaurant Toxotis am Hafen, wo zwei lange Tische reserviert sind. Es hat allerlei Gebäck. Darunter eine Art Schockokuchen mit einem harzartigen, sehr speziellen Aroma. Es seien Beeren von einem Baum der Berge, sagt Kostas. Aber Wacholder ist es nicht. (Später finde ich heraus, dass es sich um die Früchte von *Pistacia lentiscus* handelt, eine dem Pistazienstrauch nah verwandte, niedrige Baumart, von der Mastix gewonnen wird.) Ich lege meine Sesam-Armreifen dazu. Es wird geplaudert. Männer und Frauen an getrennten Tischen. Ich erfahre, dass die Sänger exakt nach geschriebenen Texten vortragen, und dass sie oft an solchen Messen teilnehmen, sie von privaten Personen eingeladen werden, also eine Art Familienmessen. Man feiert vor allem das Zusammensein der Menschen, sagt Jakovos zu mir.

Kostas hatte die Kirche gebeten, diese Messe zu halten. Der Priester sei leider etwas krank, entschuldigt Jakovos den Mönch, der die Messe gehalten hatte. Er fehlte als einziger am Kaffeetisch. Aber ich habe ein Foto von ihm und Jakovos gemacht. Und auch von den vielen Ikonen der heiligen Paraskevi, das ist eine Frauenfigur mit einem Kreuz in der einen Hand und einer Schale in der anderen, aus der zwei Augen schauen.



Die Ikone der Heiligen Paraskevi. Auch Petka genannt, Sie soll im 10. Jahrhundert als Asketin gelebt haben und vom Ufer des Marmarameers stammen. Sie wird besonders im Balkan verehrt als Retterin von Frauen und Kindern, Beschützerin von Kranken und Wächterin von Brunnen und Quellen. Der Name Paraskevi bedeutet Freitag. Wörtlich übersetzt: Vorbereitung. Gemeint ist die Vorbereitung auf den Sabbath, den Samstag, auch der Karfreitag.

STUDERS APOKALYPSE – TEIL 1

Geschehen im Jahre des Herrn 2064

1

In der Praxis von Dr. Xarakis - der Namen ist geändert, weil er eventuell nicht möchte dass er so genannt wird, wie er heisst - findet sich um neun Uhr morgens ein Mann ein. Er hatte sich am Vortag als Notfall angemeldet. Er brauche dringend eine Beratung. Das Wort "dringend" hatte er so ausgesprochen am Telefon, dass der Assistentin klar war, dass es um Leben und Tod ging, also schob man den Termin ein, da, wo es keinen gab.

"Nehmen sie Platz, Herr Studer."

"Danke. Ich bin zwar nicht mehr Studer, aber ich finde toll dass sie mich immer noch so nennen. Danke. Eventuell wird sich klären warum ich nicht mehr so genannt werden kann, wie ich heisse."

"Ja", sagt der Psychologe Xarakis. "Ich verstehe."

"Sie verstehen?" staunt Studer.

"Ja," sagt Xarakis, "Ich verstehe."

"Das ist sehr interessant," bemerkt Studer, "Ich jedenfalls verstehe mich nicht. Nicht mehr. Seit kurzem jedenfalls."

"Das ist kein Hindernis dafür, dass ich sie verstehe, Herr Studer. Ich bin dafür ausgebildet."

"Okay." sagt Studer.

Xarakis schaut sich Studer an. Er ist ein mittelalterlicher Mann, um 50 würde man vermuten, vielleicht ein bischen darüber. Schlicht gekleidet, unauffällig, aber mit einem ausdrucksvollen Gesicht, nicht ein Schönling, nichts von theatralischen Augenbrauen oder zeusigem Haarwuchs, keine Hollywoodstar-Flachheit, unperfekt in sich ruhend, unverbastelt, irgendwie aber auch unterschwellig brodelnd. Tiefes, verstopftes Magma. Ein typischer Schweizer.

"Was führt sie zu mir, Herr Studer. Wie ich hörte ist es dringend?"

"Dringend" wiederholt Studer nachdenklich und schaut vor seinen Schuhen auf den Boden: "Ja, wissen sie, Herr Doktor, ich kenne sie zwar überhaupt nicht, aber ich muss ihnen sagen, dass ich derzeit nicht mehr weiter weiss."

"Gibt es einen Anlass?" fragt Xarakis.

"Ja," sagt Studer mit einem Anflug von Erleichterung. "Allerdings!"

Xarakis wartet. Er will nicht drängeln mit Fragen.

"Die Frau kam zu mir." beginnt Studer, " Sie sagte, sie sei schwanger. Ich sagte dann nur, dass ich mich freue. Ob sie sich denn auch freue. Ja schon, sagte sie. Ob sie denn

heiraten wolle. Und da fragt sie mich: Ob ich denn heiraten wolle. Ich drauf: Wie sie das meine. Na, ob ich sie denn jetzt heiraten wolle. Ich darauf: Das hätte ich mir noch nie überlegt, denn bisher seien wir ja nur entfernte Geschäftskollegen gewesen." Studer rutscht sich im Polstersessel etwas zurecht, schaut zu Xarakis: "Ich habe nicht einmal gewusst, dass sie eine Frau ist."

"Nicht?" wundert sich der Doktor.

"Nein. Ich sagte dies zu ihr genau so. Nämlich: Ehrlich gesagt, hätte ich bisher immer angenommen, sie sei ein Mann, also, wie soll man sagen ..."

"Eine Transe?" ergänzt Xarakis, "meinen sie eine Transe?"

"Ja, Nein, oder doch, Ja." laviert Studer. "Wie sie denn dazu käme, mich zu fragen wegen der Heirat. Ich sei etwas verwirrt."

Studer schaut Xarakis an.

"Verwirrt." wiederholt Xarakis: "Ich verstehe."

"Da ist sie in Tränen ausgebrochen und hat gewimmert, das Kind sei doch aber von mir."

Xarakis zieht gespannt auf das Weitere die Augenbrauen hoch.

"Wie denn, habe ich gefragt?" fährt Studer fort: "Wir hatten nie etwas zusammen. Oder ob ich mich täusche?"

Sie sagte dann, dass sie auch nicht alles wüsste, aber jedenfalls wisse sie, dass das Kind von mir sei." Studer grübelt mit dem Finger flüchtig im rechten Ohr.

"Das wars dann." endet er abrupt.

"Hm", macht Xarakis.

"Ich bat sie, dass sie mich eine Weile in Ruhe lässt." schliesst Studer: "Ich müsse mir überlegen, was ich jetzt am besten tun soll. Und so kam ich also zu ihnen."

Der Psychologe schaut Herr Studer eine Weile an.

"Wie war denn" tastete er sich vor, "ihre Beziehung zu dieser Frau, wie hiess sie schon wieder? "

"Maria."

"Ist das ein erfundener Name," hakt Xarakis nach, " oder heisst sie wirklich so?"

"Sie heisst so," gibt Studer zurück. "Maria Müller. Aber ich glaube, dass sie früher Kevin hiess."

"Dann wäre sie also ein physischer Mann," stellt der Psychologe klar.

"Ich weiss es nicht. Ich habe das nur gehört. Wir hatten nie etwas zusammen, wenn es das ist, was sie meinen. Ich habe sie nie nackt gesehen. Und ausserdem ..."

"Ja, ich weiss," sagte Herr Xarakis. "Das heisst also, dass sie sicher sind, dass diese Maria zwar behauptet, sie be-

käme ein Kind von ihnen, dass sie aber ganz sicher sind, dass es unmöglich ist."

"Es ist unmöglich."

"Und weshalb " bohrt Xarakis vorsichtig weiter, "sollte denn dann diese Frau ausgerechnet zu ihnen kommen?"

Studer wirft die offenen Handflächen von sich, zieht die Schultern hoch.

"Keine Ahnung. Vielleicht will sie mich einfach heiraten."

"Weshalb sollte sie das wollen?"

"Keine Ahnung! Weil ich einen guten Job habe. Vielleicht. Ich nicht verheiratet bin. Jedenfalls nicht, dass ich wüsste." Da lacht Studer kurz, verbittert, aber am ernstesten Blick von Herr Xarakis erkennt er, dass der Witz nicht hierher passt.

"Und", kommt der Psychologe auf das sichere Geleise zurück. " Wie sind denn, Herr Studer, ihre Gefühle zu Frau Maria?"

"Sie interessiert mich nicht. Es gibt keine Gefühle zu dieser Person. Wir arbeiten am selben Ort. Ich weiss nicht mal was sie bei unserer Agentur genau macht, ob sie Grafikerin, oder Texterin oder Bürohilfe ist. Ich habe keine Ahnung! Und es interessiert mich auch nicht."

"Aber sie kam bei ihnen vorbei?" insistiert Xarakis.

"Ja, sie klingelte an meiner Türe, ohne Voranmeldung."

"Und wo ist sie jetzt?"

"Bei mir zuhause."

"Braucht sie Hilfe?"

"Ich habe das auch gefragt," antwortet Studer, " ob ich einen Arzt anrufen sollte."

"Und was hat sie gesagt?"

"Dass sie keine Schwangerschaftsbeschwerden habe."

"Im wievielten Monat ist sie denn?"

"Im zweiten."

"Da sieht man ja noch gar nichts." meint Xarakis.

"Ich sagte doch," kontert Studer gelangweilt, "Ich glaube, dass sie ein Mann ist."

"Das geht sie nichts an, was sie glauben." kommt es vom Doktor hart zurück. "Wichtig ist heute, was die Leute selber wollen, dass sie sind."

"Ja, ich weiss," gibt Studer klein bei, "Aber trotzdem."

"Trotzdem was?"

"Egal." wischt Studer weg, "Kann ich ein Glas Wasser haben, bitte?"

"Aber natürlich. Entschuldigen sie." Xarakis holt Wasser, reicht es Studer: "Was machen sie denn jetzt."

"Das wollte ich eigentlich von ihnen hören. Deshalb bin ich ja hier, weil ich das nicht mehr weiss."

"Aha!" sagt Herr Xarakis.

Nach einer Weile.

"Ich hätte noch eine Frage, Herr Studer."

"Bitte?"

"Haben sie Frau Maria gefragt, weshalb sie denke, dass sie der Vater ihres Kindes sind?"

"Logisch. Ja. Ich habe das genau so gefragt. Was habe ich mit ihrem Kind zu tun? Wir kennen uns ja gar nicht näher."

"Und? Was hat sie gesagt?"

"Ob ich noch nie von jungfräulicher Empfängnis gehört hätte."

"Wie bitte?" Xarakis runzelt die Stirne.

"Ja," fährt Studer fort, "ob ich nicht die Bibel kenne, dass Maria da auch ein Kind erhalten habe ohne Sex. Als Jungfrau."

Xarakis ungläubig: "Das hat sie wirklich so gesagt?"

"Allerdings. Ich war geschockt. Ich weiss ja nicht, ob diese Person in einer Sekte ist, oder sonst esoterisch irgendwie schräg drauf. Aber das hat sie genau so gesagt."

Xarakis legt den Kopf schräg: "Und wenn sie das Kind

jungfräulich empfangen hat, weshalb denn ausgerechnet von ihnen, Herr Studer?"

"Meine Frage!" gibt Studer zurück. "Genau meine Frage, Herr Xarakis! 'Warum?', habe ich gefragt, 'Frau Maria. Warum soll denn ihr Kind, wenn es doch jungfräulich empfangen wurde, von mir sein?'"

"Und?"

"Sie konnte es auch nicht erklären, Herr Doktor. Sie sagte nur, dass sie genauso verwirrt sei, wie ich, weil sie das alles auch nicht verstehen könne. Aber sie sei ganz sicher, dass sie das Kind von mir empfangen habe und zwar jungfräulich."

Xarakis schaut suchend zur Decke seiner Praxis, streicht sich mit der Hand nachdenklich über den Mund:

"Hat denn Frau Maria schon mit ihrer Gynäkologin darüber gesprochen?"

"Nein, das hat sie nicht. Sie hat den Test selber gemacht. Sie hatte ihn sogar dabei und hat ihn mir gezeigt."

"Wissen sie, Herr Studer," hebt Xarakis langsam und vorsichtig an: "Ich bin jetzt, so aus der Entfernung betrachtet, der Meinung, dass diese Frau Maria Hilfe braucht, eher jedenfalls als sie, Herr Studer. Sie scheinen mir ziemlich normal zu funktionieren." "

"Das sagen sie so locker, Herr Doktor" protestiert Stu-

der: "Ich fühle mich überhaupt nicht mehr normal. Ich weiss nicht, wie ich damit umgehen soll."

"Es kann ja sein," beschwichtigt Xarakis bedeutsam, "dass Frau Maria eine Problem hat, dass sie nicht weiss, von wem das Kind ist und nun verzweifelt jemanden sucht, um zu heiraten. Vielleicht fühlt sie sich unsicher?"

"Ja, schon," sagt Herr Studer, "Mag sein. Aber ich bin nicht hier wegen Frau Maria. Ich kenne sie gar nicht näher.

Ich bin hier um, von ihnen zu hören, was ich machen soll in meiner Lage."

"Ich verstehe."

2

Als Herr Studer nach der Konsultation beim Psychologen nach Hause kommt und die Türe zu seiner Wohnung öffnen will, passt sein Schlüssel nicht ins Schloss. Erst nach zwei Versuchen, klingelt Herr Studer an seiner Wohnungstüre. Vielleicht, denkt er, hat Frau Maria die Tür von innen irgendwie verriegelt, obwohl er sich nicht vorstellen kann wie das gehen soll, denn, soviel er weiss, braucht man dazu einen Schlüssel, der von innen im Schloss steckt, sodass man von aussen nicht aufschliessen kann. Er hört, dass Innen jemand ruft: "Ich mach schon auf." Dann geht die Türe auf und ein Mann steht vor Herr Studer.

Studer denkt, während er etwas verwirrt den Unbekannten anschaut: Ich habe vielleicht die Türe verwechselt. Er will das grad sagen, verunsichert um Entschuldigung bitten, als er merkt, dass Studer angeschrieben steht auf dem Namensschild neben der Klingel. Eindeutig: K. Studer. Der Mann der die Türe geöffnet hatte, schaut Studer an.

"Kann ich ihnen helfen?" fragt er.

Da muss sich Herr Studer zuerst einmal zusammen nehmen, schaut über die Schultern des Mannes, der etwa genau gleich gross ist wie er selber, ins Zimmer. Das ist seine Wohnung, denkt Studer, zweifellos, alles ist genau so, wie er seine Wohnung verlassen hat vor zwei Stunden.

"Ist etwas mit Frau Maria?", fragt Herr Studer den Mann.

"Was soll denn sein mit meiner Frau?" erwidert der Mann unwirsch.

Herr Studer darauf: "Ach, sie sind der Mann von Frau Maria?"

"Allerdings? Und wer sind sie?" fragt der Unbekannte verwundert und etwas ärgerlich.

"Ich wohne hier. Ich bin Herr Studer. Das ist meine Wohnung."

"Hören sie," sagt der Mann in der Wohnung von Herr Studer. "Es braucht hier keinen zweiten Herr Studer. Ich bin das nämlich selber. Kann ich ihnen sonstwie helfen?"

Da ist Herr Studer zuerst sprachlos.

"Ich will in meine Wohnung," sagt er dann mutig. "Das ist alles. Lassen sie mich herein! Sofort!"

Der Unbekannte schaut Studer forschend an. Dann schliesst er die Türe und verriegelt von innen. Mit einem Schlüssel.

Polizei kommt. Macht Kontrolle. Ausweise. Beide sind Herr Studer. Frau Maria aber sagt, dass der, der in der Wohnung ist, der richtige Studer sei. Den anderen habe sie noch nie gesehen. Ausserdem sei sie schwanger, sie könne diese Aufregung nicht ertragen, wegen dem Kind.

"Kommen sie mit auf den Posten" fordern die Polizisten Herr Studer auf. "Wir haben ein paar Fragen an sie."

Studer berichtet den Beamten: "Ich will nur in meine Wohnung und dass man diese beiden Menschen entfernt, die da drin sind, diesen Herrn, der sich ausgibt als mich und diese Frau Maria, die ich nicht näher kenne, sondern mit der ich nur zusammen arbeite. Sie sei heute morgen zum ersen Mal bei ihm vorbei gekommen, weil sie behauptet, sie sei von mir schwanger.

"Ist ja möglich, oder? ", sagt der eine Polizist.

"Nein," empört sich Studer, "Ich hatt nie etwas mit ihr."

"Ja" beschwichtigt der andere Beamte. "Ist ja nicht so wichtig." "Wo wohnen sie denn?"

"In dieser Wohnung." antwortet Studer zähneknirschend. "Aber da ist bereits ein Mann, der Herr Studer heisst" schaut der eine Polizist ihn fragend an: "Er hat die genau gleichen Papiere wie sie. Mit dem kleinen Unterschied, dass er darin wohnt und sie aber nicht."

"Was soll das heissen?" empört sich Studer.

"Es heisst," beginnt der Uniformierte, "Dass wir davon ausgehen müssen, dass der Herr Studer, der in dieser Wohnung von Herr Studer wohnt, auch da wohnen darf."

"Und ich?" protestiert Studer, "Was ist mit mir? Wenn ich ihnen sage, dass ich der rechtmässige Mieter und Bewohner bin und die anderen beiden wahrscheinlich nur Diebe, Betrüger oder Migranten, oder was weiss ich."

"Migranten?" fragt der andere Polizist. "Haben sie etwas gegen Migranten? Sie glauben dass Migranten einfach selber Wohnungen nehmen und die Identität von Bewohnern annehmen, um sie aus ihren Wohnungen raus zu ekeln."

"Ich weiss es doch nicht" sagt Herr Studer.

"So was glauben sie" empört sich nun ein zweiter Polizist.

"Ich glaube das nicht." wehrt sich Studer, "Ich weiss es. Machen sie bitte etwas. Ich wohne da!"

"Vorläufig leider nicht mehr, Herr Studer," bemerkt der

Beamte lapidar. "Da wohnt bereits ein Herr Studer."

Studer drauf: "Er behauptet nur, dass er ich sei. Aber ich bin es."

Der Polizist nickt, "Kommen sie jetzt mit zur Zelle, Herr ähnm.."

"Studer!"

3

Im Amt für Identitäten.

Beamtin: Sie behaupten also, sie seien Herr Studer.

Studer: Das behaupte ich nicht. Ich bin es.

Beamtin: Ja, Ja. Wir kennen solche Fälle. Sie sind nicht der einzige solche Fall.

Studer: Das tröstet mich, obwohl ich davon bisher nie gehört habe.

Beamtin: Kommen sie! Wir wollen nicht auf Prinzipienreiterei machen. Wir suchen eine Lösung. Es bringt nichts darüber zu streiten, wer wer ist. Wir müssen davon ausgehen, dass jeder selber weiss, wer er ist, und wenn zwei behaupten dieselben zu sein, dannnnnn..."

Studer: Was dann?

- Beamtin: Dann suchen wir eine Lösung.
- Studer: Und das wäre was und wie genau?
- Beamtin: Wir machen eine Abwägung.
- Studer: Von was?
- Beamtin: Wir wägen ab, wem wir eher die Bewilligung geben, zu sagen, wer er ist und wem nicht.
- Studer: Aha. Sie legen das selber fest?
- Beamtin: So ist es. Nach einer genauen Abwägung.
- Studer: Von was?
- Beamtin: Von Fakten, die wir vorfinden zum Beispiel, dass sie nicht in ihrer Wohnung sind, sondern, dass da jemand anderer ist, der genau wie sie behauptet, sie zu sein."
- Studer brüllt: Ich behaupte es nicht. Ich bin es, Herr Karl Studer und es ist meine Wohnung."
- Beamtin: Sie müssen sich nicht aufregen Herr ... aeehm.
- Studer: Stuuuder!!Ich bin Herr Studer!"

Später erläutert die Beamtin ganz nett und freundlich, dass es öfters vorkomme, dass Leute im Konfliktsfall eine

neue Identität bekämen, Entschädigungen, für Identitätsverlust und so weiter. Nachher sei meist alles gelöst und man könne wieder weiterleben, ohne sich um eine Lappalie wie einen Ausweis zu streiten und darüber wer man sei.

Studer: Ich habe aber meine. Ich habe meine Identität. Ich brauche keine neue."

Beamtin: Ja, Ja. Das sagen sie alle. Und wir sind genau dazu da, dafür zu sorgen dass die Leute, die alle behaupten sie seien dieselben, säuberlich voneinander zu trennen, damit jeder wieder in Ruhe sein eigenes Leben führen kann.

Studer: Was sagen sie das mir?

Beamtin: Weil sie hier sind. Sie sind unser Fall. Nicht Herr Studer.

4

Nachdem dies alles durch war und Herr Studer nichts mehr verstand, weder weshalb er jetzt plötzlich Grossbacher hiess, eine neue Wohnung anderswo erhielt, noch weswegen er einen neuen Job hat in einer anderen Stadt,

respektive man ihm von Amtes wegen half, das alles zu finden, erst noch alles grosszügig finanziert von diesem Amt für Identitäten, sodass er vermutete, dass er womöglich für diese Leute arbeitet und mit ihnen zusammen in ihrer Anstalt lebt, da waren ihm solche Fragen egal geworden. Der Psychologe Xarakis hatte empfohlen, alles nicht so ernst zu nehmen, den anderen ihre Fehler zu vergeben, um im Irrsinn der Gegenwart zur Ruhe zu kommen und nicht selber gerichtet zu werden, oder so. Man können die Welt eben nicht ändern aber es gäbe hingegen glücklicherweise ein paar wirkungsvolle Medikamente, wenn es allzu unerträglich werde. Wichtig sei einzig, dass man sich nicht selber umbringe. "Lassen sie das unsere Sache sein." scherzte sein Arzt augenzwinkernd. Grossbacher fand das total daneben. Herr Xarakis entschuldigte sich. Er hätte nur zur Auflockerung einen Scherz machen wollen. Wegen den Legionen von Schwurblern und Verschwörungstheoretikern, die es heute überall gäbe und die den grössten Blödsinn behaupten, den noch nie jemand gehört habe.

Grossbacher entschied darauf bei Herr Xarakis nicht mehr weiter in die Therapie zu gehen. Das war aber nicht so einfach, denn wegen seiner Namensumschreibung musste er einmal monatlich zur Beratung gehen, wegen der Abklärung, wie es hiess. Er habe das sogar irgendwo unterschrieben, als man ihm eine neue Identität verschafft habe,

provisorisch verschafft, wohlgerneht. Aber das hatte man nach ein paar Jahren vergessen, das Wort "provisorisch". Bis plötzlich eine Aufforderung zu einer Sitzung bei Herr Grossbacher, ehemals Studer eintraf. Eine Vorladung. Es ging um das Sorgerecht für das Kind von Maria. Was er denn damit zu tun habe, fragt Grossbacher.

"Eigentlich nichts," erwidert die Beamtin, " Ausser dass Frau Maria behauptet sie seien der Vater ihres Kindes und sie hätten sich durch Änderung ihrer Identität der Vaterschaft entzogen und soweit. Also müssen wir das von Amtes wegen abklären."

"Dann ist es also tatsächlich wahr," fragt Grossbacher, "dass Frau Maria ein Kind geboren hat, das sie angeblich jungfräulich von Herr Studer empfangen hat?"

"Ja," bestätigt die Beamtin, " Aber der andere Herr Studer, ich meine der richtige Herr Studer, konnte nicht der Vater gewesen sein, wie unsere Abklärungen ergeben haben."

Grossbacher: Weshalb nicht?

Beamtin: Weil er in Wirklichkeit, also biologisch gesehen, eine Frau ist.

Grossbacher: Biologisch gesehen? Darf man das noch so sagen? Ich habe geneint dass jeder Mensch und nur er selber sagen kann, was er ist, Biologie hin oder her?"

Beamtin: Ja, theoretisch schon.

Grossbacher: Okay.

Beamtin: Dennoch hat es das Amt für Identitäten abgelehnt eine Vaterschaft von einer Frau zu anerkennen.

Grossbacher: Ich verstehe.

Beamtin: Und nun musst also jemand anderer her. Und da ist man auf sie, Herr Grossenbacher gestossen, der damals noch behauptet hatte Stude-der zu sein."

Grossbacher: Aber ich hatte nie etwas mit dieser Maria, die ja übrigens vorher ein Mann war, oder nicht?

Beamter: Was einmal war, Herr Grossbacher, interessiert keinen Menschen. Vorbei ist vorbei. Jeder sagt heute selber wer und was er ist. Geschichte ist ein Fabrikat. Wir machen Geschichte, so wie sie uns behagt, Herr Grossbacher. Das ist unser Leitbild."

Betretenes Schweigen tritt ein. Eine numinose Deutungshoheit hatte der Beamtin die Zunge geführt. Nun standen beide, die Beamtin und Herr Grossbacher, etwas beschämt, aber irgendwie erleuchtet da, von der Gloriole einer über-

irdischen Intelligenz umfassen. Nach einer Pause fragt die Beamtin Herr Grossbacher, ob er denn sein Kind einmal sehen wolle.

Grossbacher: Nicht wirklich.

Wie lange er denn stur sein wolle und sich gegen Realitäten wehren möchte, gegen die er nichts auszurichten habe, fragte die Beamtin fast mütterlich besorgt. Es sei eben vom Schicksal so festgelegt dass er der Vater ist. Ob er dieses Problem denn lieber mit Geld lösen möchte. Er habe zwar keines, sagte Grossbacher, aber wenn man es ihm Geld gäbe, wäre er einverstanden. Also gab man ihm das Geld, das er für seinen Sohn zahlte, von dem er im Gegengeschäft weiterhin offiziell behaupten durfte, nicht der Vater zu sein. Er sei bereit einen Vaterschaftstest zu machen. Das sei nicht nötig, winkt die Sachbearbeiterin ab. Man wisse, was man wissen müsse. Wer glaubt schon an einen Vaterschaftstest, den man nicht selber gefälscht hat, lacht sie. Das Kind sei offiziell jungfräulich empfangen und vaterlos. Nicht verwaist, wohlgemerkt, das sei etwas ganz anderes. Verwaist ist, wenn der Vater tot ist. Das sei etwas ganz anderes. Vaterlos heisst, dass es keinen Vater gibt. Weshalb er denn für einen Sohn bezahlen müsse, fragt Grossbacher noch ein letztes Mal

sich aufbäumend, wenn das Kind offiziell jungfräulich geboren sei.

"Weil die Mutter Maria es so will." kommt es lapidar zurück.

"Aha!" sagt Herr Grossenbacher.

" Ja, das war schon immer so, Herr Grossenbacher." sagt die Sachbearbeiterin. " So ist das eben."

5

Als Grossbacher aus dem Bürgergeld ausgeschieden war, das gibt es ja nur für Arbeitslose, und nach 65, wenn man nicht mehr arbeitslos sein kann, erhält man dann die Bürgerpension, das ist ein bisschen weniger als das Bürgergeld, dafür musste man keine Steuern mehr bezahlen auf das, was einem der Staat schenkt, indem er Geld druckt..... aber lassen wir das für den Moment. Sonst wird das hier zu ausgewalzt. Eine Apokalypse dauert. Das geht nicht von heute auf morgen. Eine Offenbarung lässt sich nicht kurzerhand wie ein Unfall ereignen und erledigen. Wir können das ja später wieder aufnehmen, wenn die Leser zu Kräften gekommen sind.

Find ich gut.

WALDAU

Lindenblütig bäumt sich der Waldsaum
in's Verblichene des Tages,
stillt mondsichelnd der Abend
den Säugling der Nacht.

Unser Land wiegt eine Senke ins Kühle
Rot blinkt die Bergspitze,
scherenschnittschwarz,
Blindfliegenden zur Warnung.

Es fensterlichtet von einem Wohnwagen her
durch fichtennadeliges Zwischen
und weltigt gerechten Schlaf
umhüllend in seelische Betten.



Wein weint knisternden Haselnüssen hinterher.
Leg einen Ast von mir ins Feuer,
sagt die Kiefer,
wenn die Wärme dich braucht.

Mir reicht, flüstere ich,
der Duft deiner glänzenden Haare.
Sie locken mit irdener Glut
ein kühnes Versprechen ins All.

So frühlingt saftiges Treiben
im Kirschblütenschneegestöber.
Nachtstunden kauen Wasser zu Trunkenheit.
Vergeblich ernüchtert der Jubel.

Afrikatagebuch

Abfahrt

Landquart, Schweiz, Waldcampingplatz. 5.15 Uhr. Aufstehen. 5.55 Uhr, Hossams Taxi ist da. Bahnhof, Gleis 4. 8.38 Uhr in ZRH (Flughafen Zürich Kloten). Check-In bei Turkish. Wieder mit Erpressung: PLF und Prepaid Corona-PCR für 90.-, direkt via Kreditkarte bezahlt an das INRB in Kinshasa (Institut National des Recherches Biologique). Flughafenhabitat ist Scheisse. Gekacheltes Edelstahl-Schlachthausfeeling. Abzockerei der globalen Zwangs-Covid-Mafia wird gefeiert. Man will den Leuten das Reisen vergraulen und vergällen. Millionen von Polizisten. Uniformierte Schwärme. Aber in Schweizer Spitätern und Heimen fehlen gleichzeitig 15'000 Pfleger, die sich um Menschen kümmern sollen. So kaputt ist unser System: Die Gesunden sollen krank werden. Und die Kranken sollen verrecken. Es ist schwierig sich raus zu nehmen aus diesem kannibalistischen Bullshit-System. Aber der Grund für die Panikattacken und die Kontrollhysterie des Systems wird immer klarer: Wegen Internet sind Arbeitsorte der Dienstleistungsbranche nicht mehr an Städte, nicht mehr an teure Büroimmobilien und nicht mehr an Nationale Steuerämter gebunden. Die Habitate des

Dienstleistungs-Mittelstandes sind wählbar geworden. Das war früher anders. Stadt bedeutete mal Karriere. Sesshaftigkeit bedeutete Zwangsmitgliedschaft bei den Herren. Doch jetzt hauen diejenigen ab, die noch können.

Ich erwache erst nach Istanbul aus meiner hermetischen Abschottung. Das ist gegen 21 Uhr, im Flugzeug nach Kinshasa, beim Übergang ins tropische Herz Afrikas, wo es nur noch endlose Regenwälder gibt, keine Menschen, keine Städte, keine Strassen.

Der Flug von Istanbul geht zuerst die kleinasiatische Küste hinunter, Ephesus, Bodrum, Ionien, Lydien, Lykien, dann über die Dodekaneseninseln nach Rhodos, aufs Mittelmeer hinaus, und westlich von Alexandria an die nordafrikanische Küste, bei Akasha dem oberen Nil entlang, Al-Tashis, Nyala, Ouadda nach Mongkamba zum Kongo River ein Bündel von Flussarmen, die sich trennen, zusammen finden, tausende Inseln bilden, ein Labyrinth in einem Flussbett breiter als das Schweizer Mittelland zwischen Jura und Alpen. Da müsste man die vollgefressene Klimajugend einmal hinschicken, um sich an einem Stein oder Baum festzukleben. Die haben keine Ahnung von der wahren Grösse der Welt. Die armseligen, verwöhnten Stadtkinder sind in einer toxischen Nagelfluh aus Grössenwahn und

Klaustrophobie befangen, wie es nur in traumatisierenden Ställen und Städten vorkommen kann. Auch Krankheiten haben ein Immunsystem, sie wehren sich gegen alles, was ihnen das Kranksein wegnehmen will. Das kommt vielleicht daher, dass man den Jungen heute eintrichtert sie seien die Retter und Erlöser der Welt, digitale Batmans, Spiderwomen und Supertransen, bevor man liebevoll an sie herangetragen hat, was diese Welt ist. Wie die Welt selber für sich sorgen kann. Sie dies auch schon länger macht. Auch ohne Menschen. Die Welt ist erwachsen. Sie kann etwas. Stattdessen verheizt man unsere Brut schon als Babys, indem man sie mit Ideologien tauft und mit trojanischen Gentherapien impft, was bei der Faulbrut im Bienenstock am Schluss auf dasselbe hinaus läuft.

Ich bin noch unentschieden, wie ich mich bei der Ankunft in Kinshasa und beim Covid- Terror verhalten soll, der da offenbar munter weiter geht, obschon er überall sonst weltweit abgeblasen ist. Soll ich stramm wie ein Murgang durchmarschieren, wie letztes Mal? Oder soll ich eine neue Theateraufführung proben, einen epileptischen Anfall, oder sowas? Am besten wird wohl sein, ich lasse den Wahnsinn auf mich zukommen und entscheide vor Ort spontan, wie ich mit Slampoetrie aus der Hygiene-Korruptionsmaschinerie unbeschadet rauskomme. Bezahlt habe ich schon. Ich will jetzt auch meinen Spass haben!

Um ein Uhr nachts ist Touchdown in Kinshasa. Man will in den KZ-Covid-Baracken auf dem Rollfeld nur meinen selber gefälschten Impfpass sehen. Der wird durchgewunken, mit diesem dämlichen Ausdruck von Kompetenz im Gesicht des Kontrolleurs. Die Kojen des Grauens sind verwaist und verschimmelt. Abkassiert wird vom INRB, dem Institut National des Recherches Biologique, dem Gesundheitsministerium der Demokratischen Republik Kongo, weiterhin. Schamlos. Es ist von der Epidemie das übrig geblieben, um das es immer ging: Einschüchterung, Geld in Taschen von kriminellen Massenmördern und Erpressung. Die WHO hat sich selber als tödliche Krankheit installiert. Aber Übertragungsvektoren verraten die Pest. Ratten und Flöhe überall.

Die Warterei auf die Koffer dauert dieses Mal geschlagene eineinhalb Stunden. Rekord. Dabei war nur ein einziger Flieger abzufertigen. Aber auch hier dasselbe Bild wie überall: Millionen von besoldeten Kontrolletis, Uniformen, Militär, Polizei und Security, die wie humanoider Stacheldraht dem vernünftigen Gang der Welt im Wege stehen. Keiner kümmert sich um die Koffer, weil das ja Arbeit wäre, wo man etwas tun müsste, und man nicht nur andere wichtigtuerisch rumbefehlen, drangsalieren durch Gatter treiben und abgreifen kann.

Endlich, draussen, auf dem Parkplatz, vor dem Flughafengebäude, begrüßen mich Augustin, Guelord und Blaise. Sie sind müde. Gestern nachmittag kamen sie aus Kilueka an. Seit sechs Stunden warten sie am Flughafen. Um 3 Uhr sind wir schliesslich im "Hotel Pour Vous". Ich erhalte das Zimmer 819, dasselbe wie letztes Mal, runtergekühlt wie ein *Chambre froid*.

Ich bin noch nicht richtig angekommen. Wenn ich in der Nacht kurz aus den Träumen auftauche, wundere ich mich, dass ich in Kinshasa bin. Es ist wie das Erwachen aus einer Narkose. Ich bin da, aber ich bin noch nicht da, obwohl ich da bin, 6000 Kilometer entfernt von meinem Gestern und von meinem Vorher.

Kinshasa

Erst um 12 Uhr mittags stehe ich auf. Draussen ist es ruhig. Es hat geregnet. Überall Pfützen. Kaum Schirme. Im Restaurant Kiros hat es wenige Leute, fast nur Libanesen. Heute ist ein gesetzlicher Feiertag. Es ist Patrice Lumumbas Todestag, oder besser gesagt: Der Tag seiner brutalen Ermordung, der Beseitigung des ersten demokratisch gewählten Präsidenten, 1963, durch westliche Geheimdienste, die, um Spuren zu verwischen, seine Leiche

in Salzsäure aufgelöst haben. Frohe Festtage! Belgische und US-Amerikanische Börsianer werden ihre afrikanischen Sklaven nicht freilassen.

Um 15 Uhr bringt mir Guelord ein Backstein grosses, und ebenso schweres Bündel von Banknoten im Hotel vorbei. Das sind 200'000 FCC, der Gegenwert von 100 Dollars, meist 500 FCC Noten, umgerechnet je 25 Rappen wert. Viele der alten Noten sind bis zur Unkenntlichkeit braunschwarz und lampig wie welke Salatblätter. Ich vermute, dass soviele Banknoten zu drucken weit mehr kostet als die Noten wert sind. Ausserdem sind sie perfekte Vektoren für die Verbreitung von Krankheiten, aber andererseits zugleich Vektoren der Immunisierung, weil bei jedem Geldgeschäft auch ein Abgleich der vorhandenen Krankheitskeime zwischen Käufern und Verkäufern stattfindet und sich also das Immunsystem mit Bargeldkontakt trainieren und ajour halten kann, durch den ständigen Fluss von Banknoten, die bis in die übelsten Regionen des Landes verkehren, in Friedhöfen, Spitälern, Banken, Regierungsvierteln, Bordellen, Kirchen und auf jedem Wildtiermarkt zirkulieren. Ich glaube, dass kein menschliches Produkt dermassen zum Ausgleich der Krankheitsbilanzen der Marktteilnehmer beiträgt, wie eine Banknote. Man kann an ihr sogar den Kokainkonsum der Bevölkerung hochrechnen. Mein Freund

Thomas Primas hat kürzlich ein homöopathisches Medikament gemacht mit einer Schweizer Zwanzig Franken Banknote. Man müsste zum Vergleich mal noch eine 500 FCC-Note aus dem Kongo potenzieren. Ich werde ihm das vorschlagen: C 200 Globuli von FCC 500 als Geldnosode, gegen alle Krankheiten, die aus Geldnot entstanden sind. Das sind hier ziemlich genau 99 % aller Gebrechen. Das restliche Prozent können wir als Wohlstandskrankheiten abschreiben, oder als Rundungsfehler des Kapitalismus.

Ich frage Guelord ein bisschen aus über die jüngsten Schulungen, die er bei unserem Hilfswerk erlitten hat. Augustin besitzt jetzt offenbar ein heiliges Papier, das den göttlichen Willen der Hilfswerkler verkündet, wie Buchhaltung zu geschehen hat. Um 16 Uhr verabschiedet sich Guelord. Er sagt, dass Augustin noch in Bumbu sei und Besorgungen mache. Er komme später bei mir vorbei.

Aus meinem kleinen Lautsprecherböxlein im Hotelzimmer höre ich die Suites Bergamasques von Debussy. Claire de lune filtert und klärt den urbanen Trübsinn Kinsahas durch einen magischen Sand aus rieselnden Tönen. Diese Musik! Es ist eine melancholische Kunst, die erst nach dem Gipfel kommt, beim Abstieg, bei der Heimkehr,

beim Verglühen einer Kultur. So wie Trauben erst süß werden nach dem ersten Frost, und erst dann mit der Ahnung des Winters zu Wein vergären, im Rausch der schönen Geschichten schwelgen, im Glitzerspiel der Erinnerungen verwehen, tief atmend in den langen, innigen Umarmungen der Pausen und in der Stille nach dem Ausklang, dem letzten Zu-sich-zurück-Kommen, dem Abschied von allem.

16. Januar 2023, Kinshasa, Afrika.

Bleiern bedeckter Himmel, aber trocken. Schlammige Pfützen sind noch von gestern da. Keine geteerten Straßen vor dem Hotel. Auch das teuerste Etablissement hier in Gombe, dem Downtown von Kinshasa, das traditionelle Memling, ist von Schlammrampen umgeben, genau wie draussen in der Savanne um die Lehmhütten. Das Zentrum ist auch heute menschenleer. Es ist der zweite Feiertag, der Geburtstag von Kabila Père, der vorletzte Diktator. Wird hier nur Elend abgefeiert?

Das Kiros-Restaurant ist leer bis auf ein paar Libanesen, die sich etwas genehmigen. Kein einziger Afrikaner. Die Bediensteten sind alles schwarze, junge Frauen, artig livriert mit Schürzen und Dienstboten-Häubchen.

Gestern, während dem Abendessen im Kiros wurde Augustin fröstlig. Er sagte, dass wir besser gehen sollten. Er meinte, dass er Grippe habe. In meinem Hotelzimmer zittert er. Ich gebe ihm meinen Fleecepullover. Er sitzt auf der Bettkante und ich wickle die Wolldecke meines Bettes um ihn. Er ist zusammengesunken, hat kühle, feuchte Hände und leichte Temperatur. Ob ich ein Ibuprofen habe, fragt er. Nein. Ich habe nur Schmerzmittel, Immodium und Malarone. Er befürchtet, dass es ein Malariaschub ist. Er wisse wie es beginnt. Genau so: Steife Glieder, empfindlich auf Kälte. Ich sage, dass ich ihm eine Packung Malarone geben kann. Er nimmt an und wirft sich sogleich die ersten vier Tabletten für die Behandlung ein. Er werde mir die Tabletten zurück geben. Malarone ist ein Riesenbusiness. Eine Packung kostet vierzig Dollars, manchmal hier bis 60. Medikamente sind teuer da, wo es eine echte Krankheit gibt. Geimpft wird gratis.

Augustin sagt, dass das Hilfswerk Geld überwiesen habe für die Übergangsphase bis zum Neustart des Projektes im April. Ursprünglich hätte das vor einem Jahr bereits starten sollen. Aber unser Hilfswerk hat alles verzögert, verschleppt, eine Evaluation durchführen lassen von "Consultans", die wir nicht kennen. Und das alles, nota bene, erst nach Ende des Projektes! Für satte 10'000 Dollars!

Die "Berater" sind Freunde von J., unserem Projektmann beim Hilfswerks in Bern. Die Evaluatoren haben es nicht einmal für nötig befunden, mich, den einzigen Berater und Mitinitiator des Projektes, zu kontaktieren, zu befragen, oder dergleichen. Das wäre ja Arbeit gewesen. Ausserdem hat J. ihnen sicher gesagt, dass Baba Daniel ziemlich direkt sei, er braucht gerne das Wort "radikal". Ich finde, dass "radikal" gut passt zu mir und dass sie zu Recht etwas Angst vor mir haben. Ich habe auch manchmal Angst vor mir. Vor allem dann, wenn ausgewiesene Vollidioten um mich herum sind.

Wie dem auch sei. Ich habe J. ganz radikal ins Gesicht gesagt, dass ich bei diesem Projekt nicht mehr dabei sein werde, wenn vom Hilfswerk erlaubt wird, dass diese völlig inkompetente Consultants-Stümper-Truppe sich selber 30'000 Dollars für die Evaluation des dreijährigen Nachfolgeprojektes zuschanzen darf, wie es im Budgetvorschlag steht.

Augustin erwähnt bei dieser Gelegenheit einen privaten, persönlichen Brief der obersten Chefin des Hilfswerks in London. Sie hat ihm geschrieben, dass sie wisse, dass das Projekt nur wegen der bewundernswerten Hartnäckigkeit, klugen Voraussicht und ehrlichen Kommunikation

von Augustin überlebt hat. Finstere Kräfte im Hilfswerk wollten nämlich das Projekt mit aller Gewalt abwürgen. Vergeblich. Die Sabotage und Obstruktion hat bisher mindestens vier Chefs des Hilfswerks in Kinshasa den Posten gekostet. Leider aber werden die Dysfunktionalen in solchen religiös-klerikal-soldatischen Sekten nicht entlassen, sondern aus konspirativer Gnade irgend woanders hin versetzt, wo sie weiterhin ihre Unfähigkeit pandemisch verbreiten dürfen, zum Schaden aller, ausser der Delinquenten selber, das sind die Täter und ihre Protektoren zusammen. Man muss in unserem "Hilfswerk" Bestrafung und Versetzung geradezu als Heiligsprechung betrachten, als eine Art Abkürzung und Spezialaufstieg, wie mit den Pädophilen in der katholischen Kirche. Sie werden von einem Ort zum nächsten verschoben, weil sie doch neue Opfer brauchen. Die kranken Brüder schätzen das, denn am neuen Ort kennt man sie noch nicht, ausser der Bischof und der liebe Gott, die alle weg schauen. Also hat man am Ort der Strafversetzung beste Voraussetzung, um in Frieden und Ruhe seine nächsten heiligen Schandtaten zu verüben. So geht das in Kirchen, in Banken, in Hedgefonds, in Parteien und anderen fundamentalistischen Klüngeln, wo man niemanden entlassen darf. Exkommunikation macht man nur mit Kritikern, die sagen, dass diese Verwurstelung von kriminellen Strukturen falsch ist, schädlich und auf-

hören muss. Solche unloyale und unsolidarische Querdenker sind dann rasch weg. In der Regel wollen Leute, die Dreck am Stecken haben, höher aufsteigen, Chefs werden, damit sie die Kontrolle und die Befehlsgewalt behalten um ihre Kritiker zum Schweigen zu bringen. Das scheint mir eine vernünftige Sicht: Einer der in einem Apparat hoch kommen will, der hat etwas zu vertuschen. Es ist diese Flucht nach vorne, die Unfähige und Erpressbare an die Spitze von Regierungen schwemmt: Halbfertige, Lügner, Demagogen, Marionetten, Sektenbrüder, Dummköpfe, Halbfrauen, Halbmänner, Halbschuhe, Bekloppte Jungspunde, die man meinen lässt, sie seien jemand, und zu dumm sind, es zu glauben, Parteisklaven, Witzfiguren.

17. Januar 2023.

Ein ruhiger Tag in Kinshasa. Die Luft ist sauber wegen dem Regen. Er schwemmt einen Teil des Abfalls weg, nicht aber das Problem: Zu viele Menschen am falschen Ort. Alle sind da, wo Geld ankommt. Niemand da, wo man mit freier Arbeit seine Selbstbestimmung erhöhen könnte. Die Städte treiben Menschen in die Abhängigkeit von Ponzi-Schemas. Da verkauft man ihre Seelen an Pfaffen, Hilfswerke, Söldnertrupps, Abzocker, Gauner, Unmenschen, Politiker, Machtmarionetten, Gesundheitsfaschos, Polizei-

scherger, Schlägertrupps. Geld ist Gott. Das ist bei uns im Westen genau gleich. Nur sieht es in Afrika etwas "radikaler" aus, etwas unverhüllter, nackter, physischer, sinnlicher. Man sieht das Elend des Geldgehorsams besser: Abhängigkeit von Hilfe, sinnloses Herumsitzen um das goldene Kalb und Warterei, bis das nächste Manna vom Himmel fällt, oder eine Bombe. Egal. Das war bei Hitler im Zweiten Weltkrieg genau so, bei den Deutschen. Männer wurden für die "gute Sache" als Soldaten an die Front geschickt (7 Millionen!) während der Staat deren Frauen und Kinder freigiebig mit Raubgold und Enteignungsbeute versorgte, sodass es den arischen, germanischen Familien im Krieg deutlich besser ging als vorher. Niemandem ging es im WW2 so gut wie den Deutschen. Förderung durch Terror funktioniert prima. Alles paletti. Wer will da eine Revolution machen gegen den Marionetten-Oberlippen-Unternasenschnauzer. Er hat sein ganzes Volk mit Hilfslieferungen ruhig gestellt. Bürgergeld. Es droht den Deutschen einzig, dass Vater Staat den Geldhahn zudreht. Wer will das schon riskieren? Ausserdem dient die Belohnung von Untätigen dazu, dass die weisse Rasse weitere Staaten überfallen und ausplündern darf, damit der Geldregen aus den eroberten und verwüsteten Gebieten nicht aufhört. Dass es im WW2 genau so lief, haben viele gewusst, verstanden und auch kritisiert. Aber sie wurden tot-

geschwiegen oder ermordet. Ihre Bücher verbrannt. Das geht heute denjenigen die gegen den Corona-Faschismus und gegen den WHO-Putsch kämpfen, genau gleich. Diejenigen, die gegen die menschenrechtswidrigen Gentherapie-Experimente mit der Bevölkerung sind, werden diffamiert, ausgegrenzt, geframet, ihre Bücher totgeschwiegen oder verbrannt, was dasselbe ist. Schauen sie mein eigenes Buch von 2020 an, Covidokratie. Es wurde nicht in einem einzigen Medium besprochen. Man will damit sagen: Lass es besser bleiben. Übersterblichkeit? Ist doch ne tolle Sache. Wenn wir 50% der Alten wegboostern, schont es die Pensionskassen und die AHV. Die Aktienkurse stützt es auch. Und das sind doch unserer Pensionen. Ausserdem brauchen wir dann weniger Pfleger in den Altenheimen und die Aufstände können wir mit mehr Polizisten runterknüppeln. Es ist ein Spiel auf Zeit mit der Apokalypse. Apres moi le deluge. Geld frisst seine Gläubigen. Die Menschen wollen diesen Irrsinn. Sagt man. Ist nicht wahr!

Nur was die Mündigkeit, das kritische Denken und die Selbstbestimmung des Bürgers stärkt, stärkt einen liberalen, demokratischen Staat. Der Rest geht zur Hölle. Leider. Immer.

Augustin kommt um 15 Uhr im Hotel vorbei. Es gibt viel zu reden, wegen den absurden Verwicklungen mit den

"Consultants", die keine Ahnung von der Materie haben und wegen ihrem hinterfotzigen, giftgalligen Neid und ihrer krankhaften Missgunst gegen unser erfolgreiches Projekt. Wir sind derzeit das einzige Projekt des Hilfswerks im Kongo. Alle anderen Projekte sind sistiert und werden blockiert vom Internationalen Sitz, weil Rapporte fehlen und sicher viel Geld verschwunden ist. Nur unser Mbinzo Projekt, das viele der lokalen Hilfswerkler bekämpfen, weil es die Kohle nicht in ihre eigenen Taschen schaufelt, geht planmässig und erfolgreich weiter. Um 18 Uhr verlässt Augustin das Hotel, um sich auf dem Boulevard ein Taxi zu suchen. Heute ist dies kein Problem. Es hat kaum Menschen in den Strassen. Morgen wird es dann anders aussehen, wenn wir um 12.30 Uhr ein Meeting haben mit D., dem Chef de Mission der Schweizer Botschaft.

18. Januar 2023, Kinshasa, RDC.

Am Morgen schon hebt geschäftiges Gelärme an, Stromgeneratoren, Autogetöse, Klappern von Geldwechslern und Nagelschneidern, Ausrufer, Werbedurchsagen, Gebrumme. Der Geruch von Abgasen kriecht in mein Zimmer. Ich stehe um acht Uhr auf und gehe ins Kiros-Restaurant, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Es hat nur zwei, drei erste Gäste. Die Serviererinnen stehen in einer fröh-

lich plappernden Traube zusammen. Alles ist sauber, der Kampf gegen Dreck und Staub vorläufig gewonnen. Augustin sagte gestern, dass der Zustand der Strasse passabel sei für die heutige Reise in die Savanne nach Kilueka. Mir scheint, dass es in ganz kleinen Schritten vorwärts geht mit den Entwicklungen im Land. Aber vielleicht ist es nur eine Täuschung durch Ermüdungsgewöhnung und seelische Abrasion der Kanten des Wahnsinns. Augustin ist bereit, in die Infrastruktur in Kilueka zu investieren. Batterien sind das grösste Problem und das teuerste. 120Ah Bleiakkus kosten 200 Dollars. Vielleicht lohnt sich in Kilueka bald der Bau einer zentralen Stromversorgung mit Generator und Verteilleitungen zu einzelnen Häusern, statt ein Dutzend Stand-alone-Inseln mit Solarpanels, MPPTs, Batterien, Inverter, Zukunftsmusik. Für die nächsten drei bis fünf Jahre müssen die Batterien halten. Das Hilfswerk bezahlt dafür. Augustin ist zuversichtlich, dass das Cooperativen-Projekt startklar ist im April. Es ist vorgesehen dass ich dann pro Semester einmal in den Kongo reise für maximal 30 Tage. Das ist für mich okay. Wir werden Zeit haben, um seriös an dem Projekt dran zu bleiben. Für das Meeting mit D. haben wir folgende Themen: Visum für Augustin und Audry, Konferenz zur Buchvernissage, Mikroprojekt Pilze, Buchübergabe.

Der Wechselkurs des Dollars ist jetzt 2200 FCC 10% mehr als vor einem halben Jahr. Pünktlich zum Arbeitsbeginn um zehn Uhr gesellt sich ein Stromausfall zu allem anderen, was nicht läuft. Eine Allee von Stromgeneratoren rattert zu beiden Seiten der Strasse. Vor jedem Laden knattert und nagelt eines der stinkenden, rüttelnden Dinger, wie kleine Höllentiere, deren Schwanzkabel ins Geschäft ragen. Die Luft ist gallertartig, klebrig, neblig und ölig aufqualmend. Die kadaverigen Verbrennungsdämpfe mischen sich mit süßfaulendem Moder von vergammelten Bananen und beissend-mottendem Plastikrauch. Kakerlaken spazieren locker durch mein Zimmer. Nur kleine allerdings. Jetzt noch.

Um 11. 30 Uhr kommt Augustin und klagt über Unbill und Embouteillages. Wir fahren zum Restaurant Casa mia, nahe Pullmann Hotel, im Botschaftsquartier. Da trifft D. ein. Wir habe ein sehr gutes Gespräch, mit vielen konstruktiven Idee. Die Botschaft wird uns helfen, den Kontakt zum neuen Chef unseres Hilfwerks in Kinshasa auf tragfähigere Beine zu stellen. Wir wollen, dass Botschafter S. ihn einlädt zu einer Kurzaudienz. Der Termin wird gegen Ende meiner Reise sein, in circa einem Monat am 17. Februar. Die Botschaft wird uns weiter helfen eine kleine Konferenz zur Vorstellung des Buches und des

Mbinzoprojekt zu veranstalten, in der Botschaft selber, vielleicht sogar in der Residenz des Botschafters am Ufer des Kongorivers. Da war ich noch nie, aber Augustin war da schon einmal, wegen dem Projekt "Arbres fruitières". D. lädt uns grosszügig ein. Wir essen köstlich mit gesalzenen Preisen, wie in Davos und St. Moritz.

Danach Einkauf von Batterien und Material, elf Batterien für fast 2000 Dollars werden benötigt. Es ist erschreckend, wie schnell sie kaputt gehen. Das ist der gravierende Schwachpunkt der Solarenergie. Um 17 Uhr lässt mich Augustin im Hotel aussteigen und fährt mit Nseka und Blaise weiter. Morgen früh werden wir letzte Einkäufe machen, und danach nach Kilueka aufbrechen. Ich bin jedenfalls bereit und fraglich ist nur noch, was "früh" heisst.

19. Januar 2023. Immer noch Kinshasa.

Ein ruhiger Morgen, trocken, warm und wenig Verkehr in Kinshasas Downtown, dem Gombe-Quartier. Um 10 Uhr habe ich alles gepackt. Rucksack, Umhängetasche und Hut liegen griffbereit. Dann Stromausfall. Ich lege mich hin um zu warten und meditiere über das vergitterte Fenster meines Hotelzimmers. Thema: Wo man nicht rein kommt, kommt man auch nicht raus.

Ich schlafe ein und im Traum geht es irgendwie um ein Bauernhaus, in welchem ich wohne, mit vielen anderen Männern zusammen. Es gibt ein Fest, weil ich ausziehe oder umziehe. Wir sitzen in der Stube, um einem Tisch herum, mit tief herabhängender Lampe. Plötzlich steht da Eugen, mein alter Freund, in seiner stattlichen Grösse und in ungewöhnlich frischer Jugendlichkeit vor mir. Er tut so, als sei nichts gewesen. Eugen hat mir vor drei Jahren abrupt die 40-jährige Freundschaft gekündigt, mit sehr verletzenden Worten, wegen Corona. Die angebliche "Pandemie" habe ich von Anfang an für eine fabrizierte Propagandalüge gehalten und es auch öffentlich kund getan. Eugen aber ist in Panik verfallen, hat mich als Affen aus dem Urwald bezeichnet und seither habe ich nichts mehr von ihm gehört. Nun steht er also in meinem Traum vor mir, ungerührt, freundlich grinsend und locker und er sieht mich an und sagt beim Wegdrehen: "Sorry. Es tut mir leid". Mehr nicht. ganz nebenbei, ohne mich weiter anzuschauen. Am Tisch sitzt ein Mann, der nervig zwängelt, weil er Hunger hat und dringend etwas essen will. Er lässt keine Ruhe. Ich sage in die Runde, ich hätte eine Idee wir wir das Problem mit dem Nörgeler lösen könnten.

"Wie denn ? " fragt die Schar.

"Wir schicken ihn raus! "

Gelächter. Ich nehme den Mann beim Arm und wir ge-

hen in Küche, um ihm ein Sandwich zu machen. Dann erwache ich.

Ich bin in Kinshasa. Es ist schon 13 Uhr. Es hat zu regnen begonnen. Der Soundtrack von Draussen hat sich geändert. Stimmen sind tiefer getrimmt, weniger grell, dumpfer und weicher. Autos hupen sich durch den Platzregen. Tropfen trommeln auf Dachbleche, auf Schirme und auf Plastiktücher, die über die Waren der Strassenverkäufer gespannt sind. Ein schlammiges Gemurmel und Geblubber entsteht. Der Strom ist wieder an. Die an ihren Ketten raselnden Generatoren-Tiere schweigen. Das wird wohl, denke ich, heute nichts mit der Reise nach Kilueka. Aber wenigstens war Eugen kurz da. Auf der Toilette stehe ich beim Händewaschen vor dem Spiegel und sage zu mir: " Okay, Eugen. Es ist alles gut. Klar. Verziehen!" Ich weiss nicht ob er überhaupt noch lebt. Das letzte, was ich von ihm weiss ist, dass er in Bonfol lebt im Kanton Jura. Unter den Eichen, Sous les chaines, heisst die Adresse. Das kann ich mir merken.

Wenn man aus Angst ein Gitter vor sein Fenster schweisst, schaut man durch ein Gitter in die Welt, wie aus einer Gefängniszelle. Das richtige Mass zu finden zwischen Schutz und Eingesperrt-sein, ist es wert, stets von neuem bedacht

und geprüft zu werden. Es müssen ja nicht immer fest einbetonierte Armierungseisen sein und Chomstahlstäbe. Manchmal reicht auch ein Fensterladen für die Nacht. Am Tag hat man dann freie Sicht und frische, ungesiebte Luft. Ausserdem besteht unser Schutz, unser Schutz als Menschen, nicht aus einem Gitter, sondern aus Vertrauen, Vertrauen in schützende Kräfte des Lebens, in die Signale unseres Körpers, in das Winken unserer Seelenbewegungen, den Extrakten unserer Lebenserfahrungen und im Vertrauen in unser Nachdenken aber auch in unsere Träume. Wenn das Lebensvertrauen fehlt, fallen wir rasch in die Hände von Scharlatanen, Aberglauben, Propaganda und Ideologie, die genau so aussehen wie Gitter vor unserer Welt-sicht. Je mehr wir uns mit Ideologien vergittern, desto mehr sind wir in ihnen gefangen und sehen alles nur durch ihre Maschen. Apokalypse heisst nicht nur Entschlei-erung, sondern auch Entgitterung. Gemeint ist das Weg-nehmen von Aberglauben und von ideologischen Narra-tiven zu gunsten einer offenen, unverbauten und freien Sicht auf das Leben. Wir sollten unseren Glauben nicht an Eisenstäbe vor unseren Fenstern delegieren. Die Sache des Trauens und Vertrauens und Misstrauens, von Schutz und Offenheit, sollten wir in unsere eigenen Hände neh-men. Natürlich findet man es lächerlich zu glauben, dass mit meinem verlorener Freund Eugen jetzt alles im Lot

ist, weil er in meinem Traum erschienen ist. Aber mich hat es dennoch erleichtert, weil ein Schweigen gebrochen wurde. Das hat mir ein gutes Gefühl gegeben. Das Gelächter von aussen ist mir egal.

Augustin kommt um 15 Uhr endlich im Hotel an. Es dunkelt bereits und ist dämmerig wegen den Regenwolken. Er sagt, dass wir erst morgen nach Kilueka fahren werden. Ich habe das gestern offenbar falsch verstanden. Er will jetzt mit Nseka die Kleinteile für die elektrischen Installationen einkaufen gehen und nachher, sagt er, können wir noch Proviant besorgen. Ich packe also alles wieder aus. Das ist nicht viel, den NUC, Bildschirm, Tastatur, Maus und die Hose meines Schlafanzugs. Ich solle warten, sagt Augustin, bis er wieder komme. Ich schlage vor, dass ich im Kiros einen Kaffee trinken und ihn dort erwarten werde. Er ist einverstanden. Oft ist es eben so, dass Verkaufsverhandlungen sich in die Länge ziehen und die Preise steigen, wenn man einen Weissen sieht. Das ist sprichwörtlich. "Man hat weisse Haut gesehen" bedeutet einerseits: "Aufgepasst ein Raubtier schleicht um unsere Hütte." und andererseits: "Obacht, eine Antilope hat sich verirrt, die wir fangen, erlegen und ausnehmen können".

Im City Market gibt es hingegen fixe Preise. Da spielt die Hautfarbe keine Rolle. Es bezahlen alle zuviel. Ausser-

dem wächst Zahnpasta nicht auf einheimischen Bäumen. Da hat man weniger Spielraum als bei Bananen und Saft. Der Saisoneinfluss bei Seife, Toilettenpapier und Batterieschuhen aus Kupfer hält sich ebenfalls in Grenzen.

Warterei ist manchmal inspirierend und fruchtbar. Und zwar dann, wenn von ihr die Säure der Ungeduld abgefallen ist und sie zu entspannter Musse gedeiht, zu einem gönnenden Daseinsgefäß, wie eine aus Händen geformte Schöpfkelle, mit der wir, uns selber empfangend, hinein danken in die Welt. Musse war bei den alten Griechen das Ideal der Schule. Das Wort Schule leitet sich von Scholle her, Musse. Leider aber ist Musse immer in Gefahr, in ein Müssen zu kippen und dass dann die passive Schöpfkelle unserer empfänglichen Dankbarkeit zu einem Zerhacker-Shredder-Trichter wird, für den unmenschlichen Stopfleber-Schulbetrieb.

Musse, bei sich sein, ist ein geheimer Tunnel zu schüchternen Räumen in uns, zu vergessenen Kammern, hinter sorgfältig zugeklebten Tapetentüren, zu abenteuerlichen Zimmern, zarten Kellern und hellen Estrichs in unserer grauen Alltagsgrubheit. Wie gross das Haus unserer Seele doch ist! Selbst wenn es uns in finsternen, deprimierenden Momenten scheint, als sei sie bloss ein Wurmloch

in Richtung Hölle. Nein. Erleuchtete Seelen sind wie einladende Häuser der Geborgenheit, in denen in allen Zimmern Licht ist, Luft durch unvergitterte Fenster frei einströmt, nicht nur in die Bibliothek, auch ins Fernseh- und Computerzimmer, nicht nur in den Salon und das hübsche Schlafzimmer, sondern auch in Küche, Kohlekeller, Grümpelkammern, Toiletten und in die Garagen mit unseren Ego-Vehikeln - ein transparentes, offenes Seelenhaus, wie ein Edelstein, der dem schöpferischen Licht nicht Widerstand leistet, sondern es willkommen in sich heisst, wie ein Kind mittanzt mit dem Unmöglichen der letzten Transparenz, und wir im leichtherzigen Spiel gegen den Bluff der Schwerkraft und gegen die bloss zweckhaft hingeklotzten Vorhänge des Realen, siegreich um die Wette funkeln, und wir unsere Liebe überall verteilen, aus unserem Koh-i-noor, dem Berg aus Licht. Ich glaube, dass jeder Mensch im Kern ein solcher heiliger Funkelstein ist.

Wir werden nicht frei, indem wir uns abhängig machen von der Gnade von Systemen und Religionen und Ideologien. Wir müssen es schaffen, auf eigenen Füßen zu stehen. Uns zu vertrauen. Mit gut gemessenem Eigensinn. Das heisst eben auch, klug auf vieles zu verzichten was uns in Abhängigkeit und was uns hinter noch sicherere Gitter führt; ob sicherer gegen Ein- oder Ausbruch ist letztlich dasselbe.

Freiheit ist uns geschenkt. Kämpfen wir darum, uns nicht aus Bequemlichkeit überall einzusperren. Schaut, die armen, verschütteten Seelen überall, die Sklaven und Knechte und Insassen von Anstalten, die sich wie Autoritäten und grosse Herren gebärden, aufplustern, aufpfauen und aufspielen müssen, damit ihnen der selbstverordnete Knast nicht zu fest weh tut. Aus solchem Schwänzelschwarm kommst du nur raus, indem du für deine Autonomie kämpfst. Aber wie? Geh in die Berge! In deine inneren Berge. Da kannst Du gewinnen, wenn du nicht mitmachst bei den Breitmaulfröschen des Flachlandes.

16.40 Uhr. Noch immer warte ich im Kiros. Mein Arsch wächst langsam am Stuhl fest. Ob das noch reicht für die Einkäufe? Um 17.25 Uhr erscheint Augustin, völlig erschöpft. Es ist bereits zu spät um einzukaufen, sagt er. Gangster hätte versucht, Waren von der Ladefläche des Toyotas zu klauen. Sie konnten es mit Mühe, Not und einer Schlägerei verhindern. Sie hätten nun aber alles eingekauft, ausser Zinn. Ich habe, sage ich, dass ich eine kleine Rolle mitgebracht habe. Das sollte zum Löten von Kabelanschlüssen reichen. Wir werden morgen früh noch den City Market besuchen, um Proviant zu bunkern. Ab acht Uhr früh bin ich bereit. Bin gespannt wann sie an-

kommen. Augustin geht. Ich werde alleine etwas essen, habe Humus bestellt, ist prima, lecker mit Olivenöl und Torsis, original libanesisch. Dann gehe ich ins Zimmer, um alles abzuschreiben, was ich im Notizbuch notiert habe. Ich schreibe zuviel. Augustin hat recht. Ich kann aber nichts dafür, dass die Worte alle so lang sind. Und ich kann nichts dafür dass deutsche Texte im Durchschnitt 15 % länger sind als ihre englischen Übersetzungen, obschon ich gut finde, wenn Texte nicht zu kurz sind. Man hat dann länger Zeit darüber nachzudenken, was in ihnen nicht drin steht.

Zur Feier des grosszügig nutzlosen Wartetages will ich mir eine Flasche Tembo Bier gönnen. Ich erfrage im Restaurant des Hotels den Preis. Eine Flasche kostet satte 5000 FCC, das sind zweieinhalb Dollars. Sehr teuer. Ich bezahle. Der Servierer besteht darauf, mir das Bier auf mein Zimmer zu bringen. Ich habe zwar keine Ahnung warum, weil ich ja zwei eigene, funktionstüchtige Hände besitze. Aber er kommt trotzdem mit. Er stellt die Flasche auf das Nachttischchen. Ob er noch die Flasche von vorgestern zurück haben könne, fragt er dann schüchtern. Ach so! Das habe ich ganz vergessen. Flaschen sind hier mehr Wert als das Bier. Man erhält nämlich nur dann neues Bier, wenn man die alten Flaschen an die Brauerei zurückbringt. An vielen Parties werden Flaschen deshalb geklaut und teuer gehan-

delt. Augustin hat sich kürzlich bei mir beschwert, dass am Begräbnis seines Onkels Anastase drei ganze Harrasse leere Flaschen geklaut wurden, respektive, dass die Gäste des Deuils die leeren Flaschen nach Hause mit genommen hätten, um sie zu verkaufen. Allerdings werden hier die ganz üblen Gesöffe in PET-Flaschen verkauft. Es sind dubiose Dschungeldestillate aus Früchten, bestenfalls aus Früchten. Das sind diejenigen Flüssigkeiten, bei denen nachher Frauen in Equateur mit Rasierklingen aufeinander losgehen, wie mir Augustin erzählt hat.

20. Januar 2023, Immer noch Kinshasa

7.45 Uhr. Aufwachen. Packen. Trocken, neblig, bewölkt. Um acht bin ich abreisebereit. Ich lege mich ins Bett, um zu warten. Um 9.20 Uhr stehe ich auf. Kaffee gibt es im Hotelrestaurant nicht. Also geh ich ins Kiros und esse ein Croissant. Sonst gibt es ja nachher auf der Reise kaum Gelegenheit zur Verpflegung, ausser in Kasangulu, bei der Zahlstation der Nationalstrasse N1, wo es fliegende Händler hat, die Boudin, eine grauslige, rosarote Wurst verkaufen, Gourage, das ist Kürbissamenpaste mit Chillies in Blättern grilliert und XXL, ein deliriös aromatisierter Energydrink. Dem Hotelchef sage ich beim Rausgehen, dass mich Augustin im Kiros finden kann. Geschlagene zwölf Stunden später sind wir in Kilueka.

21. Januar 2023, Kilueka, Kongo-Central

Ich stehe um 5.30 auf. Ich esse die wunderbare, grosse Safu, die vom gestrigen Abendessen übrig geblieben ist und sorgsam verwahrt wurde auf dem Fusstablar im Plastikgestell, wo das Geschirr mit einem Tuch abgedeckt ist. Dazu trinke ich einen Schluck Wasser aus einer Swissta-Petflasche, da ist eine der bekanntesten Marken von sauberem Wasser, das in Kinshasa mit Umkehrosmose hergestellt und mit Schweizerkreuz und Schneebergen verkauft wird.

Dann lege ich mich nochmals Schlafen bis sieben Uhr. Erneut Tagwache. Aha, ich bin jetzt im Savannendorf Kilueka. Lockere Bewölkung und hell schon draussen. Boika, der Hund von Frank springt zwischen den Hütten rum. Er sei ein bisschen desorientiert, sagte mir gestern Augustin, weil Frank, unser Surveillant, weg gegangen sei, in ein anderes Dorf gezogen. Für Boika, den massigen, doggenähnlichen, hellbraunen Hund mit dem breiten Gesicht ist es deshalb unangenehm geworden. Er hat seine Bezugsperson verloren. Er wandte sich zuerst Jolie zu, die ihn immer gefüttert hat. Aber dann musste Jolie ins Spital nach Kinshasa, wegen Problemen mit dem Bauch. Boika musste, wie ein verschupftes Kind, sich schon wieder neu orientieren

und wandte sich an Christian. Bei ihm blieb er dann auch, selbst als Jolie zurück kam. Jolie geht es jetzt wieder gut. Sie sieht kräftig und erholt aus.

Gestern Nacht, erinnere ich mich, kamen wir erst spät in Kilueka an, um 19 Uhr. Es war bereits stockfinster. Audry, ein Sohn von Augustin, gesellte sich kurz zu mir. Er ist als Chef-Stellvertreter nun dauerhaft in Kilueka stationiert, um nach dem Rechten zu schauen. Audry ist ein kräftiger, gut genährter, sogar leicht korpulenter, junger Mann, er ist Augustin und Guelord wie aus dem Gesicht geschnitten, er zeigt dieselben typischen Züge, einfach noch fülliger und weicher als im scharf geschnitten Gesicht von Augustin. Ich habe Fotos gesehen von Augustin, als er jünger war. Da sah er exakt aus wie seine Söhne.

Blaise hat meine Koffer noch nicht von der Ladefläche des Toyotas genommen. Er ist gestern abend mit Audrey und Christian nach Lemfu gegangen. Da hat es ein paar Lichter mehr und sogar eine Art von Diskothek, das ist ein Schuppen mit plärrender Musik aus rachistischen Lautsprecherkadavern und ein paar Tischen, wo junge Leute im Lärm und magerem LED-Geblinke zusammen sitzen.

Bei mir geht im Esszimmer gleich wieder das Licht aus, weil die Batterie verendet ist. Ich installiere meine

Powerbank und meine Stirnlampe, damit wir beim Abendessen etwas sehen. Es gibt Rindfleischstücke an einer feinen Sauce, Spaghetti, Fufu, Piripiri und Safus, wunderbare, noch etwas leicht säuerliche Safus und Mangustans zum Dessert. Königlich. Augustin sagt, er hätte Magenprobleme wegen den Malaronetabletten, die ich ihm gegeben habe. Die Rosskur hat aber offenbar gewirkt. Das Fieber ist weg. Wir besprechen die Arbeit der nächsten Tage, vor allem den Wiederaufbau der elektrischen Infrastruktur und ein Inventar der neuen Dinge, die ich mitgebracht habe.

Am Morgen kommt als erster Christian, um mich zu begrüßen. Er arbeitet mit seinem Trupp gerade in Kinsumbu, draussen in der endlosen Savanne. Sie pflanzen da neuen Pondu, Maniok, und dann ernten sie nachher Erdnüsse von einem Feld in Lhasa. Vor der Batitec, dem Ökonomiegebäude, in dem ich wohne, hat man eine Baumreihe von Palmiers gefällt. Es ist richtig hell geworden und ich über schaue nun, auf der Terrasse vor meinem Computer sitzend, das sich fern im Nebel verlierende Savannenpanorama, das beschallt wir von vielen Vogelstimmen, vor allem einem hämmernden Flöter, der ganz typisch ist für den lokalen Soundtrack.

Es hat viel Vin de Palme gegeben von den gefälltten Bäumen. Die Strünke der Palmen liegen entblättert und rottend

am Boden. Das Holz will man nicht brauchen zum Feu-
ern. Ich beginne, das Tagebuch aus meinem kleinen No-
tizbuch abzuschreiben. Es ist angenehm kühl, vielleicht
24 Grad, windstill und bisher habe ich keine Mücke ge-
sehen. Das darf von mir aus so bleiben.

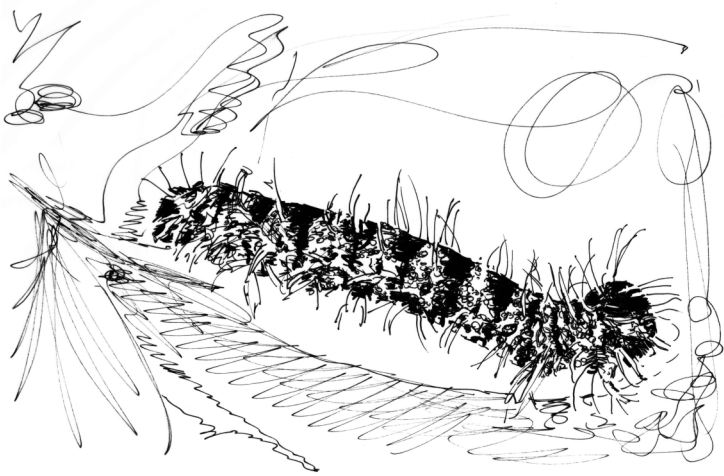
Es gibt Probleme mit dem Diebstahl von Ngalas, den
Cirina forda Raupen. Sie werden, wie man mir berichtet,
von Büschen geklaut, auf die wir die Tiere transferiert ha-
ben. Der Erfolg der Wiederansiedelung dieser seit 30 Jah-
ren verlorenen, wichtigen Mibnzo, ist in Gefahr. Der Druck
der Bevölkerung ist unvorstellbar. Zweibeinige Predateurs
sind das Problem. Regeln müssen installiert und akzep-
tiert sein, sonst funktioniert nichts. Eigennutz zerstört das
Gemeinsame. Fanuelle berichtet, dass an drei der Bäume
Raupen entfernt wurden. Was tun? Wer war es ? Soll man
da jemanden postieren? Draussen in der Savanne. Der Be-
wacher wird selber die Raupen essen. Ausserdem beob-
achten Räuber die Wächter ganz genau. Jeder Versuch,

*Eine Gruppe von winzigen Räumchen von Cirina forda auf einem Ast des Sa-
vannenbusches Crossopterix febrifuga. In diesem Stadium sind sie sehr fra-
gil und leichtes Opfer von Hitze, Trockenheit, Sturm, Ameisen, Töpferwespen
und Vögeln.*



Diebstahl zu verhindern ist fast peinlich. Wie willst Du das machen in der endlosen Brousse, wo jeder unbeobachtet rein- und rausmarschieren kann? Wie soll das funktionieren in einer Umgebung, wo es in Lemfu 70'000 Menschen gibt, die ohne Kanalisation, ohne Wasser und ohne Strom leben? Da ist Anonymität entstanden, in der ein Schutz nur funktionieren kann, wenn er polizeilich durchgesetzt wird. Das ist hier undenkbar. Es gibt keine Polizei.

Eine Lösung wäre, ein Reservat zu schaffen das unbetretbar ist, wo sich die Natur erhalten kann und Raupen-



Eine ausgewachsene Raupe von Ngala, wie Cirina forda lokal genannt wird. In diesem Stadium, hier in Originalgrösse abgebildet, werden diese Raupen gesammelt und als Delikatesse und wichtige Proteinquelle der Bevölkerung frisch verspiesen, oder getrocknet auf Märkten in ganz Afrika angeboten.

Populationen in die Nachbarschaft ausschwärmen, wo sie dann für die Bevölkerung zugänglich und nutzbar sind. Aber in einer Gesellschaft, wo demjenigen, der etwas findet, die Sache gehört, ohne Besitzansprüche anderer, ausser durch Fetische markiert, da ist es schwierig zu verhindern, dass ein Kind die Raupen, die es findet einfach erntet, selbst wenn es weiss, dass die Raupen jemand anderem gehören. Der Jäger im Wald fragt nicht, wem ein Hirsch gehört, der ihm vor die Büchse läuft.

Audrey und Guelord kommen zu mir, um ihre Handys und Tablets aufzuladen. Das ist ein Problem hier. Alle besitzen Geräte, niemand aber sorgt sich darum, dass er sie selber laden kann. Strom bezieht man von anderen. Die Energiebeschaffung ist ganz im Jäger-Sammlermodus stecken geblieben. Alle aber haben tolle Handys. Ich bin der einzige mit einem halbkaputten Muscheltelefon.

Neun Uhr. Wir machen das Inventar der Dinge, die ich mitgebracht habe: 5 MPPT, 4 Balancers, zwei Inverter, zwei Waagen, Kompressor, Montagmaterial für Nseka und zwölf Bücher. Augustin will nichts heraus geben. Ich will aber, dass er Fanuelle und Christian jetzt ein Buch gibt. Auch bei der Powerbank und anderem Material ist er der Meinung, man solle das nicht einer Person geben, sondern

zum Gebrauch geben als Eigentum von Songa Nzila, sonst verschwinden die Dinge einfach und werden entweder verkauft, also zu Geld gemacht, oder eingesperrt irgendwo, wo niemand davon Gebrauch machen kann. Das ist eine kluge Überlegung und ganz realistisch. Man gibt ihnen den Nutzen der Sache, ohne sie mit dem Besitz zu belasten. Der einzige Nachteil ist, dass Leute zu den eigenen Dingen besser acht geben als zu fremdem Eigentum. Das sogenannte Kolchosenproblem.

Wir überlegen, wo die neu zu bauende Kammer für die Aufbewahrung der Insekten-Puppen hinkommen soll. Das ist ein Raum von etwa 2 x 2 Metern und zwei Metern Höhe. Er wird benötigt um den Puppen der Schmetterlinge genau die Bedingungen zu bieten, die sie, im Boden vergraben, hier vorfinden: 100% Luftfeuchtigkeit und eine konstante Temperatur von 25 Grad Celsius. Normale Räume und Zimmer sind meist zu trocken und zu heiss, weswegen die Puppen bei langer Ruhedauer sterben. Den Kompressor zum Kühlen habe ich mitgebracht. Wir werden ihn direkt mit den 24Volt Batterien betreiben.

Augustin installiert seinen Computer bei mir im Esszimmer, weil er in der Miellerie im Moment keinen Strom hat. Ausserdem hat er immer hier gearbeitet, wenn ich nicht da bin. Aber er ist zu schüchtern und bescheiden, um das zu sagen. Also schlage ich es ihm vor. Er soll doch

bei mir sein Büro aufmachen, wo wir genug Strom haben vom Maison d'energy. Die Batterien wurden da zwar nicht gewechselt, aber es läuft nicht schlecht wie mir scheint.

21. Januar

Es gibt Diskussionen, weil Nseka nicht wie abgemacht in Kilueka eingetroffen ist. Augustin hat ihm Geld gegeben, um Kabel für das Centre Anamed in Kinshasa zu kaufen. Aber Nseka ist zuhause und alle warten vergeblich auf ihn. Er sagt, dass das Geld nicht gereicht habe. Das Spiel kennt Augustin. Es nervt ihn. Deshalb wollte er, betont er, unbedingt das Material selber einkaufen, weil sonst das Geld irgendwo hin rinnt und es nie reicht, weil man es für anderes brauche als für das, wozu es bestimmt ist.

Völlig unerwartet offenbart Augustin, dass Kurse durchgeführt werden müssen, mit vier Gruppen von sechs Personen unseres Hilfswerkes und ein Kurs für die Villagoise, die bereits *Samia ricini* züchten. Das alles soll in den nächsten drei Wochen geschehen. Ich frage Augustin, wie das gehen soll, wenn man noch nicht einmal weiss, wer an den Kursen teilnehmen wird. Ich werde jedenfalls alles vorbereiten. Es sieht so aus, dass nun alle Jobs vor dem April huschhusch erledigt werden müssen, weil dann die Über-

gangsfrist zum Nachfolgeprojekt abläuft. Das Geld dazu wurde aber erst im Dezember überwiesen, also neun Monate zu spät. Deshalb pressiert es jetzt wie verrückt, um die im Projekt versprochenen Dinge trotz der krassen Finanzierungsverzögerung noch zu realisieren. Anscheinend wird das Projekt nun von der Stadt Zürich finanziert, denn unser Mann in Bern verlangt plötzlich, dass wir seine Arbeit machen und die Fragen der Stadt Zürich über den Lauf der Dinge beantworten sollen, obschon Augustin alle Rapporte wie abgemacht an den Projektverantwortlichen in Kinshasa geschickt hat und das deshalb eigentlich sei Job ist. Aber man versucht natürlich immer, die Arbeit, die auf dem eigenen Tisch landet, an andere weiter zu leiten. Schwarzepeterspiel. Es reicht ja, wenn man monatlich sein Salär abholt. Den Job sollen die Neger machen, die man gar nicht oder zu spät zahlt. Ob das die Stadt Zürich weiss? Ob es sie interessiert? Ausserdem ist es sehr seltsam, wie unser Hilfswerk alles unternimmt, um uns den direkten Kontakt zum Geldgeber zu blocken und vernebeln. Es wäre doch toll, bei unseren Donatoren einen Vortrag zu machen. Zum Danke sagen. Weit gefehlt. Das hatten wir ja 2019, als Augustin der Schweiz war, auch schon einmal unserem Hilfswerk angeboten. Das Interesse des Hilfswerks war gleich Null. Aber es freut mich, wenn es stimmt, dass meine Heimatstadt unser Projekt mitfinanziert. Ich

habe leise Zweifel, denn es wundert mich, welche Stelle dieses Steuergeld auszahlen soll. Wichtig ist aber für uns, dass das Augenmerk der offiziellen Schweiz darauf gerichtet wird, dass Steuergeld der Bürger auch dort ankommt wo man es hinschickt.

Jolie kommt, um Augustin einen langen Bericht abzugeben. Er hört zu, diskutiert, stellt Fragen. Ich verstehe praktisch nichts Es gibt hundert kleine Probleme zu lösen. Vom Inverter, der kaputt ist, weil man die Sicherung mit einem Draht überbrückt hat. Der funktionierende Inverter aber wird versteckt und man findet ihn im Zimmer von Chauffeur Blaise. Usw.

Jetzt kommt Fanuelle, um zu reden. Boika, der grosse Hund, liegt während der Unterredung unter dem Tisch und wartet. Ich gebe ihm etwas Wasser in einer Alluminiumschale. Aber er trinkt nicht. Er scheint da etwas zu bewachen. Fanuelle redet lange, aber ruhig und unaufgeregt. Ich setzte mich draussen auf die Terrasse. Ich kann nicht arbeiten, wenn Leute diskutieren. Ich brauche meine Ruhe. Der Himmel ist blau, fast wolkenlos. Die Sonne scheint flach über die Savanne. Ich schnappe nur Worte wie Safu und Probleme auf. Libellen schwirren, Schwalben und Gruppen winziger Vögel. Hühner hat es nur wenige, ohne Küken. Es fehlen auch die Arbeiter. Seit Frank weggezogen

ist, gibt es kein Feuer mehr am Morgen. Chance habe ich bisher auch nicht gesehen. Man musste das Personal reduzieren, weil der Start des Nachfolgeprojektes stets verzögert wurde. Chauffeur Blaise schaut zweimal um die Ecke, ob Augustin frei ist. Auch er will reden, sieht aber dass die Praxis besetzt ist und dreht wieder auf der Ferse. Fanuelle steht auf, Boika folgt ihr Schritt auf Tritt.

Beim Eindunkeln fällt der Strom unter 24 Volt. Ich bitte Augustin, jeweils seinen Computer auszuschalten, wenn er ihn nicht benutzt, weil er sonst Energie frisst, die später in den Batterien fehlt. Der leichtsinnige Umgang mit Energie ist hier überall zu sehen. Sobald ein Dorf ans Stromnetz angeschlossen ist, lassen alle Händler auch tagsüber ihre Beleuchtungen angeknipst. Das hat offenbar damit zu tun, dass für den Strombezug keine Zähler installiert sind, sondern man eine Art Pauschale bezahlt. Das animiert nicht gerade zum Sparen. Schliesslich hat man ja bezahlt und man nimmt einfach solange etwas geliefert wird.

Für die Kurse müssen Modelle unserer Zuchthütten für die Raupen gebaut werden. Augustin fragt wie man das Problem der Hühner auf dem Dach lösen wolle. Davon habe ich bisher noch nie gehört. Er sagt dass Hühner auf

die Dächer flattern und da im Stroh nach kleinen Insekten scharren. Der Grund wird sein, dass Raupen, die abhauen, sich im Dachstroh ihre Kokons bauen. Das wissen die Hühner. Sie holen sich diese Proteine.

An der Hauswand, im Schutz der Terrassendaches klebt ein seltsames Gebilde. Es sieht aus wie ein Büschel kleiner Eiskrem-Cornets, die an einem Stiel an der Wand befestigt sind. Jetzt, beim Eindunkeln, sehe ich die kleine Wespe, die in den noch offenen Cornets steckende Larven füttert. Zwei der Cornets sind bereits verdeckelt mit einem weisslichen Material, das aussieht wie Schlagrahm oder der Rest des Vanille-Glaces. Die Wespe ist tief Schwarz mit einem auffälligen ockerfarbenen Band am Abdomen. Es ist eine Art mit einer langen, dünnen, röhrenartigen Taille. Das sind meist Räuber. Manchmal sieht man ähnlich aussehende Töpferwespen, die Raupen oder Spinnen lähmen und sie mit einem Ei zusammen einmauern. Diese Hutflügler sind meist schwarz oder rot gefärbt, auch die Flügel besitzen oft einem schwarzblauen Schimmer. Sie brummen und fliegen mit auffällig schlaffen, lange herabhängenden Beinen.

Jolie bringt mir drei grüne Zitronen. Sie kann Gedanken lesen. Ich liebe Zitronen.



Nur fünfzehn Millimeter lang ist diese Wespe, die während der ganzen Nacht ihre "Cornets" bewacht, in denen Larven leben. Rechts ist eine der hängenden Tüten bereits verdeckelt. Daraus schlüpft bald eine neue Wespe, die dann am Tag mithelfen wird, die anderen Larven zu füttern.

Später erzählt Augustin von vielen Gesprächen, die er geführt hat. Er hat einen grossen Fruchtbaumgarten in Lemfu gekauft, für 3000 Dollars. Christian pflegt den Garten mit seiner Equippe. Als die ersten Früchte reif sind, gibt er Christian und Laurent, dem Vorarbeiter von Songa Nzila, den Auftrag, die Früchte zu ernten und an lokale Händler zu verkaufen. Als Augustin wieder in Kilueka ist, machen weder Christian noch Laurent den Anschein, ihm Rapport geben zu wollen noch ihm das eingenommene Geld auszuhandigen. Man tut so, als sei nichts gewesen. Darauf stellt Augustin die beiden zur Rede. Schliesslich rücken sie das Geld raus.

Weil der Garten sich mitten in Lemfu befindet, wo es, wie Augustin sagt, von Dieben nur so wimmelt, hat er den gefürchtetsten und bekanntesten Fetischeur der Gegend beauftragt, einen Schutzfetisch zu installieren, der den Garten bewacht, einen Gris-Gris. Der hat 75 Dollars gekostete. Offenbar wirkt er. Augustin berichtet, dass sogar diejenigen Früchte, die zu Boden gefallen sind, nicht angerührt werden. Nun taucht die Frage auf, wie man mit dem scharfen Fetisch umgehen muss, wenn man selber die Früchte ernten will. Dazu muss, lerne ich, der entsicherte Fetisch mit einem klar protokollierten Ritual abgeschaltet, entfernt und

nach der Ernte wieder installiert werden. Augustin hat entschieden, dass Fanuelle diese Rolle übernehmen soll, sowie den Rapport der Verkäufe und sie auch das Geld verwahren soll. Das hat soweit alles wie geplant geklappt, aber nun neue Probleme geschaffen. Die Männer waren nämlich frustriert, weil man sie und ihre Travailleurs nicht beteiligt am Geldsegen des Früchtgartens. Sie intrigieren gegen Fanuelle und auch gegen Jolie, reden schlecht und verhalten sich unkooperativ und destruktiv. Auch Jolie hat kürzlich eine wichtige Rolle übernommen als Verantwortliche für die Frauen, die die Brote der Bäckerei verteilen und sie verwahrt das Geld von Songa Nzila. Dafür gibt es jetzt sogar einen Tresor, der hundert Kilogramm wiegt und 500 Dollars gekostet hat. Unser Hilfswerk hat diese Anschaffung verlangt, natürlich ohne sie zu bezahlen. Das ist so üblich. Man verlangt viel Zeugs, von dem man selber gar nichts versteht und es selber auch nicht berücksichtigt. Von den anderen verlangt man pingelige Abrechnungen, aber selber schafft man es nicht, das von Donatoren überwiesene Geld an die Projekte weiterzugeben. Das ist eine Erfahrung, die ich selber auch im Kleinen gemacht habe. Gibt man jemandem 1000 FCC in die Hand, um etwas zu kaufen, hält der Empfangende das Geld sofort für sein eigenes Geld. Den kleingedruckten Anhang, dass es für den Kauf einer Sache dienen soll, überliest

man, wird vergessen, geht verloren, verdampft und versickert. Und wenn man fragt, wo denn nun die Sache sei, die man bezahlt habe, hört man: Ah, das Geld hat nicht gereicht!

Wenn Du Geld gibst, kriegst du auch nie einen Rest heraus. Wie oft habe ich jemandem Geld gegeben um Bananen zu kaufen und man kam mit der Hälfte der Bananen, die man für den Preis erhält, zurück. Ich weiss ja unterdessen was sie kosten. Augustin hat dies soeben selber brühwarm erfahren, weil er Nseka, unseren Chefelektriker, im Voraus bezahlt hat. Wegen dem Vorschuss schwindet natürlich blitzartig seine Motivation, zur Arbeit zu erscheinen. Er hat das Geld ja in seinem Hosensack. Wozu also soll er sich beeilen? Er hat ja jetzt kein Geldproblem mehr, sondern das Problem hat der Arbeit- und Geldgeber, der wartet. Das sind Probleme mit denen Nseka leben kann. Diese Haltung führt dazu, dass man niemanden im Voraus bezahlt. Auch die Boulangers, die von Jolie bezahlt werden, haben ein ähnliches Theater aufgeführt. Sie verlangten einen Vorschuss. Sobald Jolie bezahlt, sind sie krank, oder erscheinen grundlos nicht. Wenn man sie entlässt, dann zahlen sie den Vorschuss nicht zurück usw. Es gibt hunderte solcher Stories. Es ist ein Problem der Ehrlichkeit, des Vertrauens und der Verantwortung, das hier ganz offen zu Tage liegt. In der Mentalität der Menschen hier ist ihr eigenes Überleben zu oberst und zu vorderst. Alles an-

dere ist zweitrangig. Es ist dem Druck des Hungers und dem Mangel zuzuschreiben. Man kann sich Ehrlichkeit nicht erlauben, wenn man nichts zu essen und kranke Kinder zu hause hat und ein Frau die fragt, womit sie ohne Geld Essen zubereiten und das Schulgeld der Kinder bezahlen soll. Das ist klar. Aber unsere Arbeiter erhalten ja einen Lohn. Sie sind angestellt bei einem der wenigen festen Arbeitgeber, die es im Umkreis von 50 Kilometer überhaupt gibt. Alles andere sind miese Tageslöhnerjobs auf den Feldern. Wie kommen die Arbeiter und sogar Vorarbeiter wie Laurent und Christian, die sogar einen verhältnismässig guten Lohn beziehen, um 400 Dollars pro Monat, dazu, zu meinen, dass die Früchte, die sie ernten und verkaufen, ihnen selber gehören oder dem Team, das sie leiten? Es ist doch einfach ihr Job. Nur Fanuelle und Jolie, teilweise auch Henry verstehen das. Was soll man da machen? Augustin muss mit seinen Arbeitern reden, dass diese Anstandslosigkeiten gegen Fanuelle und Jolie nicht geduldet werden. Dass er sie als Anstandslosigkeit gegen sich selber auffasst und auch entsprechend reagieren wird, wenn es weiter vorkommt. Diese Jalousies, Eifersüchteleien, Missgunst, Neid und fehlender Gemeinsinn sind ein ernsthaften Problem und es akzentuiert sich dadurch, dass Jolie und Fanuelle Frauen sind, die stark sind, auf den eigenen Beinen stehen, arbeitsam und fleissig. Könnten sie

sich nicht wehren, wären sie längst vereinnahmt von dieser Bande, die nur an ihre eigenen Interessen denkt und gar nicht über den Zaunpfahl schauen, und die Männer nicht zur Kenntnis nehmen wollen, dass sie an ihrem eigenen Ast sägen, wenn sie ihre Mentalität der Selbstbereicherung nicht beenden. Ich will niemandem in den Rücken fallen. Aber sehr vieles was hier angebaut wird, dient gar nicht dem Verkauf, sondern dem Erhalt des Teams. Die Erdnussfelder, viele Fruchtbäume usw. Bulukututee hat man längst aufgegeben. Moringa muss man die Arbeiter zwingen zu ernten, weil man das selber nicht isst. Es ist ein Kampf nicht nur gegen den Mangel, sondern gegen eine Mentalität, die allgemein um sich gegriffen hat. Der Schamlose gewinnt, der Skrupellose gewinnt, Die Anständigen verrecken. Aber gleichzeitig will man frömmlicherisch an der heiligen Messe von Papst Franziskus teilnehmen. Der wagt sich im Februar nach Kinshasa, allerdings nur bis auf den Flughafen Dolo, wo er eine Messe hält. Da kann man dann etwas scheinheilig tun als sei die Kirche der Hort der Güte. Blah, Blah, Blah. Da ist mir ein Gris-Gris Zauber, der funktioniert, lieber. Die Haltung der Kirche zu den Afrikanern ist noch genau so, wie wir sie in den 60-ern und 70-ern in der Schweiz in der Sonntagsschule dargestellt erhalten haben, nämlich in Form einer Holzfigur des bettelnde Negerkindes am Ausgang der Kirchenpforte, wo man einen Batzen einwirft, da-

mit das Negerli artig nickt. Das haben die Afrikaner nun voll als Geschäftsmodell integriert und ist in den ökonomischen Genen fest verschraubt. Jedesmal, wenn ich ankomme, ist das erste, dass mich irgendwelche Leute um irgendwelche Dinge anbetteln, die sie meinen ich hätte sie ihnen versprochen oder die sie gerne von mir hätten usw. Ohne Scham spielen sie den Nickeneger. Das ist eine Masche, die in ganz Afrika Alltag geworden ist. Augustin hat mich gemahnt, ich solle ja nichts von meinen Dingen, keine Powerbanks und keine USB-Lautsprecher, gar nichts an einzelne Personen geben. Ich solle es als Arbeitsgerät von Songa Nzila geben. Zum Nutzen aller und der Genossenschaft. Er hat völlig recht damit. Ich habe schon im guten Willen Tonabnehmer für Kalimbas an die lokale Band von Koko Vaya geschenkt. Sie haben sie nie benutzt, wie ich beabsichtigt habe, und wie sie mir gesagt haben. Die Tonabnehmer wurden am nächste Tag verkauft, das Geld eingestrichen. So wird es mit jeder Powerbank gehen, jedem kleinen Ding, das du hier jemandem schenkst. Das wird gleich zu Geld gemacht und ist weg. Das ist im grossen Masstab so. Aller Müll der nach Afrika "verschenkt" wird, landet hier auf Märkten, wo es zu Geld gemacht wird, Maschinen, Kleider, Medikamente, alles. Ich werde acht geben, nicht selber in diese Falle zu tappen. Auch Nseka hat mich bei der ersten Begegnung gleich angebet-

telt, wo den nun das Messer sei, das ich ihm versprochen habe. Man hat keine Scham, Versprechen zu erfinden, um Forderungen zu stellen. Man kann es ja versuchen. Es kostet nichts zu fragen. Das ist einfach, wie "Hallo" sagen. Das will auch nicht heissen, dass Nseka ein schlechter Kerl ist. Nein. Er kann sehr fleissig Arbeiten. Ja. Er ist ganz anständig, Ja. Und auch klug. Man kann mit ihm reden. Er versteht sein Metier. Aber in seinem Betriebssystem ist irgend etwas installiert, was ihn manchmal schwierig macht im Umgang. Man muss entweder dauernd hinter ihm her sein, kontrollierend, oder man muss sagen: Zuerst machst du den Job, dann sehen wir es uns an, dann bezahlen wir. Das heisst nicht, dass die Leute hier schlecht sind. Sie sind genau gleich wie bei uns, aber das gesellschaftliche Betriebssystem, das bei ihnen durch die Kolonialisierung und die Hilfswerkökonomie eingerichtet wurde, ist fatal. Arbeit lohnt sich nicht. Du musst ein Hilfswerk abzocken, selber bei einem arbeiten, das schlechte Gewissen der Weissen bewirtschaften, frech betteln und alle Geschenke gleich achtlos verscherbeln. Der Ehrliche ist der Dumme. Machiavelli für Sklaven. Eigene Leute verarschen das bringt's, oder adipöser Sektengurus werden in irgendwelchen Blechhüttenkirchen. Das ist das epigenetische Erbe der Leopold-Massaker-Traumatisierung, der Kolonialisierung und der heute realen Hilfswerk- und Jesusökonomie. Dass dies keine Ba-

sis ist, um nachhaltige, demokratische Strukturen aufzubauen, ist von der globalen Wirtschaft erwünscht, weil sich dann die Schätze des Landes weiterhin halb gratis plündern lassen. Wer meint, dass die Kolonialisierung Afrikas mit den unabhängigen Staaten beendet sei, ist ein Träumer.

Diese Probleme zeigen, dass wir von einem Erziehungsproblem reden. Viele Leute hier sind wie vernachlässigte, halbwilde Pferde oder Hunde, die ihr stures Eigenleben führen, ohne Herrchen und Chefchen und Königchen, die ihnen erklären dürfen, was sie zu tun haben. Es hat sich nämlich bisher niemand für sie interessiert, also muss man ihnen ihre notdürftige Selbständigkeit jetzt nicht ausreden wollen in der Meinung, das sei so einfach. Du kannst jemandem, um den du dich nie ehrlich bemüht, nie angehört und nie gekümmert hast, nichts beibringen. Erziehung basiert auf Vertrauen. Unsere Sozialverwaltung hat da keine Chance mit Integration und wie das alles heisst. Es reicht nicht, einen Stallknecht anzustellen der im Stall für Ordnung sorgt. Stalldisziplin ist kein Erziehungsziel für Menschen. Mündigkeit, kritisches Denken, Eigenverantwortung und Selbstreflexion sind nachhaltige Ziele.

Schon 7.30 Uhr. Der Himmel ist mit einer dicken Wolkenschicht bedeckt. Aus der Nachbarschaft dringt der rollende Beat eines Deuils. Die stampfende Musikmaschine

der Beerdigungsparty war schon die ganze Nacht hindurch am Rattern und Donnern.

Am Morgen sitzt die Wespe noch immere auf ihren Cor-nets. Sie hat diese in der Nacht bewacht.

Augustin kommt. Er will um 8 Uhr abfahren nach Kinsumbu. Er sagt dass es überall nass sei. Okay . Ich werde eine Jacke anziehen und die Schuhe.

Jolie erscheint in piekfeiner Robe. Aha, es ist Sonntag! Sie geht zur Kirche in Lemfu, das herausragende gesellschaftliche Ereignis der Gegend.

Augustin sagt, dass es heute regnen könnte. Ich ziehe meine Regenjacke an und mache meinen Rucksack bereit mit der Kamera. Dann fahren wir mit zwei Töffs los nach Kinsumbu ein paar Kilometer draussen in der Savanne. In den Aufforstungen, die wir da gemacht haben, wachsen wild die Büsche von *Crossopterix febrifuga*. Es ist eine giftige Pflanze, die in der traditionellen Medizin eingesetzt wird. Auf ihnen hatte Christian die Raupen von *Cirina forda* entdeckt, nachdem man vor einem Jahr einige Raupen dieser Art aus Majenga, einem kleinen Savannendorf etwa hundert Kilometer westlich von Kilueka hierher gebracht und auf Büsche von *Crossopterix* gesetzt hat. Offenbar haben es einige der Tiere geschafft sich zu verpuppen und auszuschlüpfen, sich zu paaren und die Weibchen haben

nun die bevorzugten Büsche ihrer Nahrungspflanze aufgesucht für die Eiablage. Die Grösse der Raupen zeigt, dass nicht alle zur gleichen Zeit ausgeschlüpft sind, sondern gestaffelt, über rund zwei Wochen, also von mehreren Weibchen stammen müssen. Wir marschieren ein wenig den Abhang der Aufforstung hinab in das Tal von Mvumbi masa. Tatsächlich hat es da einige schöne Populationen der auffällig gelbschwarzen Raupen mit den roten Köpfen, roten Schwanzplatten und den weissen Haaren. Eine unverwechselbare Art, vor allem wenn man die Hostpflanz kennt.

Fanuelle, Christian und Reagen kommen mit. Sie zeigen die Standorte. Fanuelle hatte befürchtet, dass viele der Raupen geklaut worden sind. Aber beim vierten Standort, wo sie Raupenraub beobachtet haben will, sieht man dennoch viele Tiere, etwas versteckt zwar, aber sie sind da. Trotz ihrer auffälligen Zeichnung können sich die Raupen nämlich ausgezeichnet verstecken unter Blättern und an der Unterseite von Zweigen. Ausserdem wechseln sie in Gruppen die Äste, an denen sie fressen. In jungen Stadien leben sie in dichten, engen Herden zusammen, fast Haut an Haut, später eher einzeln, verteilt über die ganze Pflanze. Man sieht auch von weitem die von ihnen kahlgefressenen Stauden. Mit den von Weitem sichtbaren, ent-

laubt zurückgelassenen Büschen, verrät sich die Anwesenheit der Raupen. Es ist drückend heiss und feucht. Mit meinem Barchthemd und der Jacke schwitze ich triefend wie ein nasser Waschlappen. Unterwegs sehen wir viele Menschen, die von und zu den Feldern marschieren, Halt machen am Wegrand, mit Körber voller Maiskolben, Maniok, Früchten, Safus, Mangos, Papayas, Erdnüssen. Bei einer alten Frau, einer Schwester von Augustin, die am Fusweg nach Kinsumbu ein Haus bewohnt, kaufen Christian und ich ein paar Kilo Bannen für 2000 FCC = 1 Dollar. Ein wunderschöner Safoutier steht neben ihrem Haus, schwer behangen mit Trauben der blauvioletpinken Früchte. An einem Ast ist ein geflochtener Kranz mit einem farbigen Band befestigt, wie eine Christbaumdekoration. Leider gehört der Baum nicht ihr, sagt die alte Frau. Deshalb kann sie uns keine Safus verkaufen. Die Dekoration ist ein Fetiche, der aufpasst, dass niemand Früchte klaut. Das wird hier selbstverständlich beachtet.

Die Wiederansiedelung von Cirina forda ist ein grosser Erfolg für Augustin und sein Team. Sie arbeiten schon zehn Jahre daran und nun zeigt sich, dass die Kombination mit



*Augustin Konda ku Mbuta beobachtet mit einer Mischung aus Freude und Sorge eine Kolonie winziger Rupchen von *Cirina forda* in der Umgebung von Kilueka, dem kleinen Savannendorf mit Lehmhütten, in welchem er selber vor 70 Jahren geboren wurde. Der heute bekannte Ethnobotaniker und traditionelle Pharmakologe bemuhlt sich seit bereits zwanzig Jahren, die durch Habitatszerstorung verlorene, wichtige Speiseraupe des Kongo, wieder anzusiedeln. Nach vielen Rückschlägen ist dies 2022 zum ersten Mal in größerem Umfang gelungen. Aber es ist klar, dass man Schutzgebiete schaffen muss, in denen sich die für die Ernährungssicherheit bedeutende Insektenart erhalten kann. Von da aus können die Tiere dann ausschwärmen in die Nkunkus, die Clanwalden, in denen die Menschen, wie seit tausenden von Jahren, noch heute einen wichtigen Teil ihrer Nahrung, Kräuter, Baumaterialien und Medikamente sammeln*

gezielter Aufforstung und Aussetzung ein guter Weg ist. Die Futterpflanze wächst von selber, ist eine Pionierpflanze in der Savanne, die den Übergang zu einem Wald bilden kann, wenn die Steppenbrände nicht zu oft stattfinden. *Crossopterix febrifuga* überlebt solche Buschbrände. Auch die Puppen der Ngalas, die fast zehn Monate im Boden ruhen, überleben Buschbrände und wissen genau, wann die Futterpflanzen nach der Trockenzeit wieder austreibt, um dann aufzuwachen und sich zu paaren und Eier abzulegen. Dafür haben sie nicht lange Zeit. Es sind Saturnidenfalter, die keine Mundwerkzeuge besitzen, um zu trinken und essen. Sie nutzen das, was sie an Körpermasse mittragen und sterben, wenn sie die Vorräte aufgezehrt haben, innerhalb von 3-6 Tagen. Die Eier im Körper der Weibchen sind beim Schlüpfen aus der Puppe bereits voll entwickelt und befruchtungsfähig. Abgelegt werden sie in einem weissen, rundlichen Klumpen an einem einzigen Ort. Die Weibchen müssen sehr gut auswählen, wo ihre Nachkommen, circa eine Woche nach dem Tod ihrer Mutter, ausschlüpfen werden. Mir fiel auf, dass es vor allem frei stehende, sonnenexponierte Büsche sind, also nicht solche, die schon von aufwachsendem Wald beschattet sind.

Augustin ist seit gestern daran die Arbeit unserer Projektleiter im Hilfswerk zu machen. Einen Rapport für den Sponsor zu schreiben, von dem wir nicht offiziell wissen

dürfen, wer es ist. Was macht man nicht alles für Blödsinn, wenn man daran interessiert ist ein gutes Projekt am Leben zu erhalten? Ich bewundere Augustin für seine Geduld. Zugegebenermassen trägt er auch viel Verantwortung als Clanoberhaupt und Respektperson hier, für seine grosse Familie, Verwandtschaft, die Angestellten, seinen Clan, die einfachen Leute in den Dörfern.

Vor dem Abendessen, in der Dunkelheit der ersten Nachtstunden, die hier immer pünktlich und sehr rasch um 18 Uhr einbricht, sprechen Augustin und ich über die Idee eines modernen, Afrikanischen Dorfes. Es begann ursprünglich mit dem Besuch bei einem Wasserfall an einem kleinen Flusslauf, der in der Nähe von Kijela in den grossen Inkisifluss mündet. Dort hat es im Flussbett eine Felsstufe, die etwa 5 Meter hoch ist, wo man ein kleines Wasserkraftwerk erstellen könnte mit einer Fallhöhe von maximal sieben Metern. Auch in der Trockenzeit hat es genug Wasser, um schätzungsweise 15kW Strom zu produzieren. Das würde reichen um ein kleines Dorf, das man in der Nähe aufbaut, zu versorgen. Seit diesem Ausflug steht die Idee und die Frage im Raum: Wie müsste man heute ein afrikanisches Dorf organisieren, damit eine gesunde Mischung zwischen Modernität und Tradition entsteht und eine Form des dörflichen Zusammenlebens, das

rücksichtsvoll, ehrlich und nachhaltig ist? Da sitzen wir nun und reden. Augustin denkt zuerst natürlich an das, was immer fehlt. Das Geld. Wer soll denn das finanzieren? Ich antworte, dass wir diese Frage zurückstellen müssen. Zunächst sei es einfach ein Projekt, ein Traum, den wir durchdenken und formulieren können. Aber wir sind uns dabei im Klaren: wir wollen es nicht bei der papierigen Utopie belassen. Wir wollen das wirklich bauen. Wir wollen es gut bedenken und realisieren. Wie gross soll denn das Dorf sein? Vielleicht zwanzig Familien? Was machst Du, fragt mich Augustin, wenn eine Familie mit zehn Kindern kommt. Nein, sage ich, maximal zwei sind erlaubt. Da lacht Augustin prustend. Wie willst du das denn machen? Ich weiss es doch nicht wie, sage ich. Aber unser Job als Vordenker eines afrikanischen Dorfes ist ja auch, uns zu überlegen, wen wir in diesem Dorf aufnehmen wollen, zu welchen Bedingungen, und wer da eben nicht dazu passt, wenigstens nicht in der ersten Phase, wo wir ein solches Modell aufbauen und evaluieren wollen. Leute, die in unser Dorf ziehen wollen, müssen sich bewerben und müssen die Grundsätze erfüllen und annehmen können, die die Gemeinschaft definiert. Das heisst, dass wir zu aller erst an einer Art Constitution arbeiten müssen, an einer Verfassung für diesen Dorf-Mikrostaat. Diese Vorarbeit muss die Basis sein für einen Plan zur Entwicklung der Infrastruktur des Dorfes,

der Häuser, Toiletten, Waschgelegenheiten, Versammlungsplätze, Markthallen, was immer dann gewünscht und prioritär wichtig ist. Es können auch Handwerksbetriebe eingerichtet werden, weil mit dem Strom auch Energie vorhanden ist, die Tag und Nacht genutzt werden kann, auch für Pumpen für eine Wasserversorgung der Äcker, sogar in der Trockenzeit usw. Erst wenn wir diesen Plan haben, können wir Donatoren anfragen, ob sie uns helfen, dieses Projekt in die Realität umzusetzen. Es wird noch viele spannende Diskussionen geben. Was ist mit den Alten, wenn ein Ehepartn stirbt? Was passiert, wenn eine Familie mit drei Kindern, zwei Töchtern und einem Jungen einzieht, und der Junge ein Mädchen schwängert. Normalerweise muss dann die Familie des Jungen für die Geschwängerte sorgen, sie bei sich aufnehmen usw. Wie willst du das denn dann machen, fragt Augustin? Da hat man ja keine Kontrolle mehr. Ich antworte: Das muss einem Jungen klar sein, wenn er ein Mädchen schwängert, dann muss er für sie auch sorgen können und für seine Familie. Er kann nicht einfach bei den Eltern bleiben und denken, dass diese all seine Probleme lösen. Er will sich ja wie ein Erwachsener benehmen, wenn er rumbumst, also soll er auch wie ein Erwachsener Verantwortung übernehmen. Das muss man den Jungs und Girls einfach ganz klar sagen. Und sie müssen auch eine Erklärung unter-

zeichnen, dass sie verstanden haben, was das bedeutet. Nämlich dass sie ausziehen müssen, wenn sie eine Familie gründen wollen. Ganz einfach. Solche Regeln gab es schon früher in traditionellen afrikanischen Dörfern. Die Gemeinschaft muss sich schützen. Der Schutz, den sie bietet, und die vielen Vorteile, kommen zu einem Preis, nämlich demjenigen des eigenen Engagements für die Gemeinschaft und der Selbstbeschränkung aus Rücksicht. Die Probleme einer völlig unregulierten, ungesteuerten Entwicklung sieht man ja heute überall in den Krebsgeschwüren der wuchernden Ansiedelungen, die, wie in Lemfu, plötzlich 70'000 Bewohner haben, wo es aber weder fließend Wasser, noch Strom, noch eine Kanalisation noch eine Marktordnung gibt. Das heisst, dass wir mit unserem Entwurf für ein modernes afrikanisches Dorf ein Angebot machen, das alles übertrifft, was man sonst antrifft, aber dafür auch ein Commitment zu einer Verfassung des Dorflebens verlangt.

Ausserdem, betone ich, will ich keine Kirche in diesem Dorf, sondern einen freien, offenen Versammlungsraum. Und was ist, wenn Besucher kommen, und dann schlussendlich auch da wohnen? Wir werden es untersagen. Gäste des Dorfes müssen sich beim Dorfchef anmelden. Das ist genau wie in meinem Campingplatz auch. Wer im Dorf übernachtet bezahlt eine Gebühr. 5000 FCC pro Tag. "So

viel?" protestiert Augustin, "das ist ja fast eine Monatsmiete eines Hauses in Lemfu." Von mir aus, war nur eine Idee. Will sagen, das Dorf ist kein öffentlicher Raum. Es ist ein privater Raum einer Dorfgemeinschaft. Man geht da nicht einfach ein und aus. Nur die Bewohner und diejenigen die sich beim Dorfcchef anmelden, dürfen sich da aufhalten. Das ist ein bisschen wie bei den Bakossis in Kamerun, wo ich 2018 war. In den tropischen Bergen um den Mount ... Da muss man sich beim Dorfcchef und den Dorfältesten anmelden, wenn man sich bei ihnen als Gast aufhalten will. Das macht Sinn, denn die Dorfältesten übernehmen für ihre Gäste einen Teil der Verantwortung für ihr Wohlergehen. Das wird abgegolten durch Geschenke, eine Zeremonie. Das muss ja nicht bei jedem Besuch so sein, und auch nicht zu einem sinnlosen Tamtam ausarten, aber man muss das Bewusstsein fördern, dass man Gast ist. Wer profitieren will von der Modernität dieses Dorfes muss auch eine Gegenleistung erbringen.

Das wird aber lange gehen, und wer soll das bezahlen? Das werden wir sehen. Jedenfalls ist es ein Projekt, wo du, Augustin, deine Lebens- und Kulturerfahrung als weiser Mensch einbringen kannst. Das kann ein Junger nicht, er hat nicht deinen Überblick über die Entwicklungen des letzten halben Jahrhunderts. Das muss von Dir kommen. Wie wir die afrikanische Identität in dieser Dorfidee auf-

nehmen können. Auch ich habe ja jetzt das 65. Lebensjahr erreicht und kann etwas distanzierter die Entwicklung der Gesellschaft überblicken und merke erst jetzt, worauf es ankommt. Ausserdem heisst du mit Namen Ku Mbuta, der, der voraus geht. Also machen wir es einfach.

Es ist schon lange nach dem Abendessen, Reis und eine Pfanne mit Ziegenpansen und Bohnen, als Augustin und ich auseinander gehen.

23. Januar 2023, Kilueka

Sechs Uhr. Ein heller Morgen mit wenig Bewölkung und einer flach hinter dem Nebel leuchtenden Sonne. Die Nacht war sternenklar. Der Orion direkt über uns. Viele Vogelstimmen am Morgen. Es hat fast keine Hühner ums Haus. Gestern habe ich Augustin darauf angesprochen. Er sagt, dass die Hühner nur in der Trockenzeit im Dorf und nahe bei den Häusern Futter suchen. Jetzt, in der Regenzeit, seien sie in der ganzen Umgebung verteilt. Überall finde man jetzt Nahrung. Das Massensterben der Ziegen ist vorbei. Niemand weiss, was daran schuld war. So etwas wie Veterinäre gibt es hier nicht.

Schon früh besucht mich Audry. Er will ein bisschen reden. Aber nichts Konkretes. Er redet von einem Cotch, aber ich verstehe nicht was er damit meint. Aha. Einen Coach.

Es gibt offenbar jemanden, dem er folgt. Audry ist sehr verständig und gebildet. Wir sprechen über Moral und Ehrlichkeit und Innovation und Sturheit und all die Probleme und Hindernisse in der Entwicklung einer Gesellschaft, die keinen verantwortlichen Staat hat, keinen Staat als Partner und Schutz der Lebensentwicklung seiner Bürger. Wir reden eine ganze Stunde. Und ich gebe ihm die Aufgabe, das Buch sorgfältig durchzulesen, um an unserer Erfahrung teilzunehmen.

Augustin kämpft den ganzen Tag mit dem Rapport für die einjährige Übergangszeit, den unser Mann vom Hilfswerk angefordert hat, weil er ihn an den Financer weiterleiten soll. Ich sehe zum ersten Mal das Budget, das genau zeigt dass fast 20% der Summe unseres Projekt für die Verwaltung und das Audit ausgegeben werden. 20%! für Büro und Formulare und Kontrolling von Leuten, die meist vom Projekt keine Ahnung haben, weder die bereits geschriebenen Rapporte lesen, noch die Bücher, die wir geschrieben haben. Im wesentlichen machen Augustin und ich ja diesen Audit und diese Evaluationsarbeiten eigenhändig selber. Unsere Papiere werden dann abgeschrieben und "verbessert", ohne jeden Sachverstand. Ausserdem ist es interessant, dass man ein Jahresprojekt rapportieren soll, das noch gar nicht zu Ende ist, und dessen erste neun Monate nicht finanziert wurden.

Die Sache mit dem Mpungu hat sich nun weiter aufgeklärt. Gestern habe ich Augustin gefragt wie denn nun die Geschichte mit den Fetischeurs, die die Dörfer Kilueka und Kiniangi heimgesucht haben, geendet habe. Er war kurz angebunden und unangenehm berührt von dem aufgewirbelten Thema. Auch Jolie ist nicht gesprächig. Irgendwie ist klar, dass die Angelegenheit immer noch weh tut. Es gab schwerwiegende Probleme. Der Vater eines Mitarbeiters von Songa Nzila, von Jocelyne nämlich, hat den Dorfcchef von Kiniangi angeklagt, der den Fetischeur eingeladen und engagiert hatte. Es gab einen Prozess vor dem Gericht in Kisantu und die Dorfcchefs von Kiniangi und von Kilueka wurden verurteilt zu empfindlichen Geldstrafen, Hunderttausend und Zweihunderttausend Francs Congolaise, das sind 50, respektive 100 Dollars, als Strafe, weil sie Geld ihrer Dorfbewohner eingesammelt haben um angeblich Mpungus in den Häusern zu suchen. Es seien dabei angeblich Mpungus von Jocelyne, sogar von ihm Augustin und auch von Jolie gefunden worden und man hat sie wie schon beim anderen fahrenden Zaubererhalunken, im Büro der ANR (Agence National des Recherches) in Lemfu abgegeben. Wahrscheinlich ist der Fetischeur sogar heimlich in die Häuser gegangen und hat da auch andere Dinge mitlaufen lassen. Der Fetischeur mit dem Schneckenhaus-Mpungu, der sich vier Monate in Kilueka einge-

nistetet hatte, um mit Problemen der Leute Geld zu verdienen, ist schon nach drei Monaten abgehauen, berichtet mir Fanuelle am nächsten Morgen. Der Fetischeur von Kininagi, der sich in einem Erdloch begraben liess, um aus dem Untergrund die Mpungus zu fangen, verschwand schon bereits kurz nach den Vorfällen. Mit dem Geld der Dorfbewohner selbstverständlich, das für seine "Reinigungsdienste" gesammelt wurde. Solche Vorfälle gäbe es in 'Vages', sagt Augustin. Diese Betrüger kommen in Wellen. Sobald man ein bisschen vergessen und verdrängt hat, was sie das letzte Mal für Unheil und Schaden angerichtet haben, kommen schon die nächsten Propheten daher. Weshalb? Weil die Leute Probleme haben mit ihrem Leben, kaum zu Essen, viele Krankheiten, Mangel überall, kein Geld, das ganze Elend des Alltags im vergessenen Hinterland eines der ärmsten Länder der Welt. Aus der Misere wächst dann die Idee, dass jemand für dieses Übel schuld sein muss, dass ein Fluch über dem Dorf oder über der Familie liegt. Dass man gegen diesen Fluch etwas unternehmen muss. Man ist sogar bereit Geld dafür zu bezahlen, das man gar nicht hat. Die Vorstellung eines Fluches, ist materialisiert, vergötzt sozusagen, in den sogenannten Mpungus. Das sind die materialisierten Figuren der Übeltäter, Fetische eben, die einen Fluch über andere bringen. Das können unscheinbare Dinge sein, ge-

füllt mit beschwörter Magie. Der Glaube, dass es sowas gibt, ist hier in der Bevölkerung weit verbreitet. Mit Sicherheit haben die solcherarts mit psychologischer Energie aufgepumpten Mpungus, fast wie die bösen Dämonen, Geister und Teufel anderer Kulturen, eine Wirkung auf den Volkskörper, indem sie ihn ängstigen.

Also muss man ein Putzinstitut beauftragen, um die Dörfer von den Mpungus zu befreien, und hygienisieren, indem man die zauberfluchenden Hexenbomben einsammelt und dann der Geheimpolizei übergibt. Man verhaftet die Mpungus sozusagen. Die Rolle der ANR ist dubios. Es scheint viele Mitesser dieser spirituellen Impfkampagnen zu geben, viele verdeckte Agenten, Eiterpickel und Assistenten der Fetischeur-Zauberer, sogar Dorfchefs selber, die mitprofitieren und eine Provision erhalten für die Einladung der Fetischeur. Sicher profitieren auch die Leute des ANR, die die sogenannten "Haftbefehle" gegen Mpungus ausstellen, oder Jagdscheine, also offizielle Erlaubnisse, Mpungus einzusammeln. Mir kommt es so vor wie bei Pokemon Go. Einfach dass es hier kein Spiel ist die Mpungu-Pokemons einzufangen, sondern ein brutales Geschäft mit der Not und Verzeiflung der Ärmsten und Verzweifeltsten. Auch der Vatikan mit seinen Missionaren hat jedenfalls nicht viel dazu beigetragen, den Leuten den Glauben an das Gute zu vermitteln. Die meisten glauben eigentlich nur ans

Böse, dass es ungerechte, bösartige Kräfte gibt, die das Gute lächerlich machen und die Schuld sind an der persönlichen Misere und am Unglück der Unschuldigen. Eigentlich haben die Leute ja sogar recht. Nur sind die Mpungus nicht Schneckenhäuser mit Lehm und Stroh, sondern wenn schon eher Profiteure einer entsozialisierten, globalen, neokolonialistischen Mafia, zu der fast jeder mittelständische Westler gehört, wenn er, oder sie eine Pensionskasse oder Aktien besitzt, Bitcoins, oder sonst am kapitalistischen Casino mitmacht, dem - wie Jean Ziegler sagt, kannibalistischen - weltweiten System der keimfrei und mit subtiler und weniger subtiler Gewalt installierten, finanziellen Ausbeutung der armen, produktiven Bevölkerung. Dieser Fluch ist in der Vorstellung der Menschen hier in den Mpungus materialisiert. Deren theatralische "Vernichtung" ergibt jedoch nicht die erhoffte Entlastung und verschafft keine Erleichterung, nein, meist sind die Probleme nach der "Säuberung" eines Dorfes von seinen angeblichen Mpungus, grösser als zuvor, wie sich im Fall des Dorfes von Kiniangi zeigt. Nicht nur wurde viel Geld bezahlt für den Pseudofetischeur, diesen skrupellosen, streunenden Strassentheatergiftsack, sondern es kam noch die Busse für den Dorfcchef dazu, der eine geistig behinderte Tochter hat, die nicht reden kann und manchmal orientierungslos in der Savanne herum irrt.

24. Januar 2023

Der Morgen ist hell und der Himmel nur dünn bewölkt, wie ein japanisches Seidenpapier, das weich von der Sonne erhellt wird. Fanuelle kommt zuerst vorbei, bringt ihr Handy zum Aufladen. Das sind die zeitgenössischen Morgenrituale. Ich frage sie, ob sie das Bild des Mpungus noch habe, das sie mir das letzte Mal gezeigt hat. Sie sagt sie habe es gelöscht und an Augustin gegeben. Ob denn die Dorfbewohner aus den unseligen Tsunamis der Mpungu-Jäger etwas gelernt hätten. Sie schüttelt betrübt den Kopf. Nein. Aber gleichzeitig habe sie ja die Aufgabe übernommen den Gris-Gris Fetisch, der den Garten von Songa Nzila in Lemfu schützt, abzunehmen zur Ernte und danach wieder aufzuhängen. Sie wurde dazu vom Fetischeur instruiert. Ich habe den Gris-Gris genannten Fetisch nicht gesehen. Fanuelle sagt, dass er aus Blättern einer Pflanze gemacht sei, die sie nicht kenne. Der Fetischeur selber lebt in Lemfu und sei sehr bekannt für seine Arbeit. Er reist auch weit herum, um seine Fetische zu machen. In Lemfu kennt ihn jeder. Fanuelle sagt, dass niemand ihn als Fetischeur erkennen wird wenn man ihn sieht. Er trägt keinen Firlefanz, nicht mal Ringe und Halsketten. Ein normaler Dorfbewohner, ohne Aufhebens, ohne Theater. Er hat Fanuelle instruiert, wie man das Gris-Gris ausschalten kann, während die Fröch-

te der Bäume geerntet werden. Das Gris-Gris ist ja – blöde gesagt- wie ein elektrischer Hütezaun, der die Bäume bewacht, damit man die Früchte nicht klaut. Also muss man zur Erntezeit das Gris-Gris abstellen, oder inaktivieren. Dies geschieht so, dass Fanuelle eine Formel spricht, ein paar Worte in der lokalen Sprache des Kikongo, vorher die Hände mit Asche bestäubt hat und dann das Gris-Gris genannte Objekt abnimmt und auf den Boden legt. Alle Männer, die danach in die Bäume steigen, um die Früchte, vor allem Safus und Mangustans zu ernten, müssen zuvor ebenfalls ihre Finger mit Asche gestäuben. Nach der Ernte bringt Fanuelle das Gris-Gris wieder an seinen alten Platz und spricht eine Formel, um es wieder zu aktivieren.

Es ist interessant, dass sie dies alles erzählen kann ohne einen Funken von Misstrauen. Obschon sie ja sehr kritisch ist gegen die theatralische Abzockerei der Schwindelfetischeure. Glauben und Aberglauben sind sehr nahe. Ein Fetischeur, der mit seinen Compatriots zusammen ganz normal in einem Dorf wohnt, ist jedenfalls eine andere Person, als einer der eigentlich dauernd auf der Flucht ist vor denen, die er abgezockt hat. Augustin hat natürlich genau gewusst, als er den Fetischeur in Lemfu beauftragt hat, dass er eine Autorität ist und dass deshalb die Nach-

richt von der Installation des Gris-Gris ein Autoritätsakt ist, eine Verlautbarung, die von vielen vernommen und offenbar auch respektiert wird. Sonst würde der Schutz ja nicht funktionieren. Interessant ist auch, dass man zum Schutz des Gartens nicht den Abt der Diözese von Lemfu, oder einen Priester oder eine Schwester der Kongregation von Naumur holt, die ein bisschen Weihwasser verspritzen, sondern den traditionellen Fetischeur. Es scheint, dass man mehr Vertrauen hat in seine Kompetenz, die sozialen Kräfte zu beherrschen, als in diejenigen, die sich als geistliche Leitfiguren der Kirche gebärden.

Augustin kommt schon um sieben Uhr bei mir vorbei, während ich auf der kleinen Terrasse vor dem Haus an meinem Tagesbericht schreibe und die Sonne gerade erstmals durch den seidigen Wolkenvorhang dringt. Über dem aufgerissenen Hochnebel, der sich nun rasch auflöst, hat es wenige Häufchen von Wolkenschleiern. Augustin sammelt Informationen über all die Dinge, die fehlen. Sein Sohn Isra wird in Kinshasa den Einkauf übernehmen und die Sachen entweder mit einem Camion zu uns senden oder sie selber vorbei bringen. Augustin macht letzte Korrekturen an seinem Rapport für das Hilfswerk, nach einer Tabelle, die man ihm als Muster abgeliefert hat. Jeder will seine Infos in einem Kästchensystem, das er selber erfunden hat.

Man ist sehr stolz auf diese heiligen Formularerfindungen und meint die Welt gründe in solchen bahnbrechenden, katechetischen Bürolisten-Anweisungen. Das Büro macht sich selber zur Religion. Es besteht fast nur noch aus hohlen Ritualen der Schubladisierung von Schubladisierungen von Schubladisierungen von Schubladen von Ordner voll Ordnern, voll Ordnern, in denen nichts geordnet und verstanden ist, aber alles geordnet und verstanden scheinen möchte, ein selbstrefentielles narzisstisches Gesetz der Verwaltung um seiner selbst Willen. Jedes Büro ist ein selbstgenügsamer, selbstverliebter Klerus von Schubladisierungs-Priestern, die ihrem heiligen Mpungu der sinnlosen Verkomplizierung, Selbstbeweihräucherung und Inkompetenz frönen, auf Kosten derer, denen man zu helfen angestellt ist, die man aber in Wirklichkeit nur behindert, wo man kann, und überzieht mit einem Netz parasitärer Formularstricke, wie ein Schimmelpilz auf einen Joghurt.

25.1.2023 Mittwoch

Ich bin um 5.30 Uhr wach, als es leise zu dämmern beginnt. Ich stehe auf, richte meinen NUC draussen auf der kleinen Terrasse ein, mache mir eine Tasse Kafee und beginne die Gedanken, die mich im Schlaf begleitet haben,

aufzuschreiben. Sie haben mit der Buchidee des apotropäischen Phallus zu tun, meiner Evaluation der falschen Verurteilung wegen des Nichttragens einer Maske in der Bahn. Ich versuche daraus eine komödiantische Geschichte zu machen, die nichts an Süffisanz und Klarheit auslassen wird. Es wird eine aristophanische Rüge sein. Und es macht richtig Spass das zu schreiben.

Ein trockener, warmer Tag. Augustin ist noch in Kinshasa. Jolie in Lemfu. Mich hat man vergessen. Um zehn Uhr hole ich mir selber ein Brötchen in der Bäckerei, um etwas Frühstück zu essen. Wenn der Chef nicht da ist Ich arbeite an den ersten drei Powerpoints für den Samiakurs, die um 12 Uhr fertig sind.

Morgen werde ich neue Fotos machen, um genau dem Buch zu folgen mit der Ausbildung. Dann kann ich die nächsten drei Lektionen planen. Die Sequenzierung und die Planung eines Ausbildungsganges ist etwas, was man hier auch zuerst lernen muss. Wichtig ist, den sinnlichen Aspekt nicht zu vergessen. Rausgehen, anschauen, berühren, riechen, kleine Workshops. Schreiben muss man nichts neues. Es ist alles da. Unsere beiden Bücher decken das umfassend ab. Was nun noch bevorsteht ist die Erfahrung mit dem Aufbau und Betrieb einer Genossenschaft von Produzenten.

Jolie erscheint um 11.30. Sie fragt nicht wegen dem fehlenden Frühstück. Sie sieht nur das zweite Brötchen, das ich für sie in einem Plastikbeutelchen auf dem Tablar mit den Thermoskrügen und den Tassen und Kaffeepulver bereit gelegt habe. Sie nimmt es zu sich. Ein paar Bananen hat sie gebracht. Die haben maximal 2000 FCC gekostet.

Gestern habe ich etwas gemacht, was ich eigentlich nicht machen wollte. Ich habe Jolie im Voraus 10'000 FCC gegeben (5\$) mit der Bitte regelmässig ein paar Früchte zu kaufen. Und dann habe ich sie gefragt, ob sie zum Abschluss meiner Reise, das ist um den 15. Februar herum, ein Festessen für alle machen könnte? Sie sagt, dass das ginge. Wieviele Leute es seien, die daran teilnähmen? Es müssen um 20 sein, sagt Jolie. Also geb ich ihr satte 200 Dollars um königlich einzukaufen. Das sollte reichen für ein paar Kisten Getränke inklusive Bier und eine Ziege und alles was dazu gehört, Fufu, Bohnen, Safus, Früchte, ein Festessen eben. Und sicher werden die Teilnehmer wieder vieles mit nach hause nehmen für ihre Familien, so wie ich sie kenne, wenn es für alle genug hat. Mal schauen, was Jolie mit dem Geld macht. Ich werde zur Sicherheit Augustin sagen, dass ich ihr das Geld gegeben habe, damit er auch von seiner Seite schauen kann, dass es rich-

tig verwendet wird. Irgendwie unangenehm ist ja immer der Gedanke, dass man mit diesem vielen Geld, 200 Dollars sind immehin zwei Monatslöhne eines Landarbeiters, das man gibt, auch die Leute zu unrecht auf die Probe stellt. Führe mich nicht in Versuchung. Das betet man ja in den Kirchen. Das hat was. Mal hören, was Augustin sagt.

Audry arbeitet mit Nseka und seinem Sohn Lada an den elektrischen Installationen. Zum laden alter Batterien richten wir vier flexible Solarzellen in Serie auf der Wiese her und führen das Kabel in ein MPPT Gerät im Batiment, wo die Batterien, parallel geschaltet, damit geladen werden. Ihre Batteriespannung ist da, aber wegen der Kapazität mache ich mir keine Illusionen. Dass sich Batterien nur am Leben erhalten lassen, wenn man sie immer geladen lässt, ist hier eine Neuigkeit. Am Abend sehen wir, dass drei der vier Batterien an Spannung zugelegt haben, also noch am Leben sind. Eine ist futsch. Man sieht auch, dass an einem Pol Säure ausgeflossen und kristalisiert ist. Audry sagt, dass man alte Batterien nur in Kinshasa recycelieren kann. Hier werden die toten Batterien lediglich benutzt, um Spannungen der Tableaus solaires auszugleichen. In den Dörfern verwendet man meist keine Regulatoren, um die Energie der Solarelemente in die Batterie zu speisen. Man hängt die Solarzelle direkt an die Pole der Batterien. Das müsste man

ganz früh in der Schule lernen. Der rechte Umgang mit 12-Volt Systemen könnte den Villagoise viele Kosten und viele böse Überraschungen ersparen. Auch viel Elend. Denn Ausgaben für sinnlose Zerstörungen gehen immer auf Kosten der Schwächsten, der Kinder.

Es fehlt die gute Praxis im Umgang mit diesen fragilen, elektrischen Teilen, vor allem den Batterien. Nur schon den Mitarbeitern beizubringen immer konsequent rote Kabel für den Pluspol und schwarze für den negativen Pol zu verwenden, ist verdammt harte Arbeit. Gestern waren wieder alle Kabel blau und ich hatte schon befürchtet, dass man beim Gebastel des Testanschlusses alle acht LED-Lampen tötet mit falscher Polarität. Das war aber glücklicherweise nicht der Fall.

Zum Abendessen bin ich allein mit Jolie. Augustin soll morgen aus Kinshasa zurückkommen. Es gibt Gourge, das ist eine Kürbiskernpaste, mit kleinen geräucherten Ngolos, Salzfisch, la Couronne, mit Zwiebeln, Lorbeerblättern und zwei Safus. Ich glaube, dass ich hier besser und vielfältiger esse als in der Schweiz. Jeden Tag Früchte, Maracujas, Mangustaans, Bananen, Zitronen, Avocados, Vorgestern eine Frucht die Fanuelle gebracht hat, die ich noch nicht kannte, orange, wie kleine Pflaumen ausse-

hend, mit einem sehr grossen Kern und einem sauren aber sehr fein parfümierten, weichen und saftigen Fruchtfleisch, das mich ein wenig an Maracujas erinnerte. Man esse sie manchmal mit Salz sagte Fanuelle, wohl um die Säure ezu mildern. Dazu esse ich Gemüse von Süsskartoffeln, Amaranth, Raps (Pointe noire), manchmal Basilikum, Mfumbua, Erdnusspaste, Sesampaste, Poulet, Ziege, Schwein, Rind, Mbinzo, dazu PiriPiri (Chilli), Tomaten usw. Das einzige, was es hier nie gibt, ist Salat. Und nie Käse. Zum Frühstück als Aufstrich Mayonnaise, auch eine furchtbare, einheimisch produzierte, die nur aus modifizierter Stärke, Eigelbpulver, Sonnenblumenöl und Aroma besteht. Und eine belgische Billigmayonnaise mit Zitronenaroma. Die Erdnussbutter YUMYUM kommt aus Südafrika, obschon es hier genug Erdnüsse gibt. Das Kaffeepulver kommt aus Frankreich. Es steht nicht mal drauf, von wo der Kaffee kommt, der darin verarbeitet ist. Bauern sind egal. Milchpulver ist aus Neuseeland. Reis aus Thailand. Kakao gibt es nicht. Der wächst hier zwar, aber es ist eine Cashcrop. Will heissen. Man verkauft Kakao an die Schweizer und gönnt sich selber keine Schokolade. Es gibt auch lokalen Kaffee, aber ich hatte noch nie Gelegenheit, eine Tasse davon zu probieren.

26. 1. 2023, Donnerstag

Die Nacht war heiss und feucht. Im Zimmer war es 28 Grad. Am Morgen sank die Temperatur auf 24 Grad. Im Lüftungsschlitz oberhalb der Fenster, die mit Insektengittern abgedeckt sind, hatte sich am Vorabend eine kleine, weissbäuchige Fledermaus versteckt. Es ist das erst Mal, dass ich sie sehe.

Es ist windstill. Eine kompakte, aber nicht allzu dicke, hohe Wolkendecke verhüllt den Himmel. Fanuelle und Christian waren in Majenga, um Cirina forda Raupen zu holen. Sie verteilen diese nun an verschiedenen Orten in der Umgebung von Kilueka. Es gab einen kurzen, zaghaften Regenschauer, aber dann war es wieder trocken und blitzte nur in der Entfernung aus einigen Zellen, die sich aufgebaut hatten. Ich arbeite den ganzen Tag an den Powerpoints des Ausbildungsganges. Beim Eindunkeln kommt Augustin mit dem Toyota aus Kinshasa kommend an. Sie transportieren 30 Stühle, ein Dutzend Tische und anderes Material für die Einrichtung des Ausbildungssaales. Beim Abendessen erzähle ich ihm, dass ich 200 Dollars an Jolie gegebene habe um ein Fest zu machen. Wir legen den Samstag, 11. Februar dafür fest. Am 12. soll Augustin nach Kinshasa fahren, um beim Audit des Hilfswerkes zu helfen. Das sollen drei Leute einer ONG sein, die das im Auftrag machen. Ich habe das Budget etwas

genauer angeschaut. Von den ca 100'000 Franken, die ans Projekt gehen für die Übergangszeit, werden 5% abgezogen für das Projektbüro der Heilsarmee in Kinshasa. Das Dysfunktionale. Das sind 5000\$ und dann werden nochmals 20'000 \$ abgezogen für das Audit der drei Leute, die für diese stolze Summe wahrscheinlich einfach drei Tage in Ordnern rumwühlen und blöde Fragen stellen. 20'000\$! Ein Viertel des Projektgeldes geht also schon drauf für sinnlose Bürojobs, die Nichts produzieren, und auch keine Sicherheit bedeuten für die Donatoren, dass das Geld richtig eingesetzt wird. Im Gegenteil. Es zeigt ja gerade, dass es eben nicht richtig eingesetzt wird. Augustin sage ich nicht, dass ich das Budget gesehen und fotografiert habe. Er wollte es mir nicht von sich aus zeigen. Das kann ich akzeptieren. Er sagt ja auch, dass die Leute des Hilfswerkes Angst haben vor mir haben, weil ich bekannt sei und weil man wisse, dass ich Beziehungen habe, die gefährlich werden könnten. Ja, sage ich, aber nur, wenn man etwas zu verstecken hat. Ich sage Augustin, ohne auf das Budget konkret hinzuweisen, dass es eine Regel gäbe, wonach Hilfswerke sich verpflichten, nicht mehr als zehn Prozent der empfangenen Gelder für die Administration, also für den Betrieb des Hilfswerkes auszugeben. Sonst kriegen sie nämlich Probleme mit den staatlichen Stellen, die für die Einhaltung dieser Vorschrift sorgen und nur Organisationen in

der Liste unterstützungswürdiger Organisationen führen, die diese Voraussetzungen erfüllen. Das ist bei unserem Hilfswerk ganz klar nicht der Fall. Wenn wir noch die 10'000 Dolars dazu rechnen, die J. ausgegeben hat für sein "Consultants" die frei von jeder sachlichen Kompetenz sind, die er aber dennoch bezahlt dafür, dass sie für uns das Projekt der Phase zwei entwerfen sollen, was sie natürlich nicht können, sondern nur ein absolut lächerliches Papier abgesondert haben, ein kranker Witz. Die Leute haben keine Ahnung, was wir überhaupt machen. Wahrscheinlich haben sie noch nicht einmal unser erstes Buch gelesen, geschweige denn werden sie das mit dem zweiten machen. Es genügt ihnen, etwas rumzureisen, uns auf den Sack zu gehen mit blöden Fragen und dann eine Rechnung zu schreiben.

Von 100'000 Dollars hat man also schon 35'000 Dollars ausgegeben für administrativen Kram, den man sich komplett sparen kann. Das bezahlt möglicherweise die Stadt Zürich, unser grosszügiger Sponsor des Übergangsjahres vom Projekt 1 zu Projekt 2. Wenn die wüssten!

Wenn man genau überlegt, weshalb es überhaupt ein solches Übergangsjahr geben muss, ist die Antwort sofort klar. Der Grund ist einzig und allein, dass unser Hilfswerk alles verschlampt und verschlafen. Sie haben zuerst

unsere Pläne und Budgets einfach ignoriert, haben es verschlafen, rechtzeitig das Nachfolgeprojekt zu besprechen und akzeptieren, das wir schon vor zwei Jahren, vor zwei Jahren (!), fixfertig entworfen haben, weil wir eben genau ein solche Übergangprojekt vermeiden wollten, und lieber gleich richtig mit der Cooperative weiterfahren wollten. Wir haben es doch mit lebendigen Tierpopulationen zu tun, die wir nicht einfach im Kühlschrank lagern können, bis ein Büroheini aufwacht und sagt es könne weitergehen. Man muss die Tiere füttern, pflegen, weiterzüchten, sonst ist die ganze Aufbauarbeit verloren. Das hat natürlich bei unserem Hilfswerk niemand begriffen, weil sie wahrscheinlich unsere Mails und Berichte gar nicht lesen, oder nicht verstehen und sich zu edel finden, heidnische Projektleiter zu fragen, wenn man selber zu dumm ist.

Alles was wir getan hatten, um ein sinnloses Übergangprojekt zu verhindern, hat unser Hilfswerk standhaft ignoriert, verstümpert und auf die lange Bank geschoben. Sogar die detaillierten Pläne für die kleine Fabrik zur Konservierung und das neue Labor für die Produktion von Eiern für Produzenten; alles war im Detail geplant mit den Aktivitäten für drei Jahre, alles. Nichts funktioniert bei dieser Organisation.

Dann erhält Augustin ein SMS von unserem Projektleiter im Büro in Kinshasa. Er sei gerade in Goma schreibt Herr M., dieser aufgeblasene, eingebildete Möchtegern, der neu im Projektbüro des Hauptquartiers sitzt, und da eigentlich unser Projekt "leiten" müsste. Er schreibt im typisch anmassenden Befehlston, dass Augustin ihm das Journal für das vergangene Jahr senden solle. Ohne Bitte natürlich. Das hat man ja nicht nötig als Major! Da lupft es mir den Hut. Hat denn der Herr M. diese Journale nicht schon erhalten? Frage ich Augustin. Ja, klar hat er. Hat er denn keine Kopien gemacht? Weiss nicht. Wie dokumentiert er sich denn? Keine Ahnung, zuckt Augustin die Schulter. Dann kann ich ihn aber auch nicht verschonen. Du bist selber schuld Augustin, wenn du solchen Dreck mit Dir machen lässt. Ich an deiner Stelle würde einfach zurückschreiben. Ich bin in Kilueka, Ich bin nicht das Sekretariat des maroden, dysfunktionalen Hilfswerks. Fertig. Ist das wahr? Du sollst Kopien der Journale machen, die du ihnen bereits übergeben hast. Warum lässt du dich von solchen Idioten zum Affen machen? Das versteh ich nicht. Hast du nicht auch einen gewissen Stolz. Du machst drei Tage lang hier neben mir vor deinem Computer sitzend die Arbeit für J. der in seinem Büro in Bern Kaffee trinkt, der eine Frage der Donatoren erhalten hat und sie einfach dir weiterleitet. Gleichzeitig wollen die

Leute unseres Hilfswerkes uns gegenüber aber auf keinen Fall verraten, dass eventuell die Stadt Zürich das bezahlt. Man befürchtet wohl wir könnten auf die Idee kommen, unseren grosszügigen Unterstützern Danke sagen zu wollen, indem man sie mal besucht und einen hübschen Vortrag hält, oder ein paar Geschenke aus der Savanne mitbringt. Das will man natürlich bei unserer Hilfswerk verhindern. Sie wollen lieber ein Drittel des Geldes für ihren maroden dysfunktionalen Bürobetrieb abzwacken und an einige Freunde verscherbeln, die sie mit Kontrolettijobs beschenken, wahrscheinlich um im Gegensatz noch ein paar Cashbacks in die eigene, private Tasche abzuzweigen. Das ist die harte Realität hier. Das darf man nicht unterstützen! Augustin stimmt zu. Er kann sich aber meine brutale Direktheit nicht leisten, meint er. Das lasse ich nicht gelten. Du kannst Dir das sehr wohl leisten, Augustin, aber Du machst dich lieber klein vor diesen Idioten, als einmal auf die Hinterbeine zu stehen und die Stacheln ein wenig auszufahren, damit sie endlich lernen, ihre Jobs selber zu machen. Dann wird sich nämlich schnell zeigen, dass sie es gar nicht können. Sie sind komplett unfähig.

Ich rege mich richtig auf. Das ist okay. Es ölt den Metabolismus ein bisschen. Und man kann Wut abladen. Ich habe ja J. bei unserem Meeting in Zürich direkt ins Gesicht gesagt, wenn er mit diesen völlig inkompetenten Consul-

tans lieber zusammen arbeiten will, als mit mir, der ich schon zehn Mal in Kilueka war und Projektmitinitiator zusammen mit Augustin bin, sowie Autor von zwei Büchern zum Projekt, dann werde ich mich zurückziehen. Ausserdem sei es eine ausgemachte Frechheit, eine Evaluation zu machen von einem dreijährigen Projekt, ohne auch nur mit einem einzigen Wort auf den wirklichen Berater des Projektes zuzugehen, mich nämlich. Wie will man denn ohne Gespräch mit dem Mitiniator und Berater des Projektes eine Evaluation durchführen? Kannst Du mir das erklären? Das ist doch völlig unseriös und lächerlich.

Ach Daniel, hat J. abgewehrt, du bist so radikal. Ich darauf: Ja, genau: radikal ehrlich. Das passt dir vielleicht nicht, J., aber ich an deiner Stelle würde das sehr ernst nehmen, wenn ihr weiterhin mit uns zusammen arbeiten wollt. Ihr kriegt es ja nicht einmal auf die Reihe, ein Projekt, für das ihr Geld erhalten habt, richtig zu finanzieren. Macht euren Job. Nicht unseren. Von unserem habt ihr nämlich keine Ahnung. Und es interessiert euch wohl auch gar nicht. Du hast ja noch nicht einmal das neue Buch gelesen. Du stellst mir Fragen, die darin alle im Detail beantwortet sind. Lies zuerst mal und komm danach wieder. Oder muss ich Dir das Buch noch vorlesen, damit du ungestört im Polstersessel deinen Kaffee schlürfen kannst?

27. 1. 2023

Bin um 5.30 Uhr aufgestanden, um den Tagesanbruch mitzuerleben. Jetzt ist es schon 6.38 Uhr. Vor einer Stunde sind hohe, graue Wolkenfetzen sehr rasch aus Westen in Richtung Sonnenaufgang gezogen. Jetzt ist die Wolkendecke schon wieder ganz geschlossen, ohne sich zu bewegen, windstill. Am Morgen war es im Zimmer 27 Grad. Draussen wohl um 24. Sehr angenehm hier, um den Winter zu verbringen. Aber wer will in den Kongo auswandern? Auf der Länderliste mit dem Verhältnis von Anzahl Touristen zur Einwohnerzahl des Landes ist die DRC auf den letzten Plätzen, irgendwo um 180. Es würde sich ideal eignen zum Bau billiger externer Gefängnisse. Sicherheitsleute kann man sich sparen. Niemand der Insassen hat Lust abzuhaueu aus dem Knast, weil es ausserhalb des Stacheldrahtes schlimmer ist als innerhalb.

Nun aber gönne ich mir ein paar Maracujas, die gestern Jolie gebracht hat. Die Bananen habe ich alle schon gegessen. Sie sind so wunderbar süss und aromatisch-karamellig köstlich. Ich werde hier zum weissen Affen. Mir solls recht sein. Glückliche Affen sind immer willkommen.

Jetzt erwachen die ersten Arbeiter. Ich sehe Nseka unseren Elektriker. Augustin hat sich gestern aufgeregt, weil er und sein Sohn zwei neue Matratzen einfach in sein Zimmer genommen haben, ohne ihn zu fragen. Nseka schlafe

darauf ohne Matratzenbezug, ohne Leintuch, klagt Augustin. Obwohl er ihnen immer sagt, sie müssten selber Frottiertücher, Toilettenartikel und Bettwäsche mitnehmen. Niemand macht es. Und danach, schimpft Augustin, sind die Matratzen verdreckt. Wir sind hier kein Hotel, sagt Augustin immer. Es wird einfach ignoriert. Jetzt sind schon weitere Arbeiter angekommen, ein Maler der hilft den Kurssaal schön zu streichen, ein Schreiner, der Türen und anderes anfertigen soll. Guelord ist ja auch da und Audry. Man muss die Leute alle irgendwo unterbringen. Fanuelle und Jolie kümmern sich darum. Männer kannst Du hier für sowas nicht gebrauchen. Sie sind wie Kinder. Es sind die unverheirateten Frauen, die den Überblick und das Verantwortungsbewusstsein haben. Die anderen lassen sich bedienen, oder leben in der Gemütlichkeitsblase eines Hundes, wie Boika, der sich einfach irgendwo hinlegt, wenn er schlafen will. Aber die Leute sind nicht unanständig. Jedenfalls nicht zu mir. Untereinander haben sie schon manchmal Lämpchen. Das ist normal.

Trotz allem Durcheinander ist jetzt Bewegung ins Team gekommen. Die Dinge entwickeln sich. Die Menschen arbeiten gut und hart und kennen ihr Business. Klar, man muss aufholen, was neun Monate lang nicht zu machen war, weil das Geld für die Übergangszeit von unserem Hilfswerk nicht ans Projekt überwiesen wurde. Augustin

hat das Notwendigste aus der Kasse von Songa Nzila vorgeschossen! Aber bevor das Projekt im April überhaupt abgeschlossen ist, wollen unsere Hilfswerklerbürokraten jetzt schon Schlussrapporte haben und, und, und.... Es ist zum Heulen, wie diese Stümper nichts von ihrem eigenen Projekt verstanden haben. Würde man morgen alle ihre Büros schliessen, wäre es ein Segen und ein epochaler Fortschritt für die Projekte, weil dann die grössten Widerstände mit einem Schlag beseitigt wären.

Nseka und sein Sohn Falda arbeiten an den Installationen im Salle de Formation. Es gibt viel zu klären. Hochampèrige Kabel kurz halten, 24 Volt Systeme bauen, Solarpanels seriell montieren, Batterie Balancer montieren, Apparate vor Zugriffen schützen. Das ist ein Crashkurs Elektroinstallateur. Das ist wichtig. On the job lernen. Die Leute hier sind clever, manuell sehr begabt und kreativ. Manchmal fehlt es ein wenig am strukturierten, systematisch planenden Denken. Aber wenn man etwas zusammen bespricht, machen sie es sofort genau so. Ohne Notizen. Ob das am nächsten Tag auch noch gilt, ist fraglich. Gedächtnis ist nur für Guthaben zuverlässig, nicht für Aufgaben. Auch nicht für Schulden.

Von Augustin will ich mehr wissen über den Fetisch, den man im Obstgarten von Lemfu installiert hat. Mich in-

teressiert, was das Wort Grisgris genau bedeutet. Ich kenne es aus der Vodookultur der Karibik, New Orleans, vor allem aus der Musik von Dr. John. Das Objekt, das aus einem bescheidenen Arrangement von Pflanzen besteht und am Ast eines Fruchtbaumes aufgehängt ist, heisst in Kikongo N'kisi. Das ist ein Oberbegriff für Fetische aller Art. Dasselbe Wort wird aber auch verwendet in der Bedeutung Medikament. Ein Mittel gegen Krankheit. Eine Tablette und Pille heisst auch Nkisi.

Ob die katholische Kirche N'kisis toleriere frage ich ihn. Nein, sagt Augustin. Man predigt gegen den Glauben an die Nkisis. Aber natürlich nützt es nichts. Ausserdem, ergänze ich, ist das Kreuz mit Jesus ja eigentlich auch ein N'kisi, obwohl das die Missionare nicht so gerne hören. Der Fetischeur habe Geister in das N'kisi gerufen, damit das Objekt wie ein Wächter, die Passanten unbehelligt lässt, aber Diebe bestraft und verscheucht. Polizeiliche Homöopathik. Eine unerklärliche, spirituelle Ordnungskraft, die man in stramm evidenzbasierten Polizeikaserne wohl als Placeboeffekt abtut. Ich liebe Placeboeffekte. Wirkung ohne Ursache. Was wollen wir mehr. Zwischen Natur und Geist scheint es viele Beziehungen zu geben, von denen wir keine Ahnung haben. Oder eher: Nichts wissen wollen.

Laurent kommt vorbei. Er gibt mir sein Telefon. Augustin wolle mit mir reden. Er bittet mich Laurent 60'000 FCC zu geben. Aber soviel habe ich vermutlich nicht mehr. Ich habe nur noch eine eiserne Reserve, eine Hundert Dollar Note in meinem Portemonnaie. Die aber kann man hier nirgends wechseln. Also klaube ich alle meine 500 FCC-Noten zusammen und siehe da. Es reicht genau für 60'000 FCC, das sind etwa 30 Dollars. In über Hundert Banknoten. Mit diesem Betrag könnte man nicht einmal den Lohn eines Schweizer Bankschalterbeamte bezahlen für die Zeit, die dieser benötigt, um von Hand die Papierchen zu zählen. Kapitalismus im Endstadium: Das Zählen von Banknoten ist ein Verlustgeschäft. Man wartet in der Savanne Afrikas sehnsüchtig auf das digitale Zentralbankgeld.

Beim Abendessen frage ich Augustin wieder ein Loch in den Bauch, um das Prinzip der Fetischeure besser zu verstehen. Leute, die Fetische herstellen, werden Nganga Nkisi genannt, wobei N'kisi nicht nur das Wort für Fetisch ist. Es gibt auch die Nganga Buka, das sind die Menschen, die mit Kräutern heilen. Und die Priester der katholischen Kirche nennt man Nganga Nzambi, wobei Nzambi das Kikongowort für Gott ist. Nganga sind also diejenigen, die etwas Bestimmtes tun. Das Wort übersetzt man wohl am besten mit Initiierter. Ein Nganga ist jemand, der für eine Tätig-

keit initiiert ist. Das meint nicht Ausbildung und Beruf in unserem westlichen Sinn, sondern Nachfolge eines bereits Initiierten. Einer, der bereits ein Nganga Nkisi ist, kann jemanden, Frau oder Mann, persönlich initiieren zur Nachfolge. Wichtig ist dabei nicht das technisch übermittelte Wissen, sondern die persönliche Beziehung, das persönliche Zusammensein in einer Sache. Ein Nganga Nkisi kann man nicht werden an der Fernhochschule Hohenheim. Es gibt keine Diplome dafür. Und keine Bolognapunkte.

Ein Sonderfall ist offenbar der Ritualist. Das sind Frauen und Männer, die mit Ritualen heilen, Gesang, Tänze, wir würden sagen, schamanische Rituale, mit Musik und Bewegung, Eurythmie, eventuell mit Vermittlung durch Drogen, oft in einer Art Trancezustand. Immer aber in grösseren familiären Verbänden. Keine privaten Therapiesitzungen. Gruppentherapien. Die Initiierten heissen Mandona. Es ist dasselbe Wort welches man auch für die Urmutter eines Clans verwendet, die Königin eines Clans. Sie heisst Mandona. In jedem Clan gibt es Festtage, die ihr gewidmet sind. Alle Arbeit ruht dann. Die Arbeit auf den Feldern ist eingestellt. Auch Pächter dürfen auf Feldern auf dem Boden des Clans dann nicht arbeiten. Die Erde ist die Mandona. Am Feiertag wird sie in Ruhe gelassen. Wir dürfen uns bei der Mandona eine Bienenkö-

nigin vorstellen, von der alle des Clans, des Volkes abstammen. Das Bild der Biene passt gut, weil es seit den Ägyptern, die es erstmal schriftlich niedergelegt haben, ein Idol matriarchaler Gesellschaften ist. Alles geht auf eine Urmutter zurück, Maria, die sogar Gott gebärt, Jesus, Artemis, die zwar eine Jungfrau ist wie Maria aber auch als Göttin der Geburt und Natur gilt. Das ist die Bienenkönigin. Die Urmutter von Welt und Volk und jedes Menschen. Mandona. Dass ein Ritualist Mandona genannt wird betont seine Verbindung zu dieser Urmutter des Volkes, des Clans, der Familie. Bei der Heilungszeremonie werden also Ursprung und Herkunft des Clans als Referenzpunkt beschworen, das Verbindliche und Verbindende aller Anwesenden.

Beim Wort Nzambi für Gott bin ich mit meiner Fragelei noch nicht sehr weit gekommen. Ich wollte von Augustin hören, wie im traditionellen Verständnis der Bantus der Gottesbegriff von Nzambi aufgefasst werden könnte. Es ist ja nicht ein jenseitiger, ins Weltgegenüber entrückter Gott auf Wolke 37, sondern die Vorfahren leben mit den Gegenwärtigen zusammen in dieser Welt, teilen mit ihnen die Gegenwart und sind in der Natur stets anwesend. So wie ich aus früheren Bemerkungen von Augustin entnommen habe, ist Gott derjenige, der die Verbindung zu den Vorfahren herstellt, zu den lebendigen Geistern der Verstorbenen. Nzambi kommt aber als Wort allein für Gott offenbar nicht

vor. Er wird immer als Mpungu Nzambi bezeichnet.

Dies kompliziert und irritiert mein Verständnis. Weil Mpungu meist als etwas Böses und als eine negative Kraft betrachtet wird. Aber es führt vielleicht tiefer hinein in eine differenziertere Sicht des Verhältnisses zwischen Lebendigen und den Geistern der Vorfahren und Verstorbenen.

Mpungus, das haben wir ja schon gelernt aus den leidvollen Scharlatangeschichten der Wanderfetischeure, die die Dörfer terrorisieren, sind Fetische, die jemand installiert hat und jemand anderem einen Schaden zufügen sollen. Es sind nicht Schutzfetische wie die N'kisi, sondern Fluchfetische, Objekte eines bösen, destruktiven Willens. Ich bin sogleich in die Falle getappt Mpungus als das Teufliche zu bezeichnen, als Fetische des Bösen. Deshalb sind alle froh, wenn ein Halunke daher kommt der behauptet, er verhafte die Mpungus, nämlich, damit die Verfluchten befreit werden. Mit diesem Versprechen funktioniert das Geschäftsmodell der Fakefetischeur-Gauner.

Warum also soll Mpungu Nzambi das Wort für Gott sein? Vielleicht ist Mpungu nicht einfach das Böse sondern das Gefährliche, dasjenige das eine Berechtigung verlangt im guten Umgang. Eine Prüfung. Vielleicht so. Mpungu Nzambi wäre dann eine gewissen Gesetzen des Umgangs unterworfenen Beziehung zu den Vorfahren, was wieder Sinn machen würde. Für mich jedenfalls. Aber ich

werde dran bleiben. Mpungu könnte Gefahr bedeuten im Sinne von Versuchung, Verführung, Irrtum. Man kann nur Verbindung zu den Vorfahren und Geistern aufnehmen, wenn man die Gesetze des Zugangs kennt und respektiert, indem der oder die Mandona das machen, die Ritualisten eben, die initiiert sind, um die göttliche Verbindung zu den Vorfahren herzustellen.

Später vertiefen wir uns beim Einnachten in eine Diskussion um die beliebte Speiseraupe Ngala, Cirna forda. Es ist nun gelungen, sie nach 30 Jahren des kompletten Verschwindens in Kongo-Central, wieder anzusiedeln. Dies ist ein grosser Erfolg, der geschützt werden muss. Ich schlage Augustin vor ein Projekt zu überlegen für einige Reservate, in denen sich die Raupen geschützt und ungestört erhalten können, um von diesen protegierten Inselhabitaten aus die umliegenden, fast endlosen Flächen der Makangas zu besiedeln. Augustin findet des eine gute Idee, auch dass wir zum Anschub des Projektes vielleicht eine Monografie über dieses Insekt und seine Bedeutung in der Kultur der Menschen schreiben. Es sei einfach, geeignetes Land für solche Reservate zu finden sagt Augustin. Die Büsche von *Crossopteryx febrifuga*, auf denn die Raupen fressen, wüchsen auf steinigen, lehmigen, mageren Flächen der Savanne, Makangas genannt, die sich nicht für die Landwirt-

schaft eigenen. Nicht einmal Wälder könne man auf ihnen erzeugen. Daher stünden Makangas nicht in Konkurrenz zur Ernährung und Wirtschaftsweise der lokalen Bevölkerung. Der Preis sei gering, der Effekt der Wiederansiedlung von *Cirina forda* aber bedeutsam, weil es sich um die Flaggschiffart der Mbinzos handelt, nicht nur hier, sondern in fast ganz Subsahara Afrika. Für ein Buch zu diesem Thema gibt es mehr als genug Material, Geschichten, Fotos. Augustin hat heute erstmals in seinem Leben gesehen, dass Ngala auch *Acacia mangium* fressen. Eine Weltneuheit. Wenn die Raupe das überlebt und sich auch an diese eingeführte Baumart als Futterpflanze gewöhnt, wäre dies ein grosser Gewinn für die Stärkung der Populationen und deren halb wilde Aufzucht auf Bäumen in Dorfnähe. So sind heute unsere vielen Pläne ergänzt worden um einen weiteren Traum. Ein Reservat für Ngala, *Cirina forda*.

28. 1. 2023, Samstag

Ein feuchter Morgen. Der Regen hat erst kurz nach Mitternacht aufgehört. Ich erwache aus einem Traum, in welchem es vor allem um ein Auto ging, das ganz mit Was-

ser gefüllt war mit vielen Fischen und Pflanzen darin. Man konnte von aussen durch die Scheiben des Autos in ein Aquarium schauen mit Goldfischen. Es war ein alter, schon angerosteter PW, etwa wie das Wrack des Peugeots, der auf dem Gelände von Songa Nzila steht. Erst jetzt habe ich verstanden, dass es das Auto ist mit welchem Augustin 2008 nach Kilueka kam, um die Genossenschaft Song Nzila zu gründen. Der Sohn kehrte in sein verlassenes und vergessenes Heimatdorf zurück, in welchem sein Geburtshaus aus Lehmziegeln noch heute steht, um seiner Bevölkerung zu helfen, mehr zu leben als nur zu überleben. Das Gefährt hat Denkmal Charakter. Ich werde es demnächst mit meiner Canonkamera fotografisch festhalten um ein dreidimensionales Objekt daraus zu machen. Es ist erstaunlich, was heutige Software in perfekter Auflösung generieren kann aus Fotos. Das einzige grössere Problem dabei sind bisher noch die durchsichtige Objekte, wie zum Beispiel Scheiben. Nun aber zurück zu meinem Traum. Auch darin ging es irgendwie um ein landwirtschaftliches Setting, draussen im Freien, in einer flachen Landschaft, mit Feldern. allerdings viel modernere als hier in Kilueka. Ich sass auf einem Traktor mit einer Mähvorrichtung und fuhr damit, ziemlich planlos, wie mir schien, auf Äckern herum, auf denen hoch aufschliessende, verholzte Pflanzensäulen standen, die oben hübsche Blumen besaßen. Beim un-

achtsamen Fahren schnitt ich manchmal die Füsse der Stengel dieser Blumenbäume an und mir schien, dass ich einen ziemlichen Schaden angerichtet hatte. Das wurde von einigen Mitarbeitern, die in einer Gruppe beisammen sassen, lachend bemerkt und kommentiert in einer Sprache die ich nicht verstand. Niemand hinderte mich an der Weiterfahrt. Irgendwie ging es, in einem Zusammenhang, der mir unklar ist, auch darum, ein Flugzeug nicht zu verpassen. Für den Einstieg benötigte ich ein kleines, metallenes Objekt, wie eine Perle von einer Halskette oder so, ganz seltsam. So sind eben Träume manchmal. Ich konnte die Perle am Gate im Flughafen gegen meine Boardingkarte umtauschen und dann schrillte der Wecker.

Mit dem wassergefüllten Auto war noch eine Seitengeschichte verbunden. Eine Countryband hatte sich das Aquariumgefährt mit den Fischen auserkoren, um darin ein Video zu einem ihrer Songs, den sie komponiert hatten, zu drehen. "Car full of water", hiess der Song. Der Refrain ging so, dass er immer endete mit den Worten "... and I am swimming in my car full of water". Der Videoclip zu diesem Song, dessen Melodie ich nicht hörte, wurde naheliegenderweise in der Scheune gedreht, in der, inmitten von abgestellten Unrat, Maschinen, Strohhallen, Holzrechen, Spinnweben, modrigen Holzbalken und di-

versem anderem Müll, das Aquarium-Auto, eine schon alte, verbeulte, eckige Limousine, etwas erhöht auf ein paar Europaletten thronte. Bis zum Karrosseriedach war es mit klarem Wasser gefüllt, darin kleine Goldfische, die um das Steuerrad kurvten und Valisneriapflanzen, Wasserlinsen, schwimmender Hahnenfuss und Blasenkraut beim Schaltehebel, Schlamm und Dekorwurzeln auf den Sitzen. Dazwischen plantschte der Sänger der Countryband in einer schicken Badehose und schaute beim Tauchen mit offenen Augen und indem er so tat als singe er, und dabei Luftblasen von sich gebend zum Autofenster hinaus in die Kamera. Ein ziemlich schräges Video.

Weshalb ich ihnen das erzähle, kann ich ihnen nicht teleologisch begründen. Im Traum geschehen Dinge, die das Gegenteil sind von stringenten, absichtszentrierten Erzählungen. Sie sind weder auf eine Pointe noch auf ein Ziel hin komponiert. Es plätschert. Es ist so, wie man in einer Tasse Kaffee umrührt und sich irgendwelche Schlieren bilden. Aber erstaunlich ist die Fantasie, die aus einem unendlichen Fundus zu schöpfen scheint, scheinbar ohne Vorbilder auskommt oder, wie im Falle des mit Wasser gefüllten Autos, verschiedene Bilder kombiniert, hemmungslos, fabulierend und manchmal recht beeindruckend. Jetzt, wo ich mich etwas mehr darauf konzentriere, solche Traumgeschichten auch in meinen Alltag hinüber zu nehmen, um

sie anzuschauen, scheint es mir, dass es mir stets besser gelingt, sie zu memorisieren und fest zu halten. Ich habe nicht den Eindruck, dass der Traum sich aktiv meinem Wunsch verweigert und geheim bleiben will. Er ist kein Geheimdienst, der unentdeckt bleiben will. Ich nehme an, dass dies allen Menschen ähnlich geht. Ich halte mich nicht für einen Sonderfall. Sicher gibt es Träume, die Schrecken und starke negative Gefühle evozieren, Angst erzeugen und Unwohlsein, sehr ernsthafte Träume, im Vergleich zu diesem unterhaltsamen Videoclip eines aufgetackelten Musikcowboys. Sicher aber fragen sich alle: Was soll das? Will der Traum etwas von mir, wie Freud und die psychologischen Traumdeuter behaupten. Und wenn ja: Geht es uns etwas an? Warum soll sich der Traum in der Nacht im Schlaf verstecken, wenn er uns etwas sagen will? So blöd kann er ja nicht sein, dass er es nicht schafft, anders in unsere Gedanken zu kommen, als in einer verklausulierten, schrägen, kryptischen Bildcollage, die im Schlaf durch unsere Synapsen huscht. Es gibt doch auch Einfälle, die uns am Tag überraschen. Vielleicht ist es beim Traum so, dass er das, was er uns sagen will, schon gesagt hat mit dem, was er ist. Im Leben ist es doch dasselbe: Vielleicht sind überraschende Begegnungen gar nicht karmisch bedeutend. Sie haben keine Bedeutung. Keine message. Sie sind es schon selber. Warum bin ich Augustin begegnet?

Warum treffe ich in Patmos Jakovos? Was soll das heißen, bedeuten? Ist es ein Zeichen für etwas? Wieso soll es? Worum geht es dabei? Warum sollen wir uns in esoterischen Auslegungen und Vermutungen verlieren? Als ob die Welt eine Rätselecke sei. Lenken sie uns nicht eher ab von dem, was diese Begegnungen sind und von dem was sie uns an Neuem bringen, als Durchbruch durch die Ritzen und Risse unseres hermetischen und nach Kontrolle lechzenden Verstandes hindurch.

Klar kann man Traumbilder semiotisch auseinander nehmen. Das Auto kann man als Bild des Egos des Menschen sehen. Das Wasser als das Zeitliche. Der Fisch darin als der sprachlose Mensch usw. Man kann das auf diese Weise interpretatorisch ausbeineln als Metapher für ein völlig im Zeitlichen versunkenes Unterwegssein, Was auch immer. Wir merken, dass wir mit jeder Erklärung, ein bisschen weg rücken von der Unmittelbarkeit und Authentizität des lebendigen Bildes. Die Erklärung verliert etwas. Sie wird trocken, dürr, verkrampt, theoretisch. Das geschieht mir beim Schreiben selber auch oft, und fällt mir unangenehm auf, wenn ich versuche strukturiert und modellhaft über Erlebnisse und Erfahrungen nachzudenken. Oft bin ich im Nachhinein mit dem eigenen abstrakten Geschreibsel unzufrieden. Manchmal ekelt mich dieser zwanghafte Versuch, Sinn herstellen zu wollen mit einer Deutung, an. Die Deutung

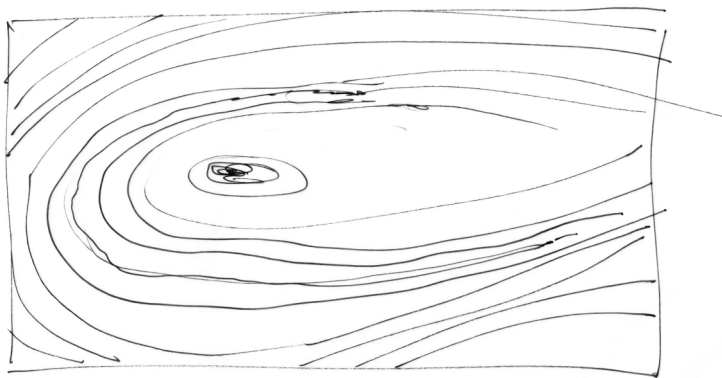
ist eben manchmal offensichtlich auch schlecht oder inadäquat, hat einen üblen, unangenehmen Geruch. Verkopft. Die Deutung wird dem Erlebnis nicht gerecht. Der Sinn liegt im Erlebnis und verliert sich in der Abstraktion, die nicht auf Augenhöhe mit dem Leben ist, von oben herab, dadurch anmassend, arrogant. Ausserdem mögen es viele Leser nicht, wenn man ihnen Dinge, die sie selber erleben und empfinden, erklären will. Auch ich mag das selber nicht, wenn ich stets versuche mir alles zu erklären, was passiert. Das ist aber nur eine Seite. Die andere Seite ist die, dass wir eben trotzdem gerne wissen möchten, was der Traum zu bedeuten hat. Und warum wir gerade dies, gerade so tun und nicht anders.

Erlauben sie mir bitte eine weiter Abschweifung. Es ist ja jetzt erst 6.42 Uhr. Die Sonne ist eine Handbreit über den Horizont gestiegen, aber noch verschleiert von den Rändern eines dunkelgrauen Wolkenbandes. Fanuelle kommt soeben, streift ihre schwarzen Plastiksandalen mit dem Dekor von grauen Sternen ab und hat das Vorhängeschloss der Batitectüre geöffnet, um darin die Samia Raupen zu füttern, die vor ein paar Tagen ausgeschlüpft sind. Das ist die Nachzucht unserer Raupen für das Nachfolgeprojekt, das im April starten soll. Ich war in der Zwischenzeit auf der Toilette. Das ist ein absolut luxuriöses Kabinett, das nichts Vergleichbares kennt im Umkreis von 50

Kilometern. Ich will ihnen von den Keramikkacheln berichten, die man darin an den Wänden angebracht hat. Das ist ein unbelastetes Thema für Rapporte von einem Entwicklungshilfeprojekt in der Savanne Afrikas. Nicht wahr? Die Gefahr dass ich mich wieder verheddere in Beschimpfungen armer Hilfswerkbürohilfskräften ist relativ gering.

Die Keramikplättchen sind mir schon einige Male aufgefallen. Man hat ja Zeit wenn man auf der Toilette sitzt. Es ist das einzige, was man vor sich hat. Diese Keramikplättchen. Aber sind sie nur schon deshalb, weil man Zeit hat, anregend für unser Nachdenken? Keineswegs. Viele Eindrücke der Umwelt erledigen wir meist damit, dass wir sie als unbedeutend abtun. Normal. Es sind normale Keramikplättchen. Weshalb soll man über Normales nachdenken? Wir können nicht über alles nachdenken. Wir müssen eine Triage machen. Wir denken eher über Abnormales nach, eher über Krankheit als über Gesundheit, eher über Unfälle als über das Gelingen, eher über Unangenehmes, als über Glück, eher über Wut und Hass als über Liebe usw. Über das Gute muss man nicht nachdenken, man muss es genießen. Nur über das Böse meinen wir nachdenken zu müssen, um es angeblich damit zu besiegen, bekämpfen, überlisten, vernichten, abzuschwächen, aufzuheben, auszuschalten, daraus zu lernen usw.

Die Keramikplättchen im WC bedrohen uns nicht. Wir sind nicht gezwungen, gegen sie Massnahmen zu ergreifen wie gegen die Diebe der Früchte in Lemfu. Deshalb denken wir meist auch nicht über sie nach. Nachdenken ist Arbeit. Und Nachdenken muss man lernen, üben, trainieren. Das klappt nicht einfach von selber. Ausserdem gibt es hunderte von Möglichkeiten, über ein und dieselbe Sache nachzudenken und man verliert sich gerne in der Vielfalt, man verliert sich aber noch weit tragischer, wenn man die Vielfalt verneint und meint es gäbe eine "richtige" Art, über eine Sache nachzudenken.



Etwa so sehen die Keramikplättchen in der Toilette meines Zimmers in Kifuluka aus. Leider habe ich das Foto in irgendeiner Harddisk oder auf irgendeinem Memorystick verlegt. Also bleibt nur diese flüchtige Skizze. Jedenfalls kann man mit solchen Plättli keine zusammenhängenden, grösseren Muster bilden. Aber für's ungestörte Geschäft reicht das durchaus, auch wenn man das indiskrete, glotzende Astauge m. E. hätte unterlassen können.

Bei den Keramikplättchen in meiner Toilette will ich mich auf das beschränken, was ich selber empirisch, also mit meinen eigenen Sinnen, wahrnehmen kann. Das ist nicht besonders viel. Aber es ist mehr als genügend für eine ausufernde Betrachtung. Es sind weiss glasierte Keramikplatten rechteckiger Form, querformatig montiert, 30 x 20 Zentimeter, mit dem Dekor einer monochromen Holzmaserung in einer angenehmen, grauen Farbe, wahrscheinlich aufgestempelt und dann gebrannt. Das Grau der Jahresringe des Holzes ist edel, warm und lebendig, eine Mischung eines hellen Steines mit dem Grau einer leichten Sommerwolke. Ich erinnere mich, dass ich in Patmos einmal türkische Ringeltauben sah in diesem Farbton. Ihr Federn sind wie ein glatt polierter Grauschiefer, mit hellblauem Glanz und dem rotbraunen Hauch einer frischen Rosskastanie.

Eine wichtige Frage betrifft die Motive für die Wahl solcher Keramikplatten für eine Toilette in Kilueka. Warum hat wer gerade diese Platten gewählt? Das kann ich nicht sagen, weil ich es nicht weiss. Die Sachlage ist komplex. Wir können nicht behaupten, jemand habe diese Keramikplatten bewusst ausgewählt. Es kann nämlich durchaus sein, dass es im Angebot überhaupt nur diese einen Plättchen mit dem taubengrauen Holzmaser Dekor gab, zu einem Preis, den man bezahlen konnte und wollte. Vielleicht hätte sich der Bauherr lieber ganz andere Keramikplatten ge-

wünscht. Diese aber waren zu teuer oder nicht lieferbar. Also blieb nur das übrig, was andere nicht haben wollten. Hier in Afrika ist dies die Regel, nämlich dass man im Grunde von Ausschusswaren lebt, von dem, was als Fehleinkäufe und Restposten unverdealt in Europa liegen bleibt und man dann als Schrottware, statt sie teuer zu entsorgen, nach Afrika "verschenkt". Das ist eine Interpretation, werden sie einwenden. Ja, richtig. Sie entspricht auch in etwa meinem pessimistischen Weltbild, dass in einer Welt, wo Geld regiert, niemand Geschenke macht. Diese Haltung ist plakativ. Das gebe ich zu. Aber es vereinfacht eine nüchterne, realistische und misstrauische Betrachtungsweise menschlicher Verhaltensweisen und verhindert blauäugige, idealistische und enthusiastische Fehlbeurteilungen.

Die meisten Menschen werden betrogen, indem man ihnen das Gute verspricht. Damit müssen sie als Leser nicht einverstanden sein. Selbst ich halte diese Aussage für eine plumpe und unfertige pauschale These. Aber unsere Modelle sind eben bloss dürre Gerüste. Solange wir wissen, dass wir nicht wissen, dass sie endgültig sind, verkleben und verkleistern wir uns mit Vorsicht nicht in der Einbildung, absolute Weisheiten errungen zu haben. Eine kritische Einstellung sollten wir zu unseren eigenen

Prinzipien habe. Wir verlieren damit nichts. Wir machen sie damit auch nicht ungültig. Aber wir akzeptieren ihren provisorischen Charakter, der solange seine Berechtigung hat, bis wir einen angemesseneren Standpunkt gefunden und geprüft haben. Wir wissen doch, dass sich Ansichten im Verlaufe eines Lebens ändern, von Lebensphase zu Lebensphase, sich Prinzipien manchmal sprunghaft und radikal umkehren.

Bei der Selbigkeit der Person ist ihr Nachdenken über die Welt sehr flexibel. Auch widersprüchlich, inkonsistent, fahrig. Das hat nicht nur damit zu tun, dass sich die Welt verändert und wir uns selber verändern. Auch unser Nachdenken verändert sich. Wie wir über ein und dasselbe Ding nachdenken, mit welcher Methodik und welchem geistigem Werkzeug und welchem Fundus an eigener und fremder Kompetenz, ist evolutionär und also biografisch zugleich. So wie Oswald Spengler annahm, dass alle Kulturen Jugendjahre, Hochblüten und Untergänge erleben, wie das einzelne individuelle Leben des Menschen, so können wir auch die Biografie unseres Nachdenkens als ein Durchschreiten von Lebensalter sehen. Vom Babygeblabber bis zur Altersdemenz in einem weiten und hohen Bogen gespannt. Die Frage lautet: Was ist Höhe? Kritische, selbstermächtigte Mündigkeit? Lassen wir dies vorläufig offen. Jedenfalls ist die Höhe nicht idealistische Verbohr-

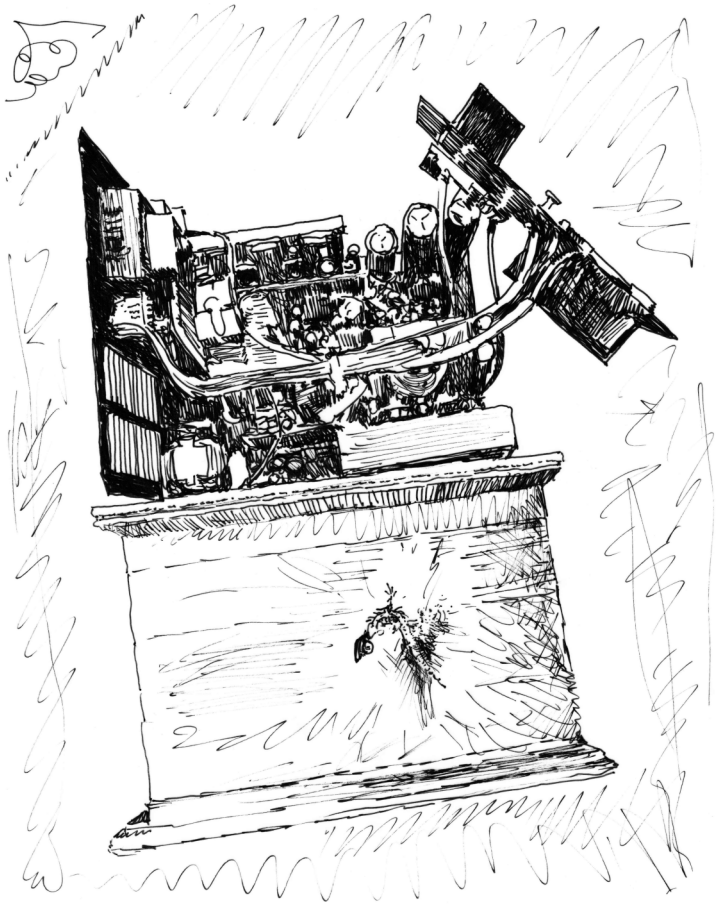
heit, terroristische Deutungshoheit, Besserwisserei, Verabsolutierung eigener Standpunkte, unkritisches Nachplappern, Copy-Paste-Mentalität, geistige Bürohockerei, Katechismus, hermetisches Sektierertum.

Es muss in der Höhe des Nachdenkens Offenheit anwesend sein. Eine unverriegelte Türe, ein Spalt, ein Fenster, eine Öffnung im Dach, durch die wir ansprechbar sind, empfänglich für Inspirationen, die den Durchbruch durch autistisches, selbstverlorenes Dasein ermöglichen, eine Hinwendung zu einer Begegnung mit der lebendigen Verwandlung, die im Zeitlichen die Hauptbewegung des Lebens darstellt. Bestimmtheit und Offenheit sind kein Gegensatz. So wie Treue und Offenheit keine Gegensätze sind.

7.30 Uhr. Die Sonne hat die Wolken weggeschmolzen, jetzt scheint sie direkt auf mich und auf meine Bildschirm und Computer. Bevor sie sich zu fest aufheizen, muss ich sie ins Esszimmer zügeln, um drinnen im Schatten weiter zu arbeiten.

Arbeit am Kurs, Beratung für Lichtverteilung an den LED Lampen, Augustin wird wieder zur Anfertigung eines Rapportes kommandiert für Projekte, die seit bald zehn Jahren beendet sind. Niemand will natürlich für diese Ar-

beit bezahlen, die in Norddeutschland auf dem Tisch von Frau Ch. gelandet ist, zu deren Beantwortung sie aber gerade keine Lust und Zeit und Engagement selber aufwenden will. Man liefert den Mist lieber auf das Pult von Augustin, der nicht für die Arbeit bezahlt wird. Hilfswerker erteilen solche Sklavenkommandos ohne mit der Wimper zu zucken. Man meint wirklich man habe ein Recht dazu. Wer ist denn da das Hilfswerk? Offenbar Augustin. Er hilft allen Unfähigen in den Hilfswerken. So sieht heute Entwicklungshilfe aus. Anders aber sollte es ein: Wer einen Rapport von Augustin will für ein Projekt, das seit sieben Jahren beendet ist, der soll dafür bezahlen. Ich habe Augustin empfohlen zurück zu schreiben man habe doch dem unfähigen Consultatenbüro 10'000 Rubels in den Arsch geblasen für nichts. Man könne denen doch den Auftrag geben, den gewünschten Rapport zu schreiben. Das macht ja auch das Projektbüro unseres Hilfswerkes in Bern so. Jeden Flüchtling reinlassen, alle Arbeit abschieben. Mal schauen, ob die Consultans in Kinshasa das dann auch gratis machen, wie von Frau Ch. verlangt und kommandiert, diese inkompetenten Trottel, die, protegiert von J., unserem Projekt Rechnungen stellen dürfen, ohne etwas Sinnvolles zu liefern. Frag die doch an! Dann bleiben die arbeitsscheuen Mediokren unter sich und belästigen nicht diejenigen, die etwas können und etwas machen.



Kleiner Reparaturbericht: Der Inverter ist futsch, weil ein kleiner Gecko durch die Lüftungsschlitze eingedrungen ist. Er hat einen Kurzschluss ausgelöst, einen Blitz, der ihn selber quasi explodieren und ausbrennen liess wie ein Tesla mit Batteriefehler. Nun klebt das Kadaver des armen Tierchens am rauchgeschwärzten Deckel. Immer ist das Leben schuld, wenn die Technik versagt. Warum ist noch niemand der Grünen auf die Idee gekommen, zum Schutz der Natur die Technik zu verbieten? Ich werde mich umschaun müssen ob es bereits WWF-zertifizierte, geckosichere Inverter gibt.

Augustin übernachtet heute in der Batitec, dem grossen Ökonomiegebäude, in welchem auch ich mein Zimmerchen habe. Sein ursprüngliches Zimmer wird nämlich gerade neu gestrichen, mit einer Ölfarbe, die mit Petroleum verdünnt ist. Für zwei, drei Tage ist der Raum dadurch kaum bewohnbar wegen den Ausdünstungen. Fanuelle war in Kisantu, um zwei Flaschen des Petrols zu kaufen, Augustin will aber dem Maler nur eine Flasche davon geben. Er sagt, dass wenn er beide Flaschen gibt, der Maler eine davon entweder verkauft, oder die erste sofort aufbraucht und dann sagt er hätte nichts mehr zu tun bis er mehr Petrol erhalte. Das ist die Art, wie man sich auf dem Bau eine Pause verschafft. Indem man nicht sagt, dass das Material bald aufgebraucht ist. Man kommt immer erst dann, wenn nichts mehr da ist. Dann hat man solange Freizeit, bis endlich Nachschub herbei geschafft wurde. Augustin kennt diese Spielchen. Er hat sich vorbereitet. Eine kluge, clandestine Lagerhaltung kann viele Verzögerungen und Kosten ersparen. Das gilt nicht nur für Petrol, sondern auch für Mehl, Zement, Benzin, und vieles mehr.

Augustin ist ein bisschen genervt, dass die Zucht von *Samia ricini* noch immer kein unaufgeregter Selbstläufer geworden ist. Auch nach vierzig Generationen nicht. Fanuelle hat Probleme mit der Mortalität in der heikelsten

Phase vom Schlupf der winzigen Räupchen bis zur ersten Häutung nach drei Tagen. Sie hat die Aufzucht wieder in Plastikboxen begonnen, was wir eigentlich seit letztem Jahr beendet hatten, um gleich mit der Aufzucht draussen, in den Zuchthutten zu beginnen, ein Rückfall also in alte, überkommen geglaubte Arbeitsabläufe. Im Hausinnern sind nämlich die Temperaturen nachts deutlich höher und ist damit auch die Luftfeuchtigkeit niedriger. Die Blätter des Maniok, die als Futter dienen, trocknen im Hausinnern rascher aus als draussen und die Raupen verhungern, wenn die Blätter nicht ganz frisch sind. Man kommt also zu mir, um zu sagen, dass die *Samias* nicht mehr so viel Eier legen. Mit anderen Worten: Man möchte das Problem des Zuchtmissersolgs auf die Insekten schieben. Und sich entschuldigen damit, dass eben die Genetik schwach oder schadhaf geworden sei, und man selber nicht schuld sei. Sache kaputt. Neue kaufen. Für solche Mitteilungen bin ich natürlich die falsche Adresse. *Samia ricini* züchtet man seit Jahrtausenden. Man weiss, wie das funktioniert und dass die Genetik stabil ist, wenn man eine richtige Selektion macht, so wie es endlich auch hier gemacht wird: Man nimmt diejenigen Tiere, die sich am raschesten entwickeln und die am schwersten werden, als Eltern für die Nachzucht. Eigentlich eine simple Regel. Aber alles, was man falsch machen kann, macht man eben auch falsch, ir-

gendwann. Auch bei uns . Dadurch gingen die Samia-Populationen fast verloren. Das war vor zwanzig Generationen. Nur dank einem Züchter in einem Nachbardorf wurde die Insektenart gerettet. Man hatte damals begonnen, die Selektion genau umzukehren. Man ass die ersten Raupen und hat die letzten, langsamsten und schwächsten für die Nachzucht verwendet. Damit sparte man sich ein bisschen Arbeit, weil dann der Generationenwechsel nicht so rasch erfolgt. Resultat: Nach drei, vier Generationen ereignete sich ein markanter Einbruch der Fruchtbarkeit, mickrige, geschwächte, kranke Tiere entstanden. Totalausfall. Und jetzt also das Problem, dass etwa 30% der ausgeschlüpften kleinen Räumchen auf den vertrockneten Blättern verhungern und verdorren. Was kann man tun? Ich wiederhole: Draussen züchten, nicht mehr in Plastikboxen im warmen Hausinnern. Feuchtigkeit erhöhen. Öfters Blätter wechseln. Der Grund für das Problem liegt einzig alleine bei der Methode und Disziplin und Sorgfalt der Aufzucht und Pflege der Tiere. Nichts anderes. Wenn man unbedingt will, kann man ja in die Plastikboxen eine dünne Schaumstoffschicht einlegen, die man wie ein Schwamm mit Wasser tränkt. Das hält die Blätter länger frisch. Das ist jetzt eine Idee, die man gerne hört. Also schickt man Fanuelle mit einem Mortar nach Kisantu, um ein Stück einer dünnen Schaumstoffmatte zu kaufen. Das Gebastel geht weiter.

Warum geht das so lange bis man diese Aufzucht sauber und geordnet und problemlos machen kann? Es ist ein Lernprozess. Das dauert. Da macht man Fehler, ist man nachlässig. Das ändert sich nur, wenn man die Leute verantwortlich macht. Persönlich. Man muss die Fehler und Erfolge privatisieren, sozusagen. Solange man zulässt, dass man dauernd die Probleme auf die Tiere schiebt und so tut als hätte man alles richtig gemacht, wird es nicht funktionieren. Es braucht Disziplin und Eigenverantwortung. Das fehlt hier weitgehend und ist ein harter Job für Chefs. Ich habe mir angewöhnt, die Arbeit der anderen nicht selber zu übernehmen, obschon ich es könnte, wenn ich da bin. Dies würde man sofort so auslegen, dass Baba Daniel jetzt verantwortlich ist und man würde sich zurückziehen und aufhören mitzuarbeiten. Warum? Weil der andere ja jetzt die Arbeit macht und man ein ruhigeres Leben hat, wenn der andere die Arbeit macht, für die man selber bezahlt wird. In dem Moment, wo ich nicht mehr da wäre, würde alles zusammenbrechen. So geschieht es bei vielen Projekten. Auch in den Büros unserer Hilfswerke in Kinshasa und Bern ist es, wie ich es bereits bis zum Überdruß hier dargelegt habe, genau gleich.

Gerade heute hat wieder Frau Ch., die Präsidentin des Hilfswerks in Norddeutschland an Augustin geschrieben, er solle einen Rapport machen für ein Projekt das schon

seit sieben Jahren beendet ist. Es ist ein Job der auf ihrem Pult gelandet ist und den sie einfach weiterschiebt an Augustin, der das dann wie ein kleiner Negersklave gratis erledigen soll, während sich die Dame im Heiligenschein der grossen Afrikahilfswerkerlöserin sonnt. Dasselbe macht unser Projektleiter J. in Bern und deshalb auch Herr M. im Projektbüro in Kinshasa. Das muss man denen austreiben, sage ich Augustin. Das ist eine Verantwortung, die du hast. Du kannst Dich davor nicht drücken, Augustin, darauf zu bestehen, dass jeder seinen Job selber macht, für den er angestellt und bezahlt ist. Oder sie sollen sich krank melden oder kündigen oder sonst abhauen. Ich würde sie sofort feuern. Aber vielleicht habe ich nur eine grosse Klappe.

Sonntag, 29.1.2023

5.30 Uhr. Aufstehen. Ein erster, gelblicher Lichthauch zeigt sich im Osten, hoch am Himmel. Da ist es wieder, dieses warme, lockere Morgen-Wolkengrau der Keramikplättchen in der Toilette. Die ersten, tiefroten Strahlen berühren ein fernes Wolkenband und lassen es aufglühen. Das majestätische Spektakel des Sonnenaufgang kündigt sich an mit Licht gewordenen Fanfarenklängen. Das Symphonieorchester der Vogelstimmen setzt leise ein. Eine Mischung aus Gamelan Gong und wasserglitzerndem Debussy Piano. Die Bäume stehen staunend, mit grossen Blätteraugen, wie Kinder.

Augustin steht um 7.30 Uhr auf, putzt die Zähne mit einer Flasche Wasser, draussen im Garten. Nebenbei pflückt er noch zwei Ananas. Sie sind klein geblieben, weil zwischen den Stauden auch Maniokpflanzen stehen, die das Sonnenlicht reduzieren. Augustin sieht, dass ich am Kopf von Moskitos gestochen wurde. Es gibt jeweils Schwellungen und rötende Entzündungen. Ein Stich rechts an der Schläfe, einer links. Die lichtscheuen Viecher schaffen es immer wieder meine Konzentration auf das Schreiben zu missbrauchen zur Erfüllung ihrer niedrigen Gelüste.

Man bringt mir ein Waschbecken voller Safus. Ich bereite sie so vor, indem ich einige in eine Tasse gebe und mit sehr heissem Wasser aus dem Thermoskrug übergiesse und abdecke mit einem kleinen Unterteller. Nach circa zehn Minuten ist die Haut der Safus an wenigen Stellen aufgeplatzt, die Früchte sind butterweich und schmecken himmlisch. Die Mücken sind aggressiv. Ich habe am rechten Arm in der Nähe des inneren Ellbogens zwei Stiche die rasch zu Schwellungen werden. Mein Körper reagiert blitzschnell.

Ich arbeite an den Powerpoints des Bildungsganges. Nun bin ich bereits bei der 11. Lektion angekommen. Es fehlen noch vier. Eine verrückte Arbeit. 15 Lektionen für drei Kurstage durchzuplanen, für alle 15 Lektionen Powerpoints vorzubereiten, Inhalte, Abläufe und Exkursio-

nen zu planen. Nachher wird man behaupten es sei alles vom Himmel gefallen. Denn es ist so simpel, danach die Lektionen durchzuführen. 90% des Unterrichts ist Vorbereitung. Man muss sich einfach von der Powerpoint führen lassen. So wie ich es schon mit den Kursen gemacht hat, die ich vor zwei Jahren entworfen und mit Powerpoints pfannenfertig vorbereitet habe. Aber ich frage mich: Wieso hat man das mir nicht vorher mitgeteilt, dass man Kurse machen möchte. Ich hätte mich zuhause besser vorbereiten könne, mit allen Originalfotos des Buches. So muss ich zuerst alles aus dem Buch fotografiern mit den massiven Qualitätsverlusten, die das mit sich bringt. Zum Glück gibts zur Belohnung Safus. Das tröstet Seele und Magen. Und mildert die Wut auf die verdammten Moskitos, die mich plagten.

Weil ich Augustin frage, ob jemand mir Safus verkaufen könne, um ab und zu eine zu essen, lädt er mich ein, den Baum beim Maison des Poissons zu besuchen. Da hat es viele reife Früchte und wir pflücken zwei drei Kilos. Ich bereite einige davon nachher zu und vernasche sie während der Arbeit. Dann kommt Jolie von der Kirche um ein spätes Frühstück zu nehmen. Als sie wieder weg ist, fehlen meine Safus. Ich beklage mich bei Augustin, dass man meine Safus geklaut habe. Er sagt dass sicher Jolie sie mitgenommen habe. Weshalb weiss ich aber nicht. Ich habe ihr

ja extra 10'000 FCC gegeben, um für mich ab und zu Früchte zu kaufen. Mal schauen wie sich die Geschehnisse an der Safu-Front entwickeln. Im schlimmsten Falle werde ich selber einen Besuch beim Safubaum machen und mich da bedienen. Augustin hat mir erlaubt da Früchte zu ernten. Es hat da noch zwei weitere Bäume.

Am Abend reden wir über die geplante gemeinsame Reise in die Ägäis im September. Ich schlage Augustin vor unseren Mann im Hilfswerk in Bern zu fragen, ob sie bereit wären Augustin und Audry einzuladen. J. hat bei meinem letzten Meeting signalisiert sowas zu unterstützen, weil man einen Stellvertreter für Augustin im Projektteam wünscht und begrüsst. Es wäre eine gute Gelegenheit Audry in Bern vorzustellen. Das Geld dürfte kein Problem sein. Das Hilfswerk hat ja schon Dutzende ihrer Projektbüroleute aus allen Ländern Afrikas eingeflogen nach Bern für Meetings. Im Falle unseres damaligen Mannes im Projektbüro, E., hat sich nachher seine notorische Arbeitsscheu keinen Deut geändert. E. selber sagte, er habe sich in der Woche in Bern nur gelangweilt in seinem Hotelzimmer. Das kann ich mir gut vorstellen. Das ist der Arbeitsstil dieser Clique.

Wenn alles klappt mit unseren Reiseplänen werden wir zuerst eine Woche zusammen ein paar Sachen in der

Schweiz anschauen. Mit dem Zug. Eventuell gibt es ein oder zwei Meetings mit Leuten des Hilfswerkes. Man kann das neue Buch dabei vorstellen und das Nachfolgeprojekt, berichten über die vielen Neuigkeiten. Ich werde vielleicht ein zwei Einladungen organisieren und einige meiner engsten Freunde besuchen, vielleicht einen kurzen Besuch machen bei Freunden einer Stiftung. Ich denke, dass sich V. und St. freuen würden, Augustin kennen zu lernen. Das Buch habe ich ihnen schon gegeben. Eventuell könnte man dann nachher ein Projekt eingeben, wenn sie signalisieren, dass sie dies wünschen. Danach machen wir unsere Reise, zuerst nach Athen. Dann ab Piräus vielleicht zuerst nach Rhodos, dann Kos dann Patmos am Schluss. Besuch bei Jakovos in der Villa Zacharo. Das wird maximum 2000.- Dollars pro Nase kosten. Damit können wir uns alle Wünsche erfüllen, auch ab und zu ein Auto mieten, in Appartements wohnen, usw. Das Visum wird kein Problem sein, sobald wir die Einladung für Augustin und Audry haben. Ich selber habe zu wenig Geld auf dem Konto, um eine Einladung schreiben zu können.

30. 1. 2023, Montag

Es regnet bis in die frühen Morgenstunden. Um 5.46 Uhr ist es dunkel und tropfnass, bei geschlossener Wolken-

decke. Die Montage des neuen Elektrosystems in der Ba-titec beginnt. Da können wir Geräte zusammen fassen. Aber es bleibt längerfristig die Aufgabe, die Stromversorgung zu zentralisieren. Es ist nicht effizient jedes Zimmerchen separat mit Solarzellen, Regulateur, Inverter, Balancer auszustatten. Man könnte das an einem einzigen Ort machen und von den Strom verteilen, via 230 Volt Kabel. Ich glaube dass man dabei auch Geld sparen könnte. Aber die Anfangsinvestitionen sind hoch, weil man nicht alle 12 Volt Lampen in den Räumen behalten, sondern sie in 230V umbauen oder ersetzen müsste. Auch die vielen Inverter und MPPT Regulatoren könnte man nicht verwenden für eine zentrale Stromversorgung. Höchstens die Balancers für die Batteriausgleiche eines 48-Volt Batteriepacks und einen Grossteil der Batterien.

Die Solarzellen sind unterschiedlicher Wattleistung. Man müsste genau beachten, ob sie einfach seriell kombinierbar sind, oder ob man besser ganz neue Solarpanels desselben Modells anschafft. Von Victron gibt es Hauszentralen die man auch in Kinshasa findet. Für den Transport im Flugzeug sind sie zu gross und zu schwer. Aber ich glaube, dass das Zukunftsträume sind. Vielleicht in drei Jahren kann man an sowas denken, dann, wenn wir endlich unser kleines Guesthaus bauen können. Da könnte man diese Zentrale integrieren und das Dach komplett

mit Solarzellen bestücken. Ein Stange Geld könnte man dazu verdienen, indem man dann alle gebrauchten funktionstüchtigen Geräte verkauft, ein halbes Dutzend Inverter, MPPT Regulatoren, Kabel, 12 Volt Lampen usw. Für so was gibt es einen Markt in Kinshasa.

Für die Kameras, die Lumix und die Olympus fehlen Kabel, Batterieladegeräte, usw. Wenn eine Kamera nicht mehr geladen werden kann, weil man das Kabel verloren oder verlegt hat, bleibt sie einfach liegen und die Batterie ist nachher futsch. Man sagt dann, man hätte keine Zeit gehabt zum Fotografieren, oder die Kamera sei kaputt oder das Laptop, um die Bilder zu sichern usw. Die Technik ist eine wunderbare Entschuldigung für alles, wozu man keine Lust hat. Wenn eine Maschine nicht funktioniert, ist meist Feierabend. Man liebt also, wenn Maschinen kaputt gehen. Jedenfalls solange man nicht selber Besitzer von ihnen ist. Das ist eine pessimistische, aber realistische Weltansicht, die sich immer wieder im Detail verifizieren lässt. Es ist das alte sowjetische Kolchosenproblem, weswegen sozialistische Systeme nicht funktionieren. Gemeinbesitz wird gering geachtet. Wert ist nur, was einem selber gehört, den Rest verbraucht man zu Tode, um sich von der Arbeit unter der Knechtschaft von Maschinen und Werkzeugen zu befreien. Marx, du musst nicht einverstanden sein. Das Kapital profitiert vom Eigentum der Sklaven.

Schon wieder wird versucht, Augustin zu gebrauchen, um Sklavenarbeit zu machen. Die Leute, die im Auftrag unsers Hilfswerks ein Audit der Zustände im Hauptquartier in Kinshasa durchführen, verlangen von Augustin eine zweiseitige Liste von Dingen, Rapporte, Journale, Bankkonten, Verträge und und und. Alles Dinge, die das Projektbüro unseres Hilfswerkes in Kinshasa längst erhalten hat und den Auditoren liefern sollten. Ich erkläre Augustin, dass diese Projekte teilweise schon seit Jahren beendet sind, und alle Dokumente ordnungsgemäss ans Projektbüro in Kinshasa geliefert worden sind. Es ist ihre Aufgabe, diese Dokumente den Auditoren vorzulegen. Das sei deren Job. Du bist, Augustin, nicht das Sekretariat des Hilfswerkes. Du bist der Direktor von Songa Nzila. Sag das denen. Sie haben dasselbe gerade kürzlich schon einmal versucht, bei dem dümmlichen Befehl von M. , der sich erfrechte dir im Kommandoton mitzuteilen, ihm Journale zu schicken, die er längst erhalten hat. Es ist nicht deine Aufgabe, die Dokumentation für das Hilfswerk zu führen. Dafür knüpft man ja jedem Projektbudget fünf Prozent ab, um diese Arbeit zu machen. Jetzt hat man obendrein noch 15'000 Dollar abgezwickelt vom Budget für diesen Audit, der nichts mit dem Projekt zu tun hat, sondern nur mit den internen Problemen des Hilfswerks. Ich empfinde es als masslose Arroganz, statt bei den Ver-

verantwortlichen des Hilfswerkes nachzufragen, einfach Augustin als Sekretär zu missbrauchen.

Augustin ist meist etwas wehrlos, wenn er solche Befehle erhält, weil er meint, dass er diese ausführen muss. Ich sage ihm, dass er das nicht nur nicht muss, sondern auch nicht darf. Weil man sonst nämlich ewig weiterfährt, ihn zu missbrauchen als kleiner Negersklave, der gratis den Job für unfähige Hilfswerkler erledigt. Er muss dem ein Ende bereiten.

Ich erzähle ihm auch, wie ich das mache, wenn jemand versucht mir meine Zeit zu stehlen und mich dahin bringen will für andere Arbeit zu erledigen. Erstens, reagiere ich gar nicht auf die Anfrage oder den Befehl. Ich frage nur zurück. Z.B.: Können sie mir sagen, weshalb sie mich fragen? Ich bin da nicht zuständig. Wie kommen sie dazu mich anzufragen?

So hat Augustin es jetzt auch mit Frau Ch. gemacht, die von ihm neue Berichte zu Projekten anfordert, die seit bald zehn Jahren beendet sind. Wie kommt man dazu, ihm solche Aufträge zu erteilen? Er wird ja dafür weder bezahlt noch bedankt man sich bei ihm hernach für den Aufwand und die Arbeit. Man kommt nicht mal auf die Idee zu fragen, ob er das machen können. Dann würde man zurückschreiben. Für eine angemessene Bezahlung könnte man es sich überlegen, wenn man Zeit dafür findet.

Dasselbe empfehle ich Augustin nun auch zu machen mit den sogenannten Auditeuren. Er wird ja am 12. extra nach Kinshasa reisen müssen, um mit denen zu reden. Du musst den Herren da sagen: Leute, schaut. Es ist ganz einfach. Ich könnte euch schon helfen, aber schaut: Die Hilfswerker haben ihr Salär, um ihre Arbeit im Projektbüro zu machen und sich seriös zu dokumentieren zu den Projekten, die sie finanzieren. Ihr Auditeure werdet bezahlt für eure Stunden, die ihr absitzt und ihr werdet euch am Schluss königlich an den 15'000 Dollars bedienen, die man in unser Budget gedrückt hat, ohne dass ihr im Geringsten etwas mit unserem Projekt zu tun habt. Das ist eine reine interne Sache des Hilfswerks. Ich aber, Augustin, fahre extra hierher und rede mit euch Auditeuren und soll für eure Fragen zur Verfügung stehen, ohne dass man mich bezahlt? Wie kommt ihr darauf? Ich bin nicht vom Hilfswerk. Ich bin Direktor von Songa Nzila und habe Besseres zu tun, als mich von euch herumkommandieren zu lassen. Ich werde meine Stunden und Aufwände minutiös aufschreiben und am Schluss für die Kosten, die ihr mir verursacht mit eurem nutzlosen Audit, eine Rechnung schreiben, die ihr doch sicher locker mit den 15'000 Dollars, die in unserem Budget von nicht mal 100'000 Dollars prangen, bezahlen könnt. Seid ihr damit einverstanden?

Wenn nicht, empfehle ich Augustin, soll er gleich die

Versammlung zu verlassen und warten bis man sich wieder bei ihm meldet. Punkt. Das ist das Minimum, das man klar stellen muss. Ich sage Augustin auch, dass diese ganze Sache zum Himmel stinkt auch deshalb, weil es gemäss den Regeln für die seriöse Arbeit von Hilfswerken, die in der Schweiz Geld sammeln dürfen, verboten ist, mehr als zehn Prozent der Sammelsumme für administrative Zwecke des Hilfswerks aufzuwenden. Unser Hilfswerk verstösst ganz klar gegen diese Regeln. Das dürfte sowohl die Donatoren, wer immer das ist, mutmasslich eben sogar die Stadt Zürich, und das wird auch die Botschaft der Schweiz in Kinshasa sehr interessieren. Die Schweiz ist nämlich nicht nur Schutzherrin dieser Hilfswerkvereinbarung und verwaltet die Liste empfehlenswerter Werke, sondern wenn das Geld von der Stadt Zürich oder dem Bund oder sonst einer offiziellen Regierungsstelle kommt, dann sind es Steuergelder. Das geht den Staat etwas an. Und wenn sich nicht blitzartig diese Haltung des Hilfswerks ändert, werde ich selber dafür sorgen, dass die Leute von Bund, oder Stadt, oder wer immer sich dann als Donator herausstellt, davon erfahren und werde ein paar brisante Fragen stellen.

Du hast nichts zu verlieren, sage ich Augustin. Du kannst nur gewinnen, wenn du klar und offen mit diesen Leuten redetst, die alle von dir nur wollen, dass du den Job für sie machst, für den sie bezahlt werden, du aber nicht. Das geht

nicht. Du kannst nur gewinnen, dass man dir mit dem Respekt begegnet, den du für deine Arbeit verdient hast, dass du nämlich trotz des kompletten Versagens des Hilfswerkes dein Projekt durchgezogen hast, vorfinanziert aus deiner eigenen Tasche, damit unsere Mitarbeiter ihren Lohn haben und die Sache nicht stirbt. Das ist einzig dir zu verdanken. Ausserdem geht es nicht, dass man einfach im Kommandoton mitteilt, man komme vom 14.-18. Februar nach Kilueka ohne vorher zu fragen, ob man überhaupt da ist und Zeit habe. Das hat man nicht nötig. Man befiehlt und alle haben zu gehorchen. Genau dann aber, sind wir gar nicht in Kilueka. Wir haben ein Meeting mit dem neuen Botschafter in Kinshasa, Herr S., zu dem wir auch den neuen Chef des Hilfswerkes, Herr T. mitnehmen möchten. Aber bisher hat man es nicht einmal geschafft uns mitzuteilen, ob dieser Chef überhaupt Zeit hat dazu. Die Anfrage an ihn ist schon vor zwei Wochen raus gegangen. Ohne Antwort. Das ist der Arbeitsstil dieser Leute. Man fragt nicht. Man kommandiert und wenn man selber etwas gefragt wird, reagiert man nicht, erfährt man nichts, weder zum Verbleib der Gelder für die Übergangszeit von einem Jahr, die erst neun Monate später, also drei Monate vor dem Jahreschluss überwiesen wurde, noch erfährt man etwas über den Termin beim neuen Schweizer Botschafter, dem obersten eidgenössischen Landesvertreter

hier, der die Interessen der Schweizer Donatoren vertritt. Dieser Kontakt zur Botschaft, den ich seit Jahren bewusst pflege, ist den Hilfswerklern vermutlich ein Dorn im Auge und hat ihnen bestimmt schon einige unangenehme Fragen eingebracht. in Bern und in London. Deshalb kommunizieren die Leute auch nicht gerne mit mir. Sie haben Angst vor dir, sagt Augustin. Die wissen, dass du ihnen Schaden zufügen kannst, weil du eventuell schon zuviel weisst. Ja, stimmt. Genau so ängstlich und peinlich verhalten sie sich gegenüber mir. Dabei wäre es doch ganz einfach. Man könnte mich ab und zu zu einem Kaffee einladen, um über den Gang des Projektes zu diskutieren. Weit gefehlt. Das hat man in den vielen Jahren, die ich schon für sie arbeite, nie gewollt und nie gemacht. Man meidet mich wie der Teufel das Weihwasser. Stattdessen bezahle ich mein Zugbillet nach Zürich selber, habe keinen Lohn für mein Meeting mit dem Berner Projektleiter J.. Er aber hat seinen fetten Lohn und ich soll alles gratis machen. Das ist die egoistische, kaputte Haltung dieser Leute, die sich auch in der Schweiz zeigt. Statt, dass man meine Kompetenz klug nutzt, versucht man mich totzuschweigen und gratis auszubeuten. Sie wollen auf keinen Fall, dass wir erfahren, wer unsere Donatoren sind. Wahrscheinlich sagt man den Donatoren auch nicht, dass nicht das Hilfswerk, sondern Songa Nzila das Projekt realisiert. Auch unsere zwei Bücher will

man daher wohl nicht gerne zeigen. Die Hilfswerker hegen nämlich den Verdacht, dass sich herumsprechen könnte, dass das einzige Projekt, das in Kongo funktioniert, gar nicht vom Hilfswerk gemacht wird, sondern von Songanzila, von Augustin, seinen Mitarbeitern und mir. Und wenn es uns irgendwann nicht mehr passt, dann werden wir ihnen einen Korb und den Schuh geben und uns mit fähigeren Donatoren zusammen tun. Wir brauchen kein intermediäres, parasitisches Hilfswerk, das uns nur inkompetent reinquatschen, rumkommandieren und aussaugen will für eine marode Erlöserarmee voller Unfähiger und Unwilliger.

Nseka hat bis abends die Elektrische Anlage in der Batictec ausgetauscht. Nun gibt es da zwei 120Ah Batetrien. Das sollte wieder für fünf Jahre reichen, wenn man keinen Blödsinn macht. Deshalb wollen wir jetzt die Zugänge zu den Batterien verriegeln mit einer metallenen Box, in die wir die Anlagen einschliessen. Sobald man irgendwo Zugang hat zu einer Batterie versucht man kleine Inverter oder irgend etwas anzuzapfen, bis die Batterie leer ist. Dann schaut niemand dazu, dass sie auch wieder gefüllt wird und dann Tschüss. Dasselbe macht man mit Powerbanks, Fotoapparaten, Computern. Wenn die Batterien leer sind, sagt man die Geräte seien kaputt und man lässt sie ungenutzt rumliegen bis die Batterie futsch sind

und nicht mehr geladen werden können. Wir haben noch viel zu tun im Bereich Bildung, Ausbildung Umgang mit Gerät.

Augustins präzise und treffsichere Antwort an das Auditorenteam ist mit Kopie an E. und M. raus gegangen. Augustin ist erleichtert. Er wird den Leuten jetzt klaren Wein einschenken. Ich rate ihm seine Dokumente gut aufzubewahren. Eines Tages wird er sie vielleicht einsetzen müssen, um zu zeigen, dass er immer sofort offen reagiert und sich grundsätzlich kooperativ verhalten hat. Bestimmt wird man nämlich versuchen, die internen Probleme auf Externe abzuladen. Das hat System. Und ist eine bekannte Manipulationstechnik interner Reinigungsvorgänge. Vielleicht dient der Audit nur dazu, in dir, Augustin, und in Songa Nzila ein Feindbild zu generieren und einen Sündenbock zu basteln für die Dysfunktionalität des Hilfswerks. Es kann gut sein, dass solche Untersuchungsteams ausgesandt werden inklusive dem Resultat, das sie als Ergebnis abzuliefern haben. Auftragsstudien sagt man dem. Man gibt Geld für eine Studie, sagt aber zugleich welches Resultat man für dieses Geld wünscht. Das ist heute im kommerziellen Wissenschaftsbereich die Norm. Gut möglich, dass man zeigen will, dass die Zusammenarbeit mit paganen, externen Heiden nicht funktionieren kann. Schliesslich ist man

eine heilige Hilfsorganisation und für sie darf es eben nur weiss und schwarz, Erleuchtete Gute und unbelehrbare Neger geben. Das hat der liebe Gott so gewollt.

Montag, 31. 1. 2023

Ein feuchter, bedeckter Morgen. Die kleine Fledermaus fliegt in der Dämmerung wieder in den Schutz des Gitters der Oberlichter unserer Batitec. Es hat da gemörtelte Kugeln. Sie sehen aus wie kugelige Schwalbennester. Ob das die Schlafkammer der Fledermaus ist? Ich sehe sie aber über diesen Mörtelkugeln. Solche Bauten können auch von anderen Tieren stammen, Töpferwespen z. B. Die kleine Fledermaus hat sich flach in eine Ritze in eine Ecke gekauert, wo sie den Tag verschlafen wird um dann nachts wieder auszuschwärmen.

Um 9 Uhr fährt mich Christian mit dem Hadjin Töff nach Lemfu zu den Schwestern von Naumur. Ich arbeite dort eine Stunde bei gutem Internetempfang via Handy von Christian. Alle Mails checke ich, mache eine Geldüberweisung, übersetze alles Nötige ins Französische mit DeepL, und schaue kurz ein paar Medien an. Die schamlose Lüge der einst glaubhaften Schweizer Medien geht

weiter. Die Übersterblichkeit wegen gravierender Nebenwirkung der Impfung schreibt die NZZ Corona zu, das sei Long Covid. Ein kompletter Schwachsinn, wie damals mit dem PCR-Test der angeblich Infektionen nachweisen soll, was längst widerlegt ist und was auch der Erfinder der PCR-Tests, der Nobelpreisträger Kary Mullis wiederholt ausgeschlossen hat. PCR, sagte er immer wieder, ist nicht für den Nachweis von Infektionen geeignet. Man ignoriert es einfach und will es totschweigen. Auch die NZZ. Man macht die ganze Betrügerei gegen besseres Wissen mit, also klar kriminell und gegen das eigene Redaktionsstatut verstossend. Es ist den Fascho-Verlegern völlig egal, wenn sie die Glaubwürdigkeit ihres Blattes verspielen. Solange die Kasse stimmt und der Kurs an der Börse. Und solange das Steuergeld der Bürger via Bundesrat in die privaten Taschen der Verlegerbrut fließt. Eine Schande für das Zeitungswesen und den Journalismus. Dafür hat Alain Berset, unser zuvorderst in dieser systemischen Korruption agierender, blasierter, selbstgefälliger Gesundheits-Schwurbelminister und jetzige Bundespräsident, Gegenwind. Die Leute merken langsam, dass er ein berechnender Lügner ist, der ins Gefängnis gehört. Langsam. Viel zu langsam. Augustin berichtet, dass Irene ihm stolz schreibt, dass sie sich extra zum dritten mal geimpft hat, damit sie im Mai nach Afrika reisen kann. Oh, ihr armen Opfer der globalen Ge-

sundheitskriminellen! Es sind Millionen, die von euthanasiegeilen Verbrechern in die verhängnisvolle Nadel gedrängt werden. Der Pfizerchef hat selber gesagt, wie jetzt auskam, dass man daran arbeite, das Virus etwas schärfer zu machen, um noch mehr Impfstoffe zu verkaufen. Das soll nun jetzt aber, als es aufflog, ein Witz gewesen sein, wie er behauptet. Wer's glaubt. Um 11 Uhr bin ich zurück in Kilueka. Eine riesige Bananentraube, sicher 30-40 kg schwer, mit armdickem Stiel und gigantischen, rundlichen, wie aufgeblasen wirkenden Bananen, wurde in meinem Arbeitszimmer deponiert. Ein Korb von Avocados auch. Einen Teil hat man an die Arbeiter verteilt.

17.30 Uhr. Alle Kurspowerpoints und Dokumente sind fertig, ein Memorystick gefüllt damit. Morgen kann ich mit der Präsentation des Kurses für die Lehrkräfte beginnen. Das wird vier Abende lang dauern. Am Sonntag dem 6. sollten die Korrekturen gemacht sein. Ich sage Augustin, dass man bei Kursen nicht nur die Zeit, die die Teilnehmer hier sind, berechnen soll, sondern auch den Aufwand für die Anfertigung der Schulungsunterlagen, die nämlich den wesentlichen Teil der Arbeit der Ausbildung ausmachen. Ohne sie kann man keine vernünftige Schulung durchführen. Einfach hinstehen und etwas losplaudern, das ist nicht das, was wir von unserer eigenen Professionalität erwarten. Dafür kann mein Kurs eine Vorlage



Ein Holzfäller zeigt mir stolz sein Abendessen. Ich teile seine Freude über seinen Fund grosser Larven von Bockkäfern, die hervorragend schmecken.

sein. Schliesslich wollen wir dass unsere Kursteilnehmer Erfolg haben. Das ist die beste Werbung für uns, wenn ihre Projekte gelingen, weil wir sie gut darauf vorbereitet haben. Das ist das Grundziel jeder Ausbildung.

Jetzt beginnt es rasch zu dunkeln. Es rumpelt in der Ferne. Noch ist es windstill. Meist beginnt es erst kurz vor Ankunft des Regens heftig zu winden und stürmen wegen den Fallwinden. Ein Nachbar besucht uns, strahlend übers ganze Gesicht. Er hat beim Holzfällen drei grosse Larven eines Bockkäfers gefunden. Das ist eine höchst geschätzte Delikatesse. Der Mann weiss, dass ich an solchen Funden interessiert bin.

Ein heftiges Gewitter zieht auf beim Eindunkeln. Es nähert sich von Norden her. Aus einer schwarzen Wolkenwand zucken Blitze zum Boden. Heftige Winde setzen ein. Dann ohrenbetäubendes Prasseln. Jolie erscheint mit dem Essen klatschnass. Ich gebe ihr ein Frottiertuch, um sich zu trocknen. Draussen ist es wie in einer angsterregenden Geschirrspülmaschine.

Nach zwei Stunden kann man sich wieder nach draussen wagen, ohne umgeblasen zu werden. Die allermeisten Bewohner haben sich in ihren fensterlosen Lehmhütten verkrochen. Die Küche ist ausgelöscht. Abendessen gestrichen, der Topf mit der Mahlzeit eine kalte Regensuppe. Man bereitet alles im Freien zu. Ohne Dach. Nor-

malerweise hat es in einer Hütte kaum Platz, dass alle Bewohner nebeneinander auf dem Boden schlafen können. Niemand kocht in der Hütte, das ist viel zu gefährlich, weil das Strohdach in Brand geraten könnte. Ausserdem hat es keinen Kamin, damit der Rauch abziehen kann. Möbel gibt es auch nicht. Alle arbeiten kauern am Boden. Man liegt auf Matten aus den Blattrippen einer bestimmten Palmenart. Manchmal auf Tüchern. Augustin berichtet mir, dass man jeweils morgens auf der Haut der Menschen die Abdrücke der Matten sieht.

Augustin informiert: Der Papst ist in Kinshasa angekommen. Grosses Tamtam in allen grauenhaften und völlig unkritischen Publireportage-Medienkanälen. Zum Glück habe ich hier keinen TV-Empfang! Der Vatikan ist ein international tätiger Grosskonzern in der Branche der Spiritualitätsindustrie. Da muss man seine Schäfchen ab und zu besuchen, um sie nutzbringend abzusegnen. Das Weihwasser kommt heute von ganz oben. Der Herr des Gewitters macht bei der pompösen Messeshow auf dem Flughafengelände Dolo mit. Dolo erinnert an dolor, Schmerz. Ob der Papa auch einen Prepaid PCR Test bezahlen musste beim Abflug mit seinem Privatjet? Die christliche Bande hat bei der Covidiolratie aktiv mitgemacht. Sie haben Schergen vor den Kirchentüren postiert, um Zertifikate der Kirchbesucher zu kontrollieren. Man verhöhnt die Grundsätze

der Nachfolge Christi. Hauptsache die Bank des Vatikans hat an der Börse in Pfizer und Biontech investiert. Lohrend sind Firmen ja meist erst, wenn sie ihre Grundsätze pervertieren. Man lebt dann vom Trägheitsbonus des krepierenden Mythos, den man ausbeutet. Das dauert manchmal Jahrzehnte bis Jahrhunderte, bis die Leiche einer guten Idee ganz zu Staub zerfallen ist. Wenn man das nützliche Kadaver regelmässig einbalsamiert, kann die Mumienleiche der guten Idee noch nachhaltiger geschändet werden. Eine solche Balsamierungsparty wird gerade in Dolo geboten. Millionen schwärmen und schwänzeln um den Götzen im Papamobil.

Der Chef des Hilfswerks, T., schreibt, dass er von seinem Projektleiter keine Anfrage erhalten habe wegen dem Termin am 17. Februar in der Schweizer Botschaft. Projektbüroleiter M. hat also die Anfrage einfach ignoriert und nicht an seinen Chef T. weitergeleitet. T. ist aber gerne dabei bei dem Meeting der Buchübergabe an den Schweizer Botschafter S. Das ist prima. Was mit M., dem dysfunktionellen Projektbüroleiter geschehen soll? Ich schlage vor, Augustin soll ihm mitteilen, dass er etwas erstaunt sei zu hören, dass T. nicht informiert worden sei. Diesen aber habe er nun selber kontaktiert und alle sei in Ordnung. Augustin hat aber eine andere Taktik. Er sagt, dass er M. einfach ignorieren und ihm kein Wort sagen werde.

Dieser werde dann schon merken, dass es auch ohne ihn geht. Er wird sich wundern, weshalb dieses Meeting stattfindet, ohne dass er die Anfrage dazu an seinen Chef weitergeleitet hat. Es zeigt ja nur, dass dieser Typ alles probiert, um unser Weiterkommen, notabene das Weiterkommen des Projektes, für das er selber verantwortlich ist, zu behindern, verzögern, blockieren. Das wird mit jedem Mal offensichtlicher. Das Ziel des Meetings mit Kinshasa-Hilfswerkchef T. und Botschafter S. muss sein, dass man sich einig wird, gemeinsam diese Buchpräsentation unter dem Patronat der Schweizer Botschaft zu machen. Das wird ein Anlass für wenige geladene Gäste sein. Das Ritual dazu, die Buchübergabe durch T. Und S., der Vortrag von Augustin und die Grussworte werden wir dann noch mitteilen. Auch die Auditeure soll Augustin nebenbei informieren über diesen Anlass. Sie werden merken, dass die Art, wie man in gewissen Kreisen des Hilfswerks, vor allem im Umlkreis des Projektbüros von M., versucht, uns kleinzureden und dieser versucht sein eigenes Stümpertum uns in die Schuhe zu schieben, eine blanke Lüge ist.

Augustin, der noch immer in der Batitec übernachtet, weil der neue petrolhaltige Anstrich seines Zimmern noch weiter ausdünsten muss, beginnt sein Morgenritual. Zähne putzen, Waschen, Rasur. Das dauert meist ca. eine Stunde.

Die Sonne beginnt kräftig zu scheinen, die hohen gekrausten und leicht gewellten Wölklein sind weggeschmolzen. Morgen will Augustin nach Kinshasa fahren, um, wie er sagt, einen Kurs vorzubereiten für Apiculteure. Bei dieser Gelegenheit kann er T. besuchen, und ihm ein persönlich gewidmetes Exemplar unseres neuen Buches überreichen. Wir haben besprochen, dass er den Auditeuren das Buch nur zeigt, es ihnen aber nicht überlässt. Dafür aber macht er eine Fotokopie der Geschichte des Projektes. Diese kann er den Auditeuren übergeben, damit sie begreifen, wie das Projekt Mbinzo entstanden ist und wie es trotz Finanzierungsverzögerungen funktioniert hat. Ausserdem sehen sie dann darin auch den Sendbrief der obersten Chefin aller internationalen Projekt des Hilfswerks, Frau H. , die die Donatoren bittet, für den weiteren Verlauf des Projektes zu spenden. Einzig J. hat die fixe Idee, den Weitergang abhängig machen zu wollen vom Audit. Das ist sein plumper Versuch der Schweizer Hilfswerkler das Projekt aus unseren Händen zu nehmen und es ganz in die klereikale Struktur unseres Hilfswerks zu integrieren, damit sie diese externen Heiden endlich los sind, die ihnen in der Sonne stehen. Ich glaube, dass dies die Strategie der Schweizer Hilfswerkgeneräle ist, der Chefin oder des Chefs von J. Deshalb verhält er sich so undankbar, abwürgend, inkompetent, stümperhaft. Nicht mal das Buch-

paket hat er nach London geschickt, obschon ich ihn ausdrücklich darum gebeten habe. Man versucht alles, um unseren Erfolg zu vertuschen. Schon das erste Buch hat man einfach ignoriert. Das war allerdings auch mein persönliches Geschenk. Alles war von mir persönlich finanziert. Das zweite aber ist vom Hilfswerk finanziert. Das ist ihr eigenes Buch. Wie kann es sein, dass man das wahrscheinlich einzige Buch über das einzige Projekt, das in Kongo realisiert wurde, einfach unter den Tisch wischt? Wahrscheinlich weil es einige unangenehme Wahrheiten drin hat. Dass nämlich die Evaluatoren, die man für viel Geld geschickt hat, die Freunde von J, sind, keine Ahnung haben, dass bei uns alles funktioniert und das Problem beim Hilfswerk liegt. Das ist alles im Buch drin. Manchmal etwas kaschiert. Aber wer Augen und Ohren hat, der sieht und hört es. Das Buch widerlegt auch die Aussage, dass man den Fortgang des Projektes vom Audit abhängig machen will. Die oberste Projektchefin widerspricht im Buch selber. Da ist vom Nachfolgeprojekt schon die Rede. Wie will man einen Rückzieher machen? Das Hilfswerk würde komplett das Gesicht und die Glaubwürdigkeit verlieren wenn sie das einzige, noch laufende und das einzige funktionierende Projekt im Kongo aufgeben. Das würden sie bereuen. Wer von den Donatoren wird solchen Hilfswerken je wieder Geld spenden?

Das Missmanagement wird auch die Schweizer Botschaft interessieren. Ihr Büro im Bundeshaus liegt nur 100 Schritte von der Berner Zentrale des Hilfswerks entfernt. Man wird Fragen stellen. Man kennt sich auch schon ein bisschen. Das wird für das Hilfswerk sehr unangenehm. Man spürt schon lange, dass sie irgendwie auf einem Nadelkissen liegen, das sie sich selber eingerichtet haben, und deshalb nicht sonderlich gut schlafen. Den Spruch: "Herr, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", lasse ich nicht gelten. Sie wissen ganz genau was sie tun. Nur tun sie eben das Falsche. Man wird sie an ihren Taten messen, wenn sie nicht in nötiger Kürze umkehren und ihre Position ändern. Das fatale Problem in der Organisation ist dasselbe, wie in jeder verkalkten Kirche. Man schützt die eigenen Unfähigen, die eigenen Kriminellen, eigenen Übeltäter, indem man sie ungestraft an andere Orte versetzt, wo sie weiter ihr Unwesen treiben können: Kindsmisbrauch, Intrigantentum, Korruption, Ausbeutung Schutzbefohlener, Armer, Plünderung Kranker und Erbschleicherei Sterbender. In einer normalen Armee werden Führungskräfte, die sich als untauglich erweisen, degradiert. Das sollte man auch in unserem Hilfswerk und im Klerus praktizieren. Man muss den untauglichen Papst, Bischof, Kardinal, Priester zum Ministranten degradieren. Er soll bis ans Lebensende Kerzen tragen für andere. Das

wirkt. Das geschieht aber nicht. Unfähige werden belohnt mit Versetzungen nach oben. Das erinnert mich an das System des Schweizer Fernsehens, das von Laurence J. Peter so treffend als "Peter-Prinzip" beschrieben wurde. "In einer Hierarchie neigt jeder Beschäftigte dazu, bis zu seiner Stufe der Unfähigkeit aufzusteigen." SRF hat wie eine religiöse Sekte funktioniert. Weil man wegen den Gewerkschaften dysfunktionale Mitarbeiter nicht entlassen konnte, wurden sie einfach mit Lohnerhöhungen wegbefördert. In Bern hat man für solchen SRF Personalmüll ein eigenes Hochhaus gebaut. Das war sozusagen die Entsorgungsstelle für Unfähige. Diejenigen, die nämlich etwas konnten, fanden jederzeit eine neue Stelle auch ausserhalb der geschützten Anstalt. In dem Hochhaus residierten hingegen die hochbezahlten Dementen, Bettlägerigen, Stümper, Unfähigen und Eingebildeten, die noch nicht in Pension geschickt werden konnten. Mit dem System der negativen Selektion, hat der Niedergang des Schweizer Fernsehens schon in den 90-er Jahren begonnen. Peter Schellenberg war einer der ersten dieser Garde von Stümpfern, ein waschechter, gefallener Engel der 68-er, allerdings nur ein Pseudo, einer der sich eingebildet hatte, 68 dabei gewesen zu sein, eigentlich ein kleiner, angepasster Feigling, der die Idee eines kritischen, öffentlichen Fernsehens als vierte unabhängige Kraft der Demokratie, inklusive Schutz investigati-

ver Journalisten, dem dämlichen Kommerz und der politischen Vetterliwirtschaft geopfert hat. Da ist das Peter-Prinzip in Reinkultur. Das ist bei allen vergreisten System so. Sie hängen am Schluss in einer hochtechnisierten Intensivstation am Tropf von Subventionen, sind aber geistig längst abgestorbene Zombies. So kommen mir die Leute denn auch meist vor: Grauhäutig, blutleer, schlampig, halbvermodert mit leeren Augenhöhlen, abgefauten Ohren, verschimmelten Nase, Fliegenmaden in den eitrigen Wunden, die sie sich mit Selbstverstümmelungen selber beigebracht haben, orientierungslos herumstreunend und rufend: "Brain! Brain ! Brain!" Wenn man ihnen aber Brain gibt werden sie es, statt es zu gebrauchen, auffressen und einen Tag später erneut durch die Gegend torkeln: Brain! Brain ! Brain ! Das ist nicht lustig! Es ist doch lustig. Aber auch nicht. Ha. Ha. Ha.

Nun endlich hat Christian mir den zweiten Computer gebracht, der vor drei Jahren für die Agronomen angeschafft wurde. Ein ACER. Aber das Ladegerät fehlt. Man sucht es verzweifelt. Ich befürchte das Schlimmste. Man hat auch diese Maschine ohne Strom mit entladener Batterie einfach irgendwo deponiert in der Hoffnung, dass der Papst dann das Kabel bringt, das er, nach langen Gebeten, vom Herrgott runtergebeamt erhalten hat. Ich versuche einige andere Kabel. Nichts geht. Wie will man ar-

beiten mit einem Computer, wenn man die Batterie nicht laden kann? Ich verstehe, warum man mir den Computer nicht sogleich bringen wollte. Man weiss wahrscheinlich, dass das Kabel nicht mehr da ist. Aber man will es nicht sagen. Man will keine Lösungen suchen, sondern das Problem zum Verschwinden bringen, indem man es verschweigt und hofft, dass die Vergesslichkeit wie eine segensreiche Tsunamiwelle die Erinnerung auslöscht und damit das Problem erledigt.

Ich will ja nicht immer lästern. Aber wir müssen aus Fehlern lernen. Aus dem, was uns dank glücklichem Zufall gelingt, können wir nichts lernen. Meist konstruieren wir aus unserem Glück bloss eine undankbare Illusion von Auserwähltheit und die billige Meinung, wir hätte es verdient, beschenkt zu werden. Aber verdient womit? Und was ist mit den anderen? Wäre Bescheidenheit und Dankbarkeit nicht angemessener gegenüber der Gunst des Schicksals, und dass Geschenke, die wir erhalten, Verantwortung bedeuten, andere daran teilhaben zu lassen, die nicht so begünstigt sind wie wir. Es braucht nicht jeder ein Villa für sich, und ein luxuriöses Ferienhaus, das sowieso immer leer steht. Es braucht nicht jeder einen eigenen Aston Martin in der Garage, eine eigene Harley Davidson, eine eigene Yacht auf dem Zürichsee, die alle ungenutzt verstauben. Aber

wenn ich ausfahren möchte, werden mir meine Freunde erlauben, ihre Geschenke zu benutzen. Ich kann mich dann anderem widmen, als mein Leben zu investieren in Bemühungen, dafür zu sorgen, dass mein Besitz nicht verloren geht und nicht zerfällt.

Hurra! Das Kabel ist gefunden. Ich bin wiederlegt! Mein Pessimismus war unangebracht. Das Ladekabel lag im Maison des Poissons. Das Laptop lädt. Ich räume das Desktop auf. Starte eine Powerpoint. Microsoft reklamiert, dass das Office-Paket abgelaufen ist. Höchste Zeit das Gratispaket Open Office zu laden. Bill Gates hat genug unverantwortlichen, eigennützigem Blödsinn angerichtet mit dem Kauf der WHO. Alles läuft. Das Gerät kann man brauchen.

P. schreibt, dass unser Buch noch immer nicht in London angekommen sei, obschon ich vor über drei Wochen J. inständig und schriftlich gebeten hatte, sofort ein Paket der Bücher nach London zu schicken, weil H. und P. zu dem Buch viel beigetragen habe. Nichts geschah. J. hat es einfach ignoriert. 450 Bücher lagern noch immer ungeöffnet auf dem Europalett in Bern. Man will nicht, dass das Buch unter die Leute kommt. P. schreibt, dass er H. und V., ihre Assistentin, im HQ des Hilfswerks in London gefragt habe, ob Bücher angekommen seien. Er habe selber auch auch an J. geschrieben, aber bisher keine Ant-

wort erhalten. Was für ein Affront! Nicht mal den eigenen Leuten im Hilfswerk tut man den Gefallen, sie an der gelungenen Veröffentlichung dieses umfangreichen, 300-seitigen Werkes mit 900 Illustrationen teilnehmen zu lassen. Das zeigt die Wertschätzung, die man gegenüber nicht nur uns, sondern gegenüber den eigenen Leuten hat, die sich für dieses Buch eingesetzt haben. Erbärmlich. "Was soll ich Paul zurück schreiben?" fragt Augustin. Schreib einfach wir seine sehr traurig. Augustin sagt er werde morgen bei DHL in Kinshasa vorbeigehen und ein Buch auf eigene Kosten, wohl etwa 200 Dollars, nach London schicken. Ich hätte dasselbe getan, wenn ich gewusst hätte, dass J. meinen Wunsch und denjenigen von P., unserem Freund, einfach ignoriert. Aber ich fand, dass es Aufgabe des Hilfswerkes ist, ihr Buch den richtigen Leuten zukommen zu lassen. Und zwar unverzüglich. Nichts dergleichen geschah. Traurig, traurig. So funktioniert diese Stümpertruppe in ihren Hochglanzbüros an einem der teuersten Plätze in Bern, 50 Meter von Bahnhof und vom Bundeshaus entfernt. Vor Weihnachten betteln sie dann mit Bildern hungriger Afrikaner. Pfui Teufel. Mir wird übel.

Fanuelle hat den Salle de formation geputzt und eingerichtet. Es ist ein Bijou geworden. Die Vorstellung des Kurses verschieben wir aber auf nächste Woche, wenn Augus-

tin wieder da ist. Er ist einer der wichtigen Präsentatoren dieses Kurses. Ich bin nicht dabei. Also kann das nur mit ihm klappen. Die anderen haben zu wenig Erfahrung. Theoretisch könnte man mich zwar einfliegen für einen Kurzaufenthalt. Aber das ist zu teuer. Augustin verschickt Bilder vom Saal an sein Netzwerk. Selbst J. schreibt zurück: Magnifique. Das ist unüblich. Vielleicht hat er soeben P.s Message erhalten: "Wo ist das Buch?" P. hat die Idee von Augustin, ihm ein Buch aus Kinshasa zu schicken, abgelehnt. Er wolle in Bern selber vorstellig werden. Das hat er wahrscheinlich bereits getan. Gut so.

D., der Chef de Mission der Schweizer Botschaft in Kinshasa, hat die Einladung an Hilfswerkchef T. zum Meeting mit Botschafter S. postwendend rausgeschickt mit Kopie an Augustin. So geht das. Bis morgen 10 Uhr muss ich die Pläne für alle Schutzvorrichtungen der elektrischen Installationen fertig gestellt haben. Augustin will sie auf der Fahrt nach Kinshasa in Kisantu bei der Schlosserei deponieren. Mein Messband hat man bisher nicht zurückgebracht. Das wird wieder eine Suche geben.

Donnerstag, 2. 2. 2023

Der pastellblaue Himmel ist halb offen. Die Sonne küsst von unten die ersten Bänder in der Ferne und überzieht

sie mit einer Schicht leuchtendem Blattgold. Noch halb ist die Decke zugezogen mit dem kuscheligen Morgengrau über der reichen, grünen Landschaft. Erste Rufe von Menschen sind zu hören, das Multitrack Geträller, Gegurre und Geblöte von Vögeln, und das Röcheln eines von weit weg heran nahenden Lastwagens.

Ich bespreche mit dem Maurer den Bau des neuen Hauses für die Aufbewahrung der Puppen und vermesse alle elektrischen Installationen, um Käfige aus Metall bauen zu lassen, damit für Unbefugte kein Zugang offen bleibt und die Batterien hoffentlich länger halten. Im Büro sehe ich eine Abzweigung aus dem Inverter. Wo geht der Strom hin? Augustin sagt, dass Jolie gebeten habe ihr einen Stromanschluss in ihrem Zimmer zu machen. Ich sage offen heraus, dass ich das nie bewilligt hätte. Es gibt genug offene Zugänge. Wenn die Sitte Einzug hält mit dem Privatgebrauch von Energie hat man keine Kontrolle und plötzlich sind die Batterien wieder futsch, weil man stets die Inverter angeschaltet lässt wegen den privaten Nutzern.

Ich bin geschockt, als ich die Bäckerei besuche. Alle Lampen sind am helllichten Tag angeschaltet, selbst im verschlossenen Büro des Aufsehers, in dem niemand arbeitet. Überall Licht. Der Strom kommt direkt aus einer Batterie, die nicht gespiesen wird von einem Solartableau. Die neu

installierte 24 Volt Anlage ist nicht angehängt, weil die Lampen fehlen um das 12-Volt System in ein 24 Volt System zu verwandeln. Niemand hat das Problem erwähnt. Man hat einfach eine Katastrophe zusammen gebastelt, die innerhalb von einem Tag die Batterien zerstören wird, weil sie nicht geladen werden. Aber statt Strom zu sparen ist überall Licht. Und die Türe vor dem Ofen ist auch nicht montiert. Das Feuer ist voll angetrieben, auch ohne dass überhaupt Brot gebacken wird, werden Tonnen von Holz verheizt. Die Hitze verschwindet direkt durch das Kamin. So gehen hunderte von Dollars und viel Arbeit verloren für Nichts und wieder Nichts. Ich schimpfe ein bisschen extra laut, dass es den Anwesenden etwas einfährt und sie hoffentlich lernen am Tag das Licht zu löschen. Irgendwie schreckt meine laute Stimme auch Nseka auf, den ich rüge für die schlechte Arbeit, auch dass überall, wo nicht ich persönlich festgelegt habe wo die Elektroanlagen hinkommen, man sie einfach irgendwo montiert hat mit zu langen Kabeln sodass man sie nicht in ein Schutzgehege einpacken kann. Wenn man nicht selber jede Sekunde daneben steht, geht das sinnlose, gedankenlose Gebastel einfach weiter. Das kostet Nerven. Auch bei Profis wie Nseka, die sonst gut und schnell arbeiten. Aber er will mit Augustin im bequemen Toyota nach Kinsasa fahren, alles pressiert. Man will abhauen. Nach hau-

se. Nun aber hat er gecheckt, dass er noch einen Sondereinsatz machen muss, plötzlich heisst es, dass die Batterien doch gespiesen werden. Ohne Regulator? Solarzellen direkt an Batterien? Ist das euer Ernst? Und dann wundert man sich, dass sie alle futsch sind. Um Himmels willen! Nun sucht man einen Regulator, aber der eine ist kaputt. Es bleibt nur noch der andere, alte MPPT, der keinen Ausgang für Loads hat. Dann muss man eben den Strom fürs Licht ungesichert direkt von der Batterie nehmen. Auch das ist eine Katastrophe, aber sie ist kleiner, als wenn die Batterien gar nicht, oder ohne Regulator geladen werden. Aber diese Batterien habe ich sowieso beschrieben. Ich werde ein Wort mit Henry, der für die Bäckerei zuständig ist, reden müssen. Wir haben ihn gestern erwischt wie er seine Powerbank mit dem Inverter im neuen Salle de Formation laden wollte. Augustin hat dann seine Powerbank beschlagnahmt. Henry kam darauf bettelnd angeschlichen. Es ist zum Davonlaufen. Die nigelnagelneue Installation in der Bäckerei funktioniert nicht. Aber der Chef der Bäckerei kommt in den Ausbildungssaal, um seine private Powerbank zu laden und erwähnt mit keinem Wort, dass in seiner Bäckerei nichts läuft wie geplant und man tonnenweise Holz für nichts verheizt. Die Türe zur Regulierung der Zufuhrluft in den Ofen habe ich bereits vor zwei Jahren in Kisantu schweissen lassen. Sie ist da, aber bis heute nicht

eingebaut! Als ich in mein Zimmer zurück kehre, sehe ich, dass auf meinem Gestell noch sieben 12-Volt Lampen liegen, die man hätte verwenden können, um die Lichtanlage in der Bäckerei perfekt fertig zu stellen.

Guelord hilft mit bei der Reparatur und bei der Anpassung in der Bäckerei. Hoffen wir, dass das Licht reicht bis Augustin mit den neuen Lampen ankommt. In vier Tagen. Die Frage ist dann: Wer installiert die Dinger, wenn Nseka nicht da ist ? Henry erscheint, weil er Augustin sucht. Ich sage ihm er solle dafür sorgen dass nicht unter dem Tag überall Licht brennt in der Bäckerei und die Ofentüre endlich eingebaut wird. Er soll beizeiten mich mal besuchen, um das zu besprechen.

Am Boden der Batitec hat man hundert Kilo Safus ausgebreitet, ein blauvioletter Teppich dieser harzig duftenden Früchte. Augustin transportiert sie heute nach Kinshasa zusammen mit einem Korb Mangustaans für die Schweizer Botschaft, Bücher für T. und verschiedene meiner Papiere für den Kurs.

Boika kommt mit Jolie, die spätes Frühstück nimmt. Danach bleibt der Hund liegen. Er hört meine Musik von Tedeschi Trucks und schlummert lang ausgebreitet neben dem Esstisch auf dem kühlen Betonboden. Ich stelle eine

Schale Wasser zu ihm mit einem Beutel Thymiantee darin. Er ist seit Tagen krank, hinkt, schleppt sich mehr als dass er geht. Ich habe gesehen wie er draussen Gras frisst. Er hat offenbar Probleme mit dem Magen oder Darm. Augustin sagt, die Nachbarn hätten ihn geschlagen. Vielleicht hätten sie auch versucht ihn zu vergiften. Nach dem Mittagsschlaf um 14 Uhr geht Boika mit Fanuelle mit.

Um 15 Uhr zieht mit mächtigem Gedonner und Blitz und Getöse ein Gewitter auf. Augustin ist sicher schon in Kinshasa angekommen, oder irgendwo verklemmt und verstopft in einer dieser schlimmen Embouteillages. Er hatte den ganzen Toyota vollgeladen mit Safus, die er in Kinshasa verkaufen will.

Bei der Kontrolle der elektrischen Installationen kommt Fanuelle auf mich zu und sagt, dass der Fetischeur aus Lemfu da sei. Er bespricht etwas mit den Nachbarn hier in Kilueka. Ob ich ihn sprechen möchte. Ja, sage ich, klar. Es ist ein unscheinbarer, eher zart gebauter Mann mit einem offenen rundlichen Gesicht mit wachen, freundlichen Augen. Ich schätze ihn um 40. Die dunkle Haut glänzt und das tiefe, warme Dunkelbraun spiegelt ein wenig die Bläue des Himmels wieder. Das macht die afrikanischen Gesichter so edel, glatt und plastisch. Die Augen sind wie Lichter. Mit nichts unterscheidet sich der Fetischeur von anderen

Männern hier im mittleren Alter. Schlank, langbeinig, glatt rasiert mit kurzem Kraushaar. Er trägt ein schlichtes T-shirt, eine weite, braune Hose, Sandalen. Keine Ketten, keine Ringe, nichts. Weil wir mitten im Dorf vor einer Hütte stehen, umgeben von vielen Leuten, kann ich nicht ein Gespräch beginnen. Also grüsse ich ihn mit Handschlag und drücke ihm meinen Dank und meine Bewunderung für seine Arbeit aus. Fanuelle steht in respektvoller Distanz daneben. Ich sage, ich hätte schon einiges von ihm gehört wegen dem Fetisch, den er im Garten in Lemfu eingerichtet habe. Sein Gesicht hellt sich auf. Ich schätze sehr, dass ihm das gelinge, ergänze ich. Er sagt nur, dass er in Lemfu wohne. Er freut sich still. Bleibt ernst. Nicht distanziert, aber typisch respektvoll, mit dem Anstand kultivierten Leute hier. Es gibt keine oberflächlichen Bandleien. Man sagt sich gegenseitig sie. Sogar in der Familie. Man hört nur vous, praktisch nie, tu. Wenn Augustin seine Söhne ruft, ruft er Monsieur Guelord, und Monsieur Audry, nicht einfach den Vornamen. Auch mich spricht man immer an mit Monsieur Daniel.

Freitag, 3. Februar 2023

Ein wolkenloser Morgen. Eine Gruppe von Raben fliegt hoch am pastellblauen Himmel, der im Osten zu einem

Rosa verläuft und dann am Horizont zu einem leuchtenden Hellorange. Da wird jetzt dann gleich die Sonne aufgehen. Es ist genau 6 Uhr.

Jolie bringt früh das Abendessen, wir essen noch bei Tageslicht, was sonst nie vorkommt. Sie geht wahrscheinlich nach Lemfu am Abend.

Um 20 Uhr schliesse ich die Türe. Dabei sehe ich dass eine Geburt stattgefunden hat. Aus den Cornetartigen Zellen meiner kleinen Wildwespe ist eine zweite geschlüpft. Es sieht so aus als hätte sie einen Teil ihrer Kinderstubezelle aufgegessen, in der sie als Larve aufgewachsen ist. Es hat seit gestern eine weitere Zelle die verdeckelt ist mit dem Vanilleglacedeckel. Und daneben hat es drei, vier weitere kleine Zellen. Sie werden offenbar während dem Wachsen der Larve vergrößert. Im Unterschied zu Bienen die zuerst die Zellen komplett vorbereiten, damit die Königin ein Ei darin deponieren kann.

Morgen werde ich ein neues Foto machen. Heute habe ich beim suchen von Futter für meine Raupen auf einem Blatt von *Acaica mangium* das Eigelege einer *Lobobunaea* gefunden. Das Weibchen hat sieben typisch längsgestreifte Eier zu einem Grüppchen abgelegt an der Unterseite eines jungen Blattes. Zwei kleine Knaben haben mir in den letzten Tagen etwas 6 Kabas und eine Gruppe anderer oranger, schwarzstacheliger Raupen gebracht. Es riecht deshalb

bei mir nach einem Raupenstall. Augustin hat behauptet, dass er am Geruch der Raupen sagen könne, ob sie essbar seien. Das glaube ich ihm.

Samstag, 4. Februar 2023

Offener Himmel. Langezogene, flache Wolkeschleier. Sonnenaufgang 6 Uhr. Es ist die kleine Trockenzeit angebrochen, die einen Monat dauert. Auf Pflanzen und Tiere hat sie insofern einen Einfluss, dass es mehr Licht hat. Wasser hat es genug von der vorangegangenen Regenzeit. Eine ausgeklügelte Teichwirtschaft könnte stets genug Wasser für die Landwirtschaft liefern. Aber soweit ist die kulturelle Entwicklung hier noch nicht. Eventuell muss sich in Afrika auch eine andere Form der intensiven Landwirtschaft entwickeln als im Westen. Die Bedürfnisse der Menschen und ihre Gewohnheiten sind anders. Das Hauptproblem der Entwicklung ist wahrscheinlich, dass alles Geld das erwirtschaftet wird mit Produkten der Sammlung und Landwirtschaft sogleich abfließt nach aussen und es in den lokalen Ökonomien keinen Pool gibt, mit dem die Leute in den Ausbau der Infrastruktur investieren könnten.

Halb im Traum habe ich heute erneut nachgedacht über ein Mikrofinanzsystem, wie es in Indien entstanden ist. In

diesem Bereich habe ich aber keine Erfahrungen. Am besten wäre, man würde einen Teil des Lohnes für die Mitarbeiter von Songa Nzila in einer lokalen Währung auszahlen, die nur in der Region zur Zahlung verwendet werden kann. Die Währung würde am Goldpreis fixiert und das Zurückwechseln in FCC oder Dollars mit einer Gebühr von 10% belegt. Damit könnte ein Pool für Kredite und Investitionen geschaffen werden. Der Wechselkurs müsste am aktuellen Goldpreis fixiert sein, der monatlich erhoben wird. Herausgeber des Geldes ist eine Genossenschaft. Händler und Privatpersonen können Mitglieder der Genossenschaft werden und haben dadurch Zugang zu den Dienstleistungen.

Ich spreche lange mit Audry. Er liest Sokrates, kennt Voltaire, hat auch Philosophie studiert. Interessiert sich für meine religionskritische Haltung. Es entsteht ein interessantes Gespräch. Fazit. Wir müssen eine kleine Bibliothek aufbauen. Audry ist der richtige Mann, um dafür Sorge zu halten. Um 9 Uhr besuchen wir mit Fanuelle die Fische. Die Pumpen laufen alle, aber ich befürchte dass die Batterien entladen sind. Also stoppe ich alles und will in zwei Stunden nachschauen, ob die Batterien geladen werden. Wir sprechen über die Düngung des Wassers. Guano hat man keinen mehr. Kalk hat man aber noch. Ich spreche wieder vom Urin als Dünger. Ich merke, dass bei Audry und Fa-

nuelle die Widerstände nicht so gross sind, aber auch, dass die Idee ungewohnt ist. Fanuelle erzählt dass man in Kinshasa einen grossen Garten gemacht habe, deren Gemüse man mit Exkrementen der Menschen düngt. Niemand will diese Gemüse jetzt kaufen. Ja, das wird eben eine Zeit dauern, bis die Menschen die Zyklen der Natur verstanden haben. Ausserdem muss auch nicht jeder diese Gemüse essen, wenn er lieber chemisch gedüngte kaufen will im City Market. Das Problem ist ja nicht das, was man macht, um Dinge herzustellen, sondern das Problem entsteht erst wenn man weiss wie sie hergestellt werden. Dann will man sie plötzlich nicht mehr. Es ist einem egal etwas nicht zu wissen, aber es ist nicht egal etwas zu wissen, was man nicht wissen will. Die Arbeiter von Songa Nzila seien sicher dabei mit Urindüngung des Teichwassers. Aber Augustin muss das entscheiden. Ich will nicht Dinge machen, ohne dass er davon weiss. Er muss das letzte Wort in dieser Sache haben. Ich werde versuchen ihn zu überzeugen, besser einen erneuten Versuch machen.

Heute ist es heiss, Sicher 30 Grad, auch im Haus.

Als ich die Batterien im Haus der Fische kontrolliere, sehe ich dass ein Sack mit Guano der Fledermäuse bei den Rundbecken am Boden liegt. Dann hat man also doch noch Dünger für das Fischbecken. Oder Fanuelle war etwas alarmiert, dass man nun ins Auge fasst, mit Urin zu dün-

gen. Ich habe beim Nachdenken darüber festgestellt, dass bei ihr nicht das Problem ist, dass sie nicht versteht, wie Urin verwendet werden kann. Es ist nicht das wissenschaftliche Verständnis das fehlt. Es ist etwas anderes, was sie an der Idee stört. Das Gefühl nämlich, etwas in das Wasser zu geben, was viele andere Konnotationen hat. Urin ist auch bei Menschen ein Markierungsmittel des Reviers. Nicht so ausgeprägt wie bei Hunden und Füchsen und anderen Reviertieren, aber auch beim Menschen kann man das beobachten. Die Legenden darüber, dass Diktator Mobutu ins Trinkwasser von Kinshasa gepinkelt habe, um die Bewohner gefügig zu machen, und sie für sich tanzen zu lassen wie Puppen, geht in diese Richtung. Er hat mit seinem Urin eine Millionenstadt als seinen Besitz markiert. Deshalb ist Urin in der Zauberei ein schwer belastete Flüssigkeit. Von daher gibt es auch Angst, Urin ins Wasser zu geben, aus dem man später Fische entnehmen will. Sind dann die Fische belastet mit dem Zauber? Die Welt der Leute hier ist viel lebendiger als mir bewusst ist. Man muss das Wasser und die Fische fragen, ob sie einverstanden sind mit dieser Idee. Und natürlich Augustin.

Jolie kommt um 18. 30 Uhr völlig aufgelöst mit dem Abendessen. Sie beginnt gleich erregt zu reden. Man hät-

te einen Dieb entdeckt der Geld aus der Kasse der Bäckerei klaut. Es sei einer der Boulangers. Immer wieder habe in den letzten Tagen Geld gefehlt. Jetzt sei es aufgefliegen. Ein Boulanger habe nämlich wegen dem Todesfall seines Grandfreres einen Fetischeur aufgesucht, weil er wissen wollte, weshalb sein Grandfrere gestorben ist.

Dazu muss man wissen, dass in der Kultur der Bantus beim Tod eines jungen Menschen zentral wichtig ist zu wissen, ob er eines natürlichen Todes gestorben ist, oder durch äussere Einwirkungen ums Leben gekommen ist. Denn wenn jemand durch Mörderhand, oder Fluch gestorben ist, kann die verstorbene Person solange nicht zu den Ahnen eingehen, bis der Täter gefunden und die Tat gerächt ist. Man denkt sich dabei, dass das Tor ins Reich der Ahnen nur dann offen ist, wenn jemand zu seiner Zeit stirbt. Wenn aber jemand ausserhalb seiner Zeit stirbt, irrt der Tote orientierungslos in einem Zwischenreich umher und findet die Türe ins Reich der Ahnen verschlossen. Er wird erst erlöst durch die Rache seines Todes. Und diese Rache ist Auftrag für die Verwandten des Verstorbenen.

Deshalb also ging der Boulanger zum Hellseher, um zu erfahren, wie es mit dem Tod seines Grandfreres war. Der Voyant sagte ihm, berichtet Jolie, dass sein Grandfrere eines natürlichen Todes gestorben sei. Aber, ohne

dass er danach gefragt wurde, sprach der Hellseher zu ihm, dass es in Kilueka eine Bäckerei gebe und da jemand Geld aus der Kasse klaue. Sein name sei Nvidia. Der Boulanhger habe dies sofort Jolie berichtet, denn tatsächlich gibt es in Kilueka einen Boulaner der Nvidia heisst. Wie kann das der Hellseher wissen? Jolie erzählt, dass sie heute diesen Nvidia beobachtet habe, wie er durch das Dorf schlich. Sie sei ihm heimlich gefolgt. Schliesslich sei Nvidia ins Haus der Agronomen eingedrungen und habe den Schlüssel von Henrys Zimmer geklaut.

Jolie telefoniert laut und erregt mit Henry, dann mit Augustin in Kinshasa. Mir wird aus dem Redeschwall von Jolie nicht klar, was nun genau mit dem Dieb passiert ist, ob er geständig ist, geflüchtet, oder was. Aber der Puls ist hoch. Jolie höchst alarmiert. Man weiss noch nicht genau, wieviel Geld der Dieb geklaut hat. Aber Henry weiss wohl, was in der Kasse fehlt.

Draussen in der Dunkelheit zucken ein paar Blitze. Augustin sagt man müsse den Dieb festnehmen. Er wohnt in Lemfu. Der Polizist ist schon ausgerückt. Mehr erfahre ich dann wohl morgen wenn Augustin zurück ist. Um 19.30 beginnt es zu regnen. Jolie kommt nach dem Abendessen gerade noch rechtzeitig raus bei den ersten Tropfen. Ich bin für heute Nacht auf der sicheren Seite. Kinder haben mir

ein Dutzend Safus vorbeigebracht. Ich habe 1000 FCC bezahlt. Mir kann bis morgen nichts geschehen.

Sonntag, 5. 2. 2023

Der Regen hört in den frühen Morgenstunden auf. Am Morgen ist es bedeckt. Sonntagsgespräch mit Audrey. Es geht um Religion. Er will wissen, ob ich in die Kirche gehe. Ich sage Nein, für mich habe Religion mit Spiritualität nichts zu tun. Audrey verfolgt offenbar den Besuch des Papstes. Dieser hat seine Messe auf dem Gelände des Dolo-Airport für Inlandflüge abgehalten, der grad neben dem grössten und berüchtigtsten Gefängnis im Zentrum liegt. Audrey regt sich auf, dass bei der Zeremonie, an der auch Staatpräsident Felix Tshisekedi vom Kabilaclan mitmacht hat, sich der Papst erhoben hat und aufgestanden ist, um den Präsidenten zu grüssen. Er hat dieses Protokoll zu Recht als Kniefall und Unterwerfungsgeste interpretiert. Das war, sage ich ihm, im Protokoll so abgemacht. Das war keine spontane Idee des Papstes. Die Regierung hat diese Bedingungen an die Bewilligung des Papstbesuches geknüpft. Unter anderem eben, dass der Papst vor dem Präsidenten aufsteht. Der Präsident ist Gott. Peinlich natürlich, aber es zeigt die Anmassung der Regierenden.

Audrey spricht von Ethiopiens Präsident, der sich an einer Konferenz nicht mit anderen afrikanischen Präsi-

ten in einen Bus setzen wollte, sondern mit seinem eigenen Privatwagen dem Tross zur Afrikakonferenz folgte. Auch dies eine Anmassung und Überheblichkeit. Und schliesslich fragt er, weshalb die Queen bei ihrem Begräbnis ein Leopardenfell getragen habe. Weil sie als Queen eben auch Staatsoberhaupt aller Staaten des Commonwealth ist, auch von Papua Neuginea, Australien und anderen. Und weshalb sie so viele Diamanten in der Krone habe, usw. Auch Fanuelle fragt ob ich mitkäme in die Kirche. Ich sage dass ich kein Kirchgänger sei. Für mich bestehe das Christentum in der Nachfolge Christi. Jesus habe nie von einer Kirche geredet. Er sei ein Jude gewesen, der hebräisch und aramäisch sprach. Er sei ein normaler Mensch gewesen. Sogar sein Gott hat ihn am Kreuz verlassen. Das will Audry, der die Bibel offenbar gut kennt, so nicht gelten lassen. Aber ich zitiere: " Elohi, Elohi lama sabachtani."

Auch bei meinem Hinweis auf die Bergpredigt als Wegbeschreibung des Christen, weiss Audry sofort die Matthäusstelle. Und Fanuelle schaut sie gleich nach in einer Bibelapp in ihrem Handy. Ich finde toll, dass sie sich so offen damit auseinandersetzen.

Ich sage auch, dass ich niemandem dreinreden will, wie er sein Leben zu führen habe. Das dürfe jeder selber entscheiden. Das habe Gott doch gewollt, indem er sich aus der Welt zurück gezogen habe, dass der Mensch selber sei-

nen Weg zum Guten und zur Wahrheit suchen darf, in Freiheit und Liebe. Jesus hat auch keinen Kardinal, Bischof oder Papst gehabt, der ihm aufträgt, was er zu sagen und wie er zu denken hat. Er hat mit Vollmacht gesprochen. So sollen es die Menschen auch. Sie sollen keine Angst oder Furcht haben. Das ist ein christliches Versprechen, weil er, Jesus, immer mit denen ist, die auf seinem Weg gehen.

Nach dem Mittagsschlaf mache ich eine fotografische Serienaufnahme des Peugeotwracks in der Mitte des Geländes von Songa Nzila. Drei kleine Jungs beobachten mich dabei. Auch Christian sieht es von weitem, kommt heran. Ich sage ihm dass es eine 3-D-Ansicht geben soll. Er wundert sich nur, und bittet mich seine Powerbank zu laden. Was ich natürlich mache. Die 300 Bilder des Peugeots sind im RAW Format aufgenommen für eine Software, die ich schon getestet habe mit meinen komplexen Stuhlobjekten aus Bäumen. Der Peugeot ist ein Dokument der ersten Reise von Augustin nach Kilueka, 2008. Vielleicht dient es später mal der Heiligenverehrung. Und wir machen daraus ein Souvenir der Pilgerstätte Kilueka. ;-))

Augustin kommt am Abend an, mit vielen Neuigkeiten. Er hat den neuen Chef unseres Hilfswerkes in Kins-

hasa, Herr T. in privatem Rahmen getroffen, ihm die Bücher übergeben und sie haben zusammen in seinem Haus in einer lockeren und konstruktiven Atmosphäre gesprochen. T. ist ein alter Freund von P. Dass er den Posten des Chefs in Kinshasa übernommen hat ist für uns ein gutes Zeichen. T. ist hochofren über die Bücher und ist sofort bereit an dem Meeting mit dem Botschafter S. dabei zu sein. Er hat von seinem Projektbürochef M., nichts mitgeteilt erhalten. Obschon wir ihn schon vor drei Wochen um einen Termin bei T. gebeten hatten und dieser versichert hatte T. anzufagen. Er blockt. Aber nun klappt es direkt. Auch die Konferenz zur Buchpremiere in der Botschaft ist vorbesprochen. Das wird klappen. P. schreibt an Augustin. Er hätte persönlich bei J. In Bern nachgefragt wo denn die Bücher seien. J. hätte ihm mitgeteilt, dass er einen günstigen Transport gesucht, aber nichts gefunden hätte. Eine glatte Lüge. Bei DHL, 50 Meter von seinem Büro entfernt, kann man das sofort machen. Auch J. blockt weiter. Das ist sehr seltsam. Man erhält ein wunderbares Buch über das Hilfswerkprojekt Mbinzo, mit dem Logo des Hilfswerks drauf und mit einem Brief der obersten Projektchefin in London. Und man denkt nicht mal daran, das Buch an ein paar Journalisten zu schicken und es einzusetzen als Werbung für ein einzigartiges Projekt das erfolgreich läuft. Was ist denn da los? Selbst den eigenen Freunden und Mitstrei-

tern im Hilfswerk, den Leuten in London zum Beispiel, in der Zentrale, schickt man nichts. Es scheint als wolle man dieses Buch verstecken. Aber das wird nicht gelingen. Wenn es wahr ist, dass die Stadt Zürich das Projekt finanziert, wird man sich da irgendwann fragen, weshalb man dem Sponsor das Buch über sein Projekt, das er finanziert vorenthält. Hat man uns eventuell nicht alles erzählt? Hat man eventuell erzählt, es sei ein Projekt das das Hilfswerk selber macht und das Partenariat mit Songa Nzila verschwiegen? Ich glaube nach wie vor, dass es sich so verhält. In London hat man das Partenariat mit Songa Nzila längst akzeptiert. Es ist unser gemeinsames Projekt. Aber in Bern und Kinshasa laufen in gewissen Büros und Hinterzimmern immer noch Bemühungen, das Projekt uns aus den Händen zu nehmen und es ganz in Hilfswerk einzuverleiben und unter ihre alleinige Aegide zu stellen. Wie dem auch sei. Für uns läuft alles rund. Der Stein rollt.

Die Sache mit dem Diebstahl von Geld der Boulangerie zieht weitere Kreise. Augustin hat den Procureur in Kisantu aufgesucht und dieser wird einen Haftbefehl ausstellen. Der Bruder des Diebes hat in Lemfu alle Sachen des Diebes zu sich ins Haus genommen, damit man nichts in Beschlag nehmen kann bei der Verhaftung. Jolie berichtet später, dass die ganze Familie des Diebes über Nacht verschwunden sei. Untergetaucht. Irgendwo. Sie

wissen also alle davon, respektive haben vom Diebstahl profitiert. Wieviel Geld weg gekommen ist, weiss Henry bis jetzt nicht, was ich seltsam finde. Augustin regt sich auf, dass die Agronomen so dumm seien, nicht mal ihr Haus abzuschliessen, wenn sie weg gehen. Wahrscheinlich weil sie noch darüber streiten, wer das Vorhängeschloss bezahlen soll für die gemeinsame Türe. Das sei unverantwortlich. Schliesslich sei es auch nicht das erste Mal dass etwas geklaut werde. Audry hatte mir berichtet, dass der Dieb auch schon erwischt wurde, wie er um die Häuser schlich. Er besitze an beiden Armgelenken tiefe Narben, die vermutlich vom Tragen von Handschellen stammen. Ob das ein bekannter Krimineller sei. Die Spekulationen beginnen. Die Polizei wird ihn suchen und niemanden finden. Das Problem das hier zu lösen sein wird ist der leichtsinnige und unverantwortliche Umgang mit dem Geld der Bäckerei. Nachher klage man dann, dass die Bäckerei nicht rentabel sei.

Augustin hat bei der Ankunft in Kinshasa die Botschaft beschenkt mit einem Korb Mangustans und Safus. Es war ein herzliches Zusammensein, sagt er. Man fühlt sich da wirklich unter Freunden. Vielleicht wäre es ein guter Schachzug, zur Buchpremiere in der Botschaft auch den Berner Chef oder die Berner Chefin von J. einzuladen, die sich bisher hinter ihm versteckt halten. Auf eine Einladung der Bot-

schaft müssten sie zumindest reagieren und merken, dass man das Buch nicht länger unter den Tisch wischen kann. Es ist absonderlich und respektlos, dass man ein solches Buch erhält, und niemand auch nur ein Wort des Dankes oder der Anerkennung ausspricht. Niemand. Kein Wort.

Montag 6. 2. 2023

Ein klebriger, grauer Morgen. Der Tag kommt nicht vorwärts und hat sich irgendwo im Gewölk verklemmt. Die Sonne hat eine Panne, Problem mit dem Anlasser, oder Batterie, steckt fest.

Heute soll die Einführung ins Ausbildungsprogramm stattfinden. Am Morgen werden Augustin und ich die Umgebung des Baignoires besuchen, um das Projekt mit einer Pumpe funktionstüchtig zu machen, solange das Problem mit der Überschwemmungszone des Stausees nicht gelöst ist. Frau Ch. in Deutschland drängt auf den Abschluss, weil sie sonst bei der Stioftung keine neuen Projekte eingeben könne. Sie klagt ausserdem, dass alle früheren Sponsoren abgesprungen seien. Diese waren verbunden mit Vorstandsmitgliedern, die es heute nicht mehr gibt oder zurück getreten sind. Aber Geld, um Leute nach Kिलueka zu schicken, hat man offenbar noch. Wenigstens hat man jetzt zugesagt ein paar Bücher zu kaufen, in denen die Projekte von Aquareactive ja auch auch beschrieben

sind. Den Versand werde ich machen sobald ich wieder in der Schweiz bin. Es ist Zeit, etwas Marketing zu machen für das Buch. Vor allem jetzt, wo es gewisse Kräfte gibt in Bern, die es lieber sähen, wenn es unter dem Teppich bliebe.

Betrachtungen über Keramikplättchen – Teil 2

Als ich eben auf der Toilette sass und die Keramikplättchen einer Nachbetrachtung unterzog, kam mir als Name für den Farbton der aufgedruckten Holzmaserung das Wort "Sommerwolkenmorgengrau" in den Sinn. Irgendwie bin ich aber nicht zufrieden. Ist eventuell "Sommermorgengrauwolken" besser? Der Unterschied ist spitzfindig. Im ersten Fall ist es ein Morgengrau und im zweiten Fall ein Wolkenmorgengrau. Lesen sie sich das laut vor: 'Sommerwolkenmorgengrau'. 'Sommermorgengrauwolkenmorgengrau'. Hören sie den Farbunterschied? Mir gefällt Morgengrau, aber da sind es nicht die Wolken die grau sind, sondern eben der Morgen. Es ist ein Morgengrau mit Sommerwolken. Im zweiten Fall des Sommermorgengrauwolkenmorgengraus sind es die Wolken, die grau sind, an einem Sommermorgen. Für den Farbton macht es einen wichtigen Unterschied. Ich sehe beim Wolkenmorgengrau im Sommer am Morgen die Sonne aufgehen über einer Landschaft, die dann im Morgenlicht stehend, ihre Farben von unten an die Wolken reflektiert. Das ist das, was ich in diesem Grau sehe, während das Morgengrau noch ohne

Sonne auskommen muss. Von daher bin ich jetzt eindeutig für den Farbton "Sommermorgengrauwolke". Es ist ein aufgewecktes, lebendiges Grau. Nicht schmutzig und nicht kalt-sauber, sondern warm. Ein buntes Sonnengrau. Spülen nicht vergessen.

Eine Beobachtung von heute: Man versucht bei Problemen mit der Tierzucht hier die Schuld immer auf die Tiere zu schieben. Die Vitalität ist nicht gut genug, wenn Samia zu wenig Eier ablegt. Der Fisch ist der falsche, wenn er nicht recht wachsen will. Dabei liegt das Problem immer bei der mangelhaften Zucht und der fehlenden und falschen Ernährung. Dies immer wieder betonen zu müssen, ist ermüdend. Das Wachstum der Fische in einem Bassin mit 200 Kubikmeter Wasser ist ohne Fütterung klar limitiert. Die Masse an Fischen, d.h. das Gewicht aller Fische zusammengerechnet, die sich in einem abgeschlossenen Gewässer entwickeln können, ist immer gleich hoch, egal wie gross die Fische darin sind. Egal also, ob es ein Riesenfisch ist oder es tausend kleine Flössler sind.

Die Menge an Nahrung die in einer bestimmten Kubatur Wasser erzeugt wird, mit Hilfe vom Sonnenlicht und Mineralstoffen im Wasser, ist immer dieselbe. Deshalb ist auch die Gesamtmenge der Fische in einem begrenzten Habitat selber begrenzt auf einen festen Wert. Es kann

nicht sein dass da einmal viele riesige Fische drin sind und ein andermal nur wenige kleine. Das ist Wissenschaft.

Bei der Zucht der Samias ist die Mortalität wegen den trockenen Blättern nicht das Problem der Insektenart, sondern das Problem, dass man die Blätter nicht lange genug frisch hält. Ich zeige rasch, wie man das ändern kann, indem man zum Beispiel die Blätter nicht von den dicken Stielen der Maniokpflanze abzapft, um sie zur Fütterung zu verwenden, sondern dass man sie mitsamt den Stielen füttert. Denn die Stiele enthalten viel Wasser, das die Blätter länger frisch hält. Um ein Blatt lange frisch zu halten, muss man ein möglichst grosses Stück Stiel daran lassen, damit das Blatt Flüssigkeit aus der Reserve des Stieles beziehen kann.

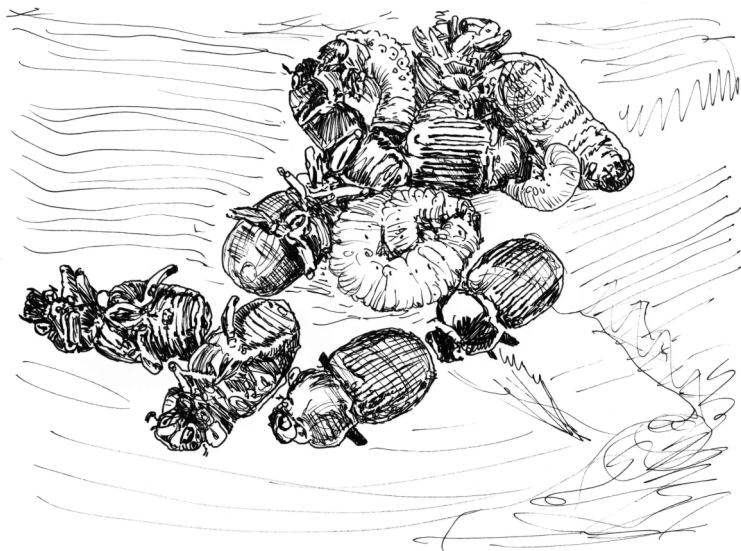
Das leuchtet Fanuelle ein. Mal schauen, ob man das auch vernünftig umsetzen kann. Der Stress ist jetzt natürlich relativ gross, weil bei Beginn der Phase 2 grosse Mengen an Eiern vorhanden sein müssen, die man nun erst produzieren muss. Die Produktion und Grösse der Populationen muss massiv hochgefahren werden, um genügend Eier für die Zuchten der Genossenschaftler herzustellen. Die grösste Herausforderung dabei sind die ersten drei Tage nach dem Schlupf der Raupen. Da sterben die Tiere sofort, wenn die Trockenheit des Futters zu gross ist.

Das Baignoire wird besichtigt. Da muss ein Provisorium her, weil einer der Landbesitzer nicht mitmachen will und man den Damm nicht schliessen kann. Wir müssen eine Pumpe installieren die das Wasser in den Filter pumpt. Das benötigt wieder Solarzellen Batterien, Inverter und einen gemauerten Kasten, den man abschliessen kann. Daneben steht ein 2 Meter hoher betonierter Damm, den man nicht gebrauchen kann. Das geht auf die Kappe von Augustin. Man hat gewusst, dass das Tal überschwemmt werden wird. Man hätte vorher mit dem Landbesitzer reden können. Hätte, sollte, müsste, könnte ...

Bei den Fischen ist es so, dass beide Pumpen zerbastelt wurden und kaputt sind. Wahrscheinlich hat man sie leer, das heisst, ohne Wasser laufen lassen. Die Lager sind durchgebrannt. Man hat etwas geklebt und gebastelt. Auch die Luftpumpe läuft nicht. Grund unbekannt. Ist ein gecko drin? Aber wenigstens hat man jetzt mal das Wasser gedüngt und gekalkt.

Beim Durchsehen der Fotos von Fanuelle sehe ich Bilder die mich gleich wach machen. Beim Fällen der Palmen zur Gewinnung des Vin de palme hat man grosse Coleopteren gefunden. Eine Art davon ist eine Oryctes. Die andere Art kenne ich nicht. Sie hat längsgekerbte Elytren und eine Kopfplatte wie ein Mistkäfer. Die Tiere sind

fotografiert ohne Beine. Man hat sie vorbereitet zum Essen. Das war der Mann, der den Vin de palme macht, der sie für sich geerntet hat. Das wusste ich bisher nicht, das ist spannend. Niemand hat es mir erzählt, obschon sie wissen, dass ich mich für Colepteren interessiere. Ich bin etwas enttäuscht, dass man solche Schätze vor mir verbirgt als sei ich ein Pirat.



Eine proteinreiche Beute liegt auf einem Palmblatt. Das gibt im Haus der Familie des Palmweinmachers ein freudiges Abendessen. Die Art der Käfer, denen die Beine entfernt wurden, damit sie nicht davonlaufen, ist mir unbekannt. Vielleicht kann mir jemand aus der Insektenmetzgereiabteilung von Coop und Migros, Spar und Lidl weiterhelfen.



Eine Palme liegt am Boden wie ein abgestürzter Vogel. Eine andere ist schon entblättert und wird gleich gefällt. Palmweingewinnung ist kein nachhaltiges Geschäft. Aber der Suff danach kann es gutreden. Palmen wachsen hier schneller als man saufen kann. So sieht es aber nüchtern leider nicht aus.

Fanuelle hat den ganzen Prozess der Ernte der Palmen sauber dokumentiert. Auch das Palmherz isst man hier. Das innerste Blatt der Palme heisst Nsoko. Es ist ein beliebtes Gemüse hier. Die Blätter sind oben geknickt und sehen aus wie der Kopf eines weissen Huhnes. Ich bitte Fanuelle in Zukunft ein Exemplar der Käfer für mich aufzubewahren um Präparate zu machen und um heraus zu finden, um welche Arten es sich handelt. Sie sagt, dass man die erwachsenen Käfer, es sind sicher Weibchen in den obersten Blatt- rispen in Stammnähe gefunden habe, wo sie sich wahrscheinlich eingegraben haben ins weiche, junge Fleisch des Baumes, um da Eier zu legen. Mich wundert ob man in den herumliegenden Stämmen wohl noch einzelne Larven finden kann? Ich werde schauen ob es eine gute Idee ist Augustin zu fragen, ob man mir zuliebe ein zwei Stämme aufschlägt, oder den Palmweinzapfer fragt, ob er für mich Käfer sammeln kann. Er ist ja immer unterwegs mit solchen Käfern, weil beide dieselben Vorlieben haben.

Am Nachmittag entwickelt sich eine verwirrlche Stimmung. Ich will den "Salle de Formation" vorbereiten, aber nichts entwickelt sich fliessend. Überall scheint es zu stocken. Der Comnpuer von Christian ist nicht da. Christian selber irgendwo, unerreichbar. Alle laden ihre Handys und lassen dazu den Inverter laufen. Man lässt das Licht bren-

nen am Tag, die Uhr, die ich in der oberen rechten Ecke des Zimmers aufhängen will, wird einfach in die Mitte gehängt. Henry, sagt man, sei nicht da. Am Schluss ist Christians Computer, den ich noch vor vier Tagen getestet habe da, aber die Powerpoint öffnet darauf nicht. Ich muss meinen NUC holen, damit es läuft. Christian kommt 5 Minuten später. Ich frage, warum er so spät kommt. Er sieht schlecht aus. Nach zehn Minuten klopfen zwei Männer an die Tür und Augustin geht raus. Da breche ich ab und sage, dass es für mich so nicht funktioniert. Man kann mich wieder holen, wenn man bereit sei zuzuhören, weil ich die Arbeit ja nicht für mich gemacht habe, sondern für euch. Ich nehme meinen NUC und gehe in mein Zimmer.

Später kommt Augustin. Wir essen allein. Zuerst ziemlich schweigsam. Jolie ist wieder nach Lemfu gefahren. Alles dreht sich nur noch um den Diebstahl von Geld durch diesen Boulanger mit dem Namen Nvidia. Der Bursche soll in Lemfu rumgeprotzt haben und man habe sich überall gewundert, woher er soviel Geld habe. Wie sich jetzt herausstellt hat er das Geld aus dem Zimmer von Henry gestohlen, zu dem er Zutritt hatte, weil die Bewohner ihr Haus nie abschliessen, wenn sie weg sind, und der Dieb die beiden Schlüssel zu dem Zimmer geklaut hatte. Immer wenn es ruhig war, konnte er da in Ruhe ein bisschen Geld zusammensuchen und abhauen. In Lemfu ist er auf-

gefallen. Er habe sich einen Riesenfernseher gekauft, eine Kühltruhe, Solarzellen, Batterien und bei Gelegenheit mit Freunden in einer Bar in Lemfu rumgesoffen, immer Bündel von Banknoten bei sich gehabt und kistenweise Bier offeriert. Jetzt sind seine Mutter und sein Bruder abgehauen und untergetaucht. Man erzählt, dass einer der Brüder von Nvida ums Leben gekommen sei, weil er eine Sache geklaut habe die von einem Fetisch geschützt gewesen war.

Unterdessen hat der Procureur von Kisantu den Haftbefehl und die Beschlagnahmung der Güter des Beschuldigten an den Polizeichef von Lemfu übermittelt. Was sonst noch alles abgeht, entzieht sich meiner Kenntnis. Christian, der mit Henry und Fanuelle im selben Haus lebt, sieht sehr schlecht aus. Er sagt er habe Diarrhö. Ich lasse ihn rufen um ihm ein Immodium zu geben. Er sagt er hätte seit zwei Tagen nicht geschlafen. Es geht offenbar um insgesamt fast 3000 Dollars, die geklaut wurden und Henry hat nie offen darüber geredet. Der Himmel verfinstert sich. Zur Frage, wie die ganze Sache aufgeflogen ist, frage ich nochmals Augustin. Er erzählt es so: Mavuela, ein Mitarbeiter von Songanzila, habe seinen Grandfrère verloren. Er sei aber auf ungewöhnliche Weise gestorben. Deshalb habe seine Familie den Verdacht geschöpft, dass er nicht eines natürlichen Todes gestorben sein könne, sondern noch andere Mächte im Spiel waren. Eine sehr wichtige Sache,

denn in der Vorstellungswelt der Bantus, kann ein Mensch, der getötet wurde, nicht ins Totenreich gelangen, sondern muss im Zwischenreich herumirren, bis die Tat gesühnt ist. Man habe einen bekannten Voyant besucht, einen Hellseher, der ziemlich weit weg lebt. Man habe den Voyant zum Tod des Grandfrères von Mavuela befragt. Seine Antwort aber habe Mavuela nicht glauben wollen. Augustin konnte mir nicht mehr dazu sagen. Aber der Voyant habe Mavuela geantwortet. "Du glaubst mir nicht? Ich werde Dir jetzt etwas sagen, dass du es leichter hast, mir zu glauben. Du bist doch von Sonag Nazila, nicht wahr?". "Ja.", antwortete Mavuela. "Also hör zu. Bei euch klaut ein Boulanger Geld aus der Kasse, sein Name ist Nvidia."

Mit dieser Nachricht kam Mavuela zurück nach Kilueka und erzählte es zuerst Christian, dieser Henry und auch Jolie. Deshalb habe Jolie an dem betreffenden Abend, als sie Nvidia sah, wie er durchs Dorf und um die Häuser schlich, sofort einen anderen Boulanger gerufen, und ihn gebeten mit ihr mitzukommen und gemeinsam zu schauen was Nvidia treibt. Alleine hatte Jolie Angst. Sie haben Nvidia auf frischer Tat ertappt, im Zimmer von Henry, wie er gerade nach Geld suchte. Jolie hatsich auf ihn gestürzt, um ihn festzuhalten, der andere Boulanger habe nicht geholfen den Dieb festzuhalten. So konnte er sich befreien und fliehen. Die geklauten Schlüssel liess er liegen.

Später sagt Augustin, dass man erzähle, dass Nvida auch in Kinshasa bei einer Boulangerie gearbeitet und auch dort Geld geklaut habe. Ausserdem erzählt man, dass der Bursche selber zu einem Fetischeur gegangen sei, um einen Fetisch machen zu lassen, damit man ihn nicht erwischen kann, wenn er klaut. Eventuell sei es derselbe Fetischeur gewesen, der Voyant nämlich, der ihn verraten hat an Mavuela. Eine ziemlich schräge Geschichte.

Jedenfalls sind jetzt alle hinter dem Burschen her. Man will seine Sachen beschlagnahmen. Sein Haus muss bewacht werden, damit seine Familie, die ausnahmslos untergetaucht ist, nicht heimlich alles weg schafft. Mit der Beschlagnahmung könnte man vielleicht 1000 Dollars des Schadens reduzieren.

Jolie kommt nicht zum Abendessen. Sie ist wieder nach Lemfu gegangen. Um 22 Uhr geht Augustin schlafen. Er will mit den Mitarbeitern reden, wann sie Zeit haben, um gemeinsam bei der Einführung in den Ausbildungsgang anwesend zu sein. Ich habe gesagt, dass ich nur da sein werde, wenn alle, für die ich diese Arbeit gemacht habe, da sind. Beim Rausgehen von Augustin sehe ich, dass Vollmond ist. Das erklärt mir einiges der emotionalen Brodel-suppe und Unruhe, die gerade unser Savannendörfchen durchschüttelt.

Dienstag, 7. 2. 2023

Ein leichter Westwind treibt seine Wolkenschäfchen Richtung Sonnenaufgang. Die nackten Stämme der Palmen liegen vermodernd und versinkend im knallgrünen, aufwuchernden Gras. Ich bin sehr neugierig ob es darin noch ein paar Larven hat von den Käfern, die ich gestern auf Fotos sah. Augustin erzählte mir, dass der Palmweinzapfer in Kilueka selber wohnt. Er isst die Käfer und Larven als Nebenprodukt seines Weingeschäfts. Für die Zubereitung der Coleopteren werden Elytren und Pronotum entfernt, also meist nur das Abdomen genutzt, ähnlich wie in Asien. Wenn ich den richtigen Moment finde, werde ich Augustin fragen, ob man für mich einen oder zwei der Bäume aufhacken kann, um darin und darunter, in der Zone, wo die Stämme den Erdboden berühren, nachzuschauen.

Es gibt aber auch noch anderes zu tun. Pläne für einen Tresor vor allem, damit das Drama mit dem Diebstahl sich nicht wiederholen kann. Um 6.34 Uhr steigt die Sonne über das Wolkenband am Horizont. Sofort schmelzen die höchsten Nebelschlieren weg und der Himmel wird offen und hell.

Zwischen 16.30 bis 18 Uhr will man nun, dass ich die Einführung mache in den Ausbildungsgang mit 15 Lektionen. Ich werde da sein. Die Frage des Computers für die Präsentationen ist noch offen. Welche Maschine funk-

tioniert überhaupt noch? Augustin und ich müssen eine Berücksichtigung der Boulagerie machen. Wir müssen uns den zweiten Ofen, der in Betrieb ist, genau anschauen. Da soll nämlich die zweite Kammer für die Trocknung von Ruppen eingebaut werden, was Teil des Nachfolgeprojektes ist. Ausserdem werde ich die Pläne machen für die Türe vor dem Eingang der Feuerung des Ofens. Die muss nun endlich eingebaut werden. Es bleibt noch eine Woche, um hier das Nötigste in die Wege zu leiten.

Beim zweiten Anlauf klappt die Einführung in den Kurs, den ich mit 15 Lektionen entworfen habe. Auch Henry ist da. Jolie schläft gegen Ende ein. Der zweite Teil ist morgen, der dritte am 9. und am Freitag werde ich eine Stunde über das Anpassen der Powerpoint reden.

Mittwoch, 8. 2. 2023

Langes Gespräch mit Fanuelle, zuerst geht es um die Samias, nachher um die Frage nach einer Assistentin für sie, und wer das sein könnte. Augustin habe an den Bruder von Christian gedacht, aber das geht nicht. Das verstehe ich absolut. Ein Verheirateter, der Assistent einer ledigen Frau sein soll. Das wird unweigerlich Probleme geben. Es muss jemand sein, der die Autorität von Fanuelle akzeptiert und das macht, was sie sagt, nicht wie Chance, die am Schluss

nicht mehr mithelfen wollte, oder zuvor Merveille. Es gibt rasch Probleme, wenn nicht klar ist, wie die Hierarchie ist. Dann geht es auch darum dass die Männer Fanuelle ausnützen, weil sie gemeinsam in einem Haus wohnen. Fanuell, die immer als einzige kocht beklagt sich, dass die Männer einfach ihre Sachen auf dem Tisch stehen lassen und sie selber alles abräumen und waschen muss. Eine verdammt Schweinerei. Ich sage danach Augustin, dass man die Frauen und Männer trennen muss. Männer separat in einem Haus. Dann können sie selber schauen, ob sie es schaffen etwas zu kochen. Früher hätten die Agronomen gemeinsam eine Person angestellt die kocht, aber das habe auf die Länge nicht geklappt, weil niemand von seinem Lohn Geld abgeben wollte für Nahrungsmittel. Heute bezahle jeder pro Monat 25 Dollars für das Essen. Was kannst Du damit kochen, fragt Augustin. Das ist ja weniger als ein Dollar pro Tag. Und dabei verdienen die Leute heute 375 Dollars pro Monat. Davon bezahlen sie nur 15 Dollars für die Miete des Zimmers. Die haben genug Geld. Aber alle wollen immer sparen auf Kosten der anderen.

Ein neues Haus zu bauen koste 5000 Dollars, sagt Augustin. Ich denke, dass die Hälfte realistisch ist. Augustin rechnet gerne strategisch. Ich sage ihm, dass bei 4 Zimmern a 15 Dollars pro Monat ein Haus in drei Jahren kom-

plett amortisiert sei. Ich sehe nicht, weshalb man unter solchen Bedingungen zögert. Du kannst dich ja auf die Länge sogar noch bereichern. Das will er aber nicht gelten lassen, auch jetzt als ich es ihm vorrechne. Schliesslich stimmt er aber zu, dass man Frauen und Männer separieren müsse, vor allem wenn fünf zusätzliche Leute angestellt werden für das Nachfolgeprojekt. Ich sage Fanuelle sie solle selber schauen, ob ihr jemand helfen könne, Frauen zu suchen, die unter ihrer Leitung mitarbeiten wollen. Augustin lenkt schliesslich ein, man könne die Oberschwester in Lemfu fragen, ob sie geeignete Mädchen kenne. Es müsse jedenfalls jemand sein, der sich unterordnen kann. Eine junge Frau. Ich werde mich nicht melden als Financier von Bauprojekten hier. Augustin hat genug Geld. Gestern sprach er davon einen neuen Computer zu kaufen für 2000 Dollars einen i7. Ich sage ihm dass er die Rechenpower eines solchen Gerätes niemals brauchen könne mit seinen paar dürftigen Exceltabellen und Worddateien. Es sei eine reine Verschwendung von Geld und Energie. Ausserdem habe er ja vor einem Jahr einen nigelnagelneuen Microsoft Go mit Dockingstation für 1500 Dollars geschenkt erhalten. Ich könne mir jedenfalls solchen Luxus nicht leisten. Einen NUC hätte ich nur, weil ich darauf auch Videos schneide und alle Bücher layoute. Ansonsten könnte ich mit einem Raspberry Pi4 für 100 Dollars reisen.

Ich zeichne die Pläne für das zweite Séchoire und die Teile, die dazu geschweisst werden müssen. Morgen kommt noch die Türe für den zweiten Ofen dazu. Eine Zeichnung für ein Guesthause habe ich vor eineinhalb Jahren gemacht. Langsam aber sicher rückt sowas näher. Ich frage Augustin auch: Willst Du Frauen und Männer wirklich im gleichen Haus unterbringen während den Ausbildungen? Ich würde das nicht machen, wenn ich dich wäre. Was willst Du, fragt er, ich kann nicht endlos Häuser bauen, die meist leer stehen. Hat auch was.

Fanuelle kommt und fragt, was man den beiden Leuten zu essen geben soll, die für die Ausbildung zum Apiculteur da seien. Niemand hat an sowas gedacht. Man hat keine Becher um darin Kaffee einzuschenken, Milchpulver will man holen. Augustin sagt sie sollen einfach Kaffee mit Zucker nehmen wie man es hier mache. Man sei nicht hierher gekommen, um Milch zu trinken. Brot habe man auch keins. Wo Essen? Im neuen Ausbildungssaal? Sicher nicht!! Alles muss Fanuelle machen. Wo Jolie ist, weiss

Zwei Knaben haben auf einem Mangobaum eine riesige Raupe gefunden, die sie mir zum Kauf anbieten. Ich bezahle dafür 500 FCC, Francs Congolaise, das sind ca. 25 Cents. Noch heute wissen wir oft nicht, welcher Falter sich aus den Raupen entwickelt. Deshalb halten wir sie in kleinen Käfigen bis zur Verpuppung und zum Schlupf. Bisher haben wir über diese Arbeit zwei Bücher verfasst. Siehe Bibliographie auf Seite 398.



ich nicht. Bin gespannt wie das klappt, wenn die sechs Teilnehmer des Hilfswerkes hier sind. Bei der Planung und Vorbereitung hapert es überall. Man ist froh, wenn man das Heute einigermaßen übersteht.

Die Kinder das Nachbardorfes bringen Raupen vorbei, zwei ganz grosse, die ich noch nie gesehen habe. Zweifellos ein Saturnide, aber mit einer Zeichnung, die ich nicht kenne, Vielleicht von einer Athletes Art. Die fressen auf den Blättern des Mangobaumes. Ich mache mit Fanuelle zusammen Fotos. Sie lernt so mit der Makrolinse der Olympuskamera umzugehen. Damit kann man tolle Bilder machen. Die Tiefenschärfe ist besser als mit meiner 100mm Makrolinse.

Der zweite Teil der Einführung funktioniert reibungslos. Morgen der dritte und letzte. Was fehlt, ist ein Computer der funktioniert. Mit meinem NUC reibungslos. Aber der kostet 1500 Dollars mit dem Asus Bildschirm. Am Freitag werde ich kurz über die Anpassung der Powerpoints reden. Morgen muss ich noch den Plan machen für die neue Staustufe, um Wasser in den Filter des Baignoires zu pumpen

Augustin bereitet sich vor auf die Meetings mit den Auditeuren. Er gräbt tief in den alten Dokumenten. Wir

sind jetzt sicher, dass diese Auditeure mit Absicht und zielgerichtet ausgeschickt wurden, um Fehler bei uns zu suchen, die man selber verursacht hat und die man vertuschen will. Das Endziel des Gefälligkeitsberichtes wird sein, aufzuzeigen, dass die Zusammenarbeit mit Externen nicht klappt und nicht funktioniert und es besser ist alles Geld in die Tasche des Hilfswerks umzuleiten, um selber irgendetwas zu basteln. Dahinter steckt bestimmt der Chef von J. in Bern, der sich seit Jahren versteckt hält. Ich weiss nicht mal wer das ist. Man hat Angst vor dir sagt Augustin schon wieder. Weshalb denn? Ich helfe ja nur mit ein Projekt erfolgreich zu machen für das Hilfswerk. Dummerweise ist jetzt das Buch gerade im falschen Moment für diese Hinterbänklerstrategen vom Himmel gefallen. Der Stein rollt. Er zeigt genau wo die Stümmer sind. Jedenfalls nicht bei uns. Es erklärt auch weshalb man die Verbreitung des Buches behindern und verlangsamen und unterbinden will, weil darin alles gegen die angestrebte These spricht. Man kann jetzt zwar noch versuchen sich vor den rollenden Stein zu werfen. Man wird aber dabei ziemlich flach rauskommen. Der ganze Druck kommt von Bern via J. zu M. in Kinshasa. T., der neue Chef im HG, scheint nicht das Problem zu sein. Aber der Kopf von Projektbürochef M. wird rollen, wenn er ihn weiterhin zu fest aus dem Fenster streckt. Was haben die für ein problem? Sie wollen nicht mit ex-

ternen Heiden zusammen arbeiten? Haben sie wirklich das Gefühl, dass die Ungläubigen den Söldnern von Jesus in der Sonne stehen und sie einen langen Schatten auf ihre Gotteskrieger werfen. Ich mache die Arbeit nicht, um geliebt zu werden. Mir ist es sogar recht, wenn man mich fürchtet, wenn man uns dafür in Ruhe unsere Arbeit machen lässt und man uns respektiert als Partner. Damit haben gewisse des Hilfswerks aber ein Problem. Jetzt hat Augustin glücklicherweise etwas mehr Mut und Zuversicht, um klar und deutlich zu sagen, was das Problem ist.

Augustin war am Nachmittag in Lemfu bei den Soeurs von Naumur, um über die 42 Boursiers zu sprechen, die da von Songa Nzila bezahlt werden. Man berichtete mit grossem Bedauern, dass man 16 der Mädchen entlassen und von der Schule geworfen habe. Sie würden in einer anderen Kirche beten und benähmen sich ganz absonderlich. Sie trügen alle dieselben Kopftücher und würden in der Schule eine separate Kirche bilden und beten, getrennt und abgesondert von den anderen. Die Leute hier sind so naiv und beeinflussbar, klagt Augustin. Sie rennen allem hinterher, was ein bisschen Aufmerksamkeit erregt und irgend einen Blödsinn verspricht. Der Dorfchef von Lemfu haben den 16 Mädchen einen eigenen Raum gegeben für ihre Gebete und Versammlungen. Da muss aber etwas

dahinter stecken. Gibt es da einen Missionar, der eine neue Selve gründen will? Davon weiss man nichts. Vielleicht eine islamistische Bewegung, wie vielerorts heute in Afrika, finanziert von arabischen Staaten, Personen und Organisationen, die eine Gemeinde aufbauen und dann eine Moschee bauen als Konkurrenz zur vatikanischen Kirche. Davon weiss man nichts. Die Naivität der Menschen sei ganz erschreckend, sagt Augustin. Was kann man machen? Später sagt Augustin auf eine Nachfrage von mir, ob es Islamisten seien, nein es seien Kimbanguisten. Wie heisst das? Kimbanguisten. Das sind Leute die sich auf einen afrikanischen Propheten berufen, Simon Kimbangu, der schon lange tot ist, aber jetzt offenbar eine Nachfolgerin erzeugt hat, eine Prophetin, die überall Sektenableger bildet.

Statt mit dem Unsinn der Kirchen aufzuhören, bastelt man einfach endlos weitere und verdreht den Schwachen und Naiven den Kopf. Der Blödsinn hört nie auf, statt Kirchen und Religionen zu gründen, einfach seriös zu arbeiten, produktiv zu sein und von mir aus Jesus nachfolgen. Aber das ist für die meisten viel zu mühsam. Es ist einfacher ein bisschen Halleluja zu singen und zu sagen die anderen seien Schuld wegen den Mpungus, die die Heiden montiert haben. Die böswilligen Heiden sind immer die anderen. Heilig ist man selber. Vielleicht.

Die Schule sollte die Kinder zur Mündigkeit erziehen. Aber wenn Schwestern unterrichten, die selber ihrem Guru hinterher rennen, dem Papst Franziskus, der im Pomp und Papamobil durch die erregten Massen seiner Gläubigen auf dem alten Flugplatz Dolo kutschiert. Die haben doch gar keine Autorität und Glaubwürdigkeit, um junge Leute zu einem gesunden Misstrauen gegen Fetischeure, Gurus, Mfumus, Priester und Päpste anzuleiten.

Ich würde die Schule so machen, dass es neben der Schule einen grossen Nkunku gibt und einen riesigen Garten, in welchem jede Schülerin und jeder Schüler sein eigene Feld besitzt, das er bebauen muss, um davon zu profitieren, für die Familie, für Freunde, für Schulkollegen. Die Arbeit wird von geeigneten Gärtner, keinen Lehrern, normalen, älteren, praxiserprobten Leute, das können auch Analphabeten sein, angeleitet. Dasselbe im Wald, ein Viertel der Zeit werden die Kids angeleitet zur Pflege des Waldes, zur Ernte der Früchte, zur Zubereitung. Ein Viertel ist Aufklärung Sexualkunde, Hygiene, Gesundheit, Ernährung, Kochen. Dann Musik, Handwerk. Eine kleine Bibliothek. Da wird sich zeigen, wer an Sprache und Weiterbildung interessiert ist. Man wird diejenigen unterstützen, die aus eigenem Antrieb die Nähe zu Büchern und zur Wissenschaft suchen. Man darf auch Analphabet bleiben.

Das muss eine Praxisschule sein. Es soll Respekt und Dankbarkeit gegenüber den Primärproduzenten der Nahrung gelehrt werden. Und Ehrfurcht vor der Grundlage des Landbaus, die Natur und Erde und von mir aus Schöpfung. Aber diese Geschenke der Natur beanspruchen zu wollen für wirre Theorien und Kirchen. Das muss verhindert werden. Der Buddhismus kann eher eine Art sein, sich ohne Kirche mit der Natur zu versöhnen und verbünden.

Mittagsschlauf von 12-14 Uhr. Ein langer Traum entfaltet sich. Ich arbeite wieder einmal in einem Radiostudio. Entweder suchte ich da Arbeit, oder man hatte mich eingeladen. Das Radiostudio scheint verwaist. Keine Redaktion da, kein Empfang, niemand. Im leeren Studio läuft auf einem einzigen Plattenspieler eine einzige Schallplatte, also ist es ein älteres Studio, wie in den 80-er und 90er Jahren, oder es läuft gerade eine Raritätensendung mit Vinylspezialitäten. Was weiss ich. Es ist Mittageszeit. Ich muss die Nachrichten ansagen, lasse den Trailer laufen für die Mittagsinformationen, öffne das Mikrofon. Aber da merke ich, dass ich gar keine Mittagsinformationen erhalten habe, keine Nachrichten zum Vorlesen. Nichts. Also lass ich gleich nach dem Signet Musik laufen, wobei ich merke, dass es gar keine Schallplatten gibt, die ich aufle-

gen könnte. Also öffne ich die Studiotüre, sprinte kurz ins Archiv der Schallplattentheke, Vinyltheke, oder wie man dem sagt und suche irgendwas. Wahllos nehme ich einen Stapel Schallplatten bei einem Buchstaben aus dem Gestell. Zurück ins Studio lege ich auf. Es ist irgend ein Schrott, den ich nicht kenne, eine unbekannte Band mit fürchterlich banaler Musik. Ich finde sie schrecklich. Aber wenigstens läuft etwas. Und dann, als ich wieder nach draußen gehe, um eventuell eine besser Schallplatte zu holen, vielleicht von Bob Dylan oder den Rollingstones, und ich zurück komme ins Radiostudio, ist darin alles entfernt. Die Plattenspieler, das Mikrophon, alles ist weg. Es sind nur zwei Techniker da, die etwas basteln. Ich frage sie, was sie da machen. Aber sie können kaum richtig reden. Es sind eben Techniker. Ich verstehe dass es einen Umbau gibt und ich sage genervt, ich sei gerade daran eine Sendung zu machen und mir sei es egal, dass es keinen Plattenspieler gäbe. Aber wenigstens ein Mikroskop müsse man mir geben. Das sei das Minimum. Die Techniker haben dann gesagt, das heiße Mikrophon nicht Mikroskop. Sie können also doch reden. Ja, sagte ich, genau ein Mikrophon brauche ich. Sie haben mir dann eins gegeben, angeschlossen und eingeschaltet. Ich war On Air. Ich begann dann laut zu fordern, dass ich mit dem Chef des Radios reden wolle, weil man mir hier offenbar das Wort

entziehen will, was ich nicht zuliesse. Als die Techniker aus dem Studio weg gehen, habe ich husch die Studiotüre geschlossen und von innen verriegelt und dann standen bald viele Leute vor dem grossen Fenster neben dem Eingang zum Studio und winkten zu mir herein und ich winkte zurück und ich redete einfach weiter, immer weiter und ich kommentierte, was ich sah. Ich sagte:

" Ich sehe gerade, dass da draussen viele Leute vor dem Studiofenster stehen, die solche Bewegungen machen, mit der flachen Hand unter dem Kinn, hin und her, und dazu mit den Augen rollen. Das wird wahrscheinlich heissen. Rübe ab! Aufhören. Fertig. Amen. Das ist ein altes Zeichen um einem Moderator, der zuviel Unsinn plodert, zu sagen: Hör auf! Stell ab! Mach Schluss, fertig. Jaaaa! Jetzt nicken alle da draussen. Jaa. Genau. Daumen hoch. Ich habe verstanden, gell? Ich weiss jetzt wenigstens, dass ihr mir da draussen zuhört. Das ist doch die Aufgabe des Radiomoderators, dass er dafür sorgt, dass ihm jemand zuhört. Ihr seht, wie das wirkt, wenn man nicht dauernd aufhört mit dem Reden. Dann hat man plötzlich Zuwendung. Ihr da draussem steht wie eine Schar von kreischenden Fans der Beatles vor der Studioscheibe und rüttelt an der Türklinke und wollt sie einschlagen vor lauter Begeisterung. Und die Techniker? Oh! Ja. Ihr seid jetzt auch ausgesperrt. Macht

euren Umbau woanders. Ihr solltet sowieso besser an notwendigeren Dingen arbeiten, als immer alles umzubauen mit neuen, teureren Geräten. Ich habe immer wieder gesagt dass ihr einen Odermat bauen müsst. Ein Gerät, das aus laufenden Sendungen gewisse Wörter rausschneidet, zum Beispiel oder, oder? Wenn man 'oder' sagt, dann schwupps! schneidet der Odermat das 'oder' live weg, dass man es nicht hören kann. Aber nicht erst dann, wenn das 'oder' schon ein bisschen angefangen, und auch nicht mit einer Sicherheits Vorlaufschlaufe von ein paar Sekunden, dass man zuerst das 'oder' sagen und hören muss, dass man es rausschneiden kann. Nein! Viel besser. Mit einer Sonde im Hirn. Die schon merkt bevor das 'oder' gesagt wird, dass jetzt der Moderator dann ein 'oder' sagen will und es dann bevor er "oder" sagen kann, es schon prophylaktisch gelöscht und rausgeschnitten ist und das Gerede erst wieder weitergeht nachdem das gelöschte 'oder' zu Ende ist. Den Odermat könnte man auch für anderes brauchen. Ich musste zum Beispiel einmal aus einen Bericht unseres Moskaukorrespondenten, der drei Minuten lang war, und auf Tonband aufgezeichnet war, alle ääs rausschneiden. Es hatte Massen davon, darin: "Hier ist ää Markus Weber ää aus Moskau äää Heute ää war die äää Konferent der äää ... " Und so weiter. So ging das drei Minuten lang. Ich habe das Tape auf der Tonbandmaschine eingespannt und

minutiös alle ääähs rausgeschnitten. Da war der Bericht noch eine Minute lang. Der Rest waren ääähs. Der Bericht bestand fast nur aus einer Ansage: " Hier ist der X,Y aus Moskau" und aus der Absage "Das war der XY aus Moskau." Ich habe dann die gesammelten, rausgeschnittenen äähhs, es waren etwa hundert kleine Tonbandschnipsel, in mühseliger Arbeit zusammengeklebt und aneinandergelängt zu einem einzigen ääääää. Das tönte dann etwa so: " äääääÄÄääääÄhÄhää-ää- -äääääää.." eine Minute lang oder mehr. Dann habe ich das Tape aufbewahrt, weil gerade eine Tagung stattfand von Fachleuten, die Sprachfehler untersuchen, das waren also Legosteine Fachleute, ich meine Legasteine Fachleute. Einfach nicht für Schreibfehler sondern für dasselbe beim Sprechen ich weiss nicht wie die heissen. Sprachfehltherapeuten? Oder so, aber das muss natürlich ein anderes Wort sein, nicht Sprachfehltherapeuten, das kann man ja verstehen, sowas wird in der Wissenschaft nicht gebraucht. Es muss etwas sein das man nur als Insider versteht zum Beispiel Lingualdysfunktionspädagoge. Oder so. Egal. Jedenfalls diesen Leuten sagte ich, sie sollten sich mal meine Sammlung von äääähhs etwas genauer anhören und untersuchen, um herauszufinden, woher die äähhs kommen und was sie wollen und wie man sie beseitigen kann, bevor unser unsäglicher lingualdysfunktionaler Moskaubkorrespondent sie nochmals abliefern kann. Die

Ääs müssen sich ja irgendwie epidemisch in seinem Hirn eingnistet haben, dass sie zwischen jedem zweiten seiner Worte hervorquäcken. Das hat man dann gemacht. Man hat die Ääs in ein Labor gebracht, hat sie eingespannt auf eine Tapemaschine und gaaanz gaaanz langsam abgespielt. Man muss sich vorstellen, dass die Ääs wie unter einem Mikroskop untersucht wurden. Immer langsamer und langsamer hat man sie abgespielt. Bis man das Gefühl hatte, man höre eine Art Klappern von holländischen Windmühlen, so: " ak ak ak ak ak ak" oder so. Man vermutete, dass die Ääs sich eventuell auf dem Halszäpfchen eingnistet haben, als eine Art Windmühle, die beim Herauslassen der Luft dieses ääächzende, drehende Geräusch erzeugen. Was die Mühlen da machen auf dem Halszäpfchen, wollte man später noch genauer klären. Das Resultat war höchst einleuchtend und überzeugend. Man hatte irgend eine Erklärung erfunden, die man solange wiederholte, bis man sie selber glaubte und dann war man zufrieden und die Konferenz zu Ende. Aber item. Ich weiss ja, dass es gar nicht das Problem ist, dass man immer ääääh sagt, sondern dass man damit ja nur verhindern will, dass es eine Pause gibt zwischen den Wörtern, obwohl es ja immer Pausen gibt, immer, zwischen allen Wörtern, weil - man - sie - ja - sonst - nicht - unterscheiden - kann - wennmanllesnacheiendersagtohneunterbrich. Das geht

gar nicht. Und Roger, unser Chef, hat sowieso gesagt, dass es besser ist, nichts zu sagen, als Blödsinn zu plappern und es besser ist, statt äääähs zwischen die Worte zu kleistern, die man zu dumm ist richtig auszusprechen, Musik spielen soll. Zwischen dem, was ich aber jetzt hier rede, werde ich nicht erlauben, dass man einfach Musik spielt. Ich bin ja schliesslich angestellt als Moderator und nicht als Plattenleger, also werde ich mich weigern eine Schallplatte abzuspielen, also Musik zu spielen zwischen dem, was ich rede. Ich garantiere euch: Ich werde niemals, weder vorher noch nachher eine Musik spielen. Es gibt das Vorher und Nachher schlicht nicht, ich werde zur Sicherheit lieber mein Gerede als Endlostape zusammenkleben, das einfach immer im Kreis läuft. Ja da könnte ihr noch lange Klopfen da draussen an der Scheibe und mit euren Armen und Beinen um euch fuchteln. Das nützt nichts. Hört ihr? Ich werde keine Musik spielen. Keine! Nicht in dieser Sendung. Nicht jetzt. Nicht auf dieser Frequenz. Das Einzige was ihr von mir hören werdet bis an eure elendes Lebensende ist, dass, wenn ihr das Radio einstellt, dass ich rede und zwar solange bis ihr das Radiogerät wieder abstellt, oder die Batterie eures Handys leer oder futsch ist. Aber Musik zu spielen: Soweit lass ich mich nicht herab. Das fehlte ja gerade noch . Das kommt sowieso nur für Looser in Frage, für diese mediokren Möchtegerns unter den Moderatoren, die nichts zu

sagen haben. Die sind gottentfroh wenn sie endlich mal eine Schallplatte spielen dürfen, weil denen ja nie etwas gescheites einfällt, und auch die Zuhörer sind ganz erleichtert, dass sie dem blöden Geschnorre nicht weiter ausgeliefert sind. Aber nicht bei mir, Roger. Das sind nicht maximal drei Minuten, die ich rede. Das kannst du vergessen! Wenn Du willst kannst du ja reinkommen oder einen reinschicken, der es gegen mich aufnimmt. Aber komm mir nicht mit Musik. Bitte! Das macht der Computer besser, ohne Moderator. So kulturlos! Wenn zwei Menschen zusammen sind. Ich und der Zuhörer. Macht man dann Musik? Nein man redet. Oder? Wenn du Deine Freundin ins Kaffee einlädst zum Kuchen? Spielst du dann Musik? Ja, wenn du nichts zu reden weisst, in der Diskothek vielleicht, bei dem Lärm, weil du dumm oder langweilig bist, aber nicht, wenn du etwas zu sagen hast. Ausserdem hast du schnell keine Freundin mehr, wenn du nichts zu sagen hast. Oder eher noch umgekehrt. Du hast eh nie etwas zu sagen, weil sie immer redet. Aber deine Freundin ist nicht so blöd. Sie spielt keine Musik, und keine Schallplatten, wenn sie dich zusammen scheisst, dass du schon wieder deine Unterhosen im Badezimmer am Boden liegen gelassen hast oder nicht gespült, oder die Schuhe am falschen Ort hingestellt.... Das kann Stunden gehen. Nicht drei Minuten. Das weisst du, dass ich recht habe. Und hast du sie deswegen

abstellen können? Mit der Aussage: "Aber Roger Schawinski hat gesagt, man dürfe nur maximal drei Minuten reden"? Dann müsse wieder Musik kommen, hat er gesagt. Das kannst du deiner Freundin lange sagen, wenn sie ablästert über deine Freunde, die nur herumsaufen und rülpsen und Frauen annaggern, meist die Hässlichsten, die es gibt, und dann noch bluffen, dass sie die aufs Kreuz gelegt haben, wie wenn das eine Auszeichnung wäre. So geht das ohne Pausen, ohne äähs und ohne Musik. Abgesehen davon ist das Spielen von Musik im Radio doch auch teuer. All die Tantiemen an diese Musiker. Da bin ich günstiger und besser. Ausserdem schau: Kuno Lauener? Was macht denn der? "Ich schenke dir mein Herz mehr hab ich nicht es ein gutes und wenn du es haben willst" oder wie das heisst. Der schwätzt ja die ganze Zeit in seiner sogenannten Musik. Leute, das ist gar keine Musik! Das ist Gerede mit Hintergrund. Das ist der Trick von Kuno Lauener. Man hat ihm sicher einmal gesagt: "Schau Kuno, schwatz bitte nicht so viel an deinen Konzerten. Mach doch bitte mehr Musik!" und da hat er gedacht "Na gut, dann lass ich jetzt einfach ein bisschen Musik laufen, während ich mich endlos abplappere". Und schau her: Alle sind begeistert und plappern sogar alles noch nach. Sie plappern was nach? Nein nicht das Gitarrensolo. Sie plappern nach, was er, Kuno Lauener, plappert, in seinen Liedern: "Ich schenke dir

mein Herz mehr habe ich nicht und wenn du es haben willst dann .." undsoweiter, Endlos! Und wenn man die Leute fragt, wo sie waren, sagen sie: "An einem Konzert von Züri West!" Dabei war es gar kein Konzert, sondern ein endloses Geplapper mit etwas Instrumentalabfall im Hintergrund. So ist das. Und jetzt kommt ihr, die ihr da draussen an die Studioscheibe trommelt wie Brüllaffen im Zoo, und ihr wollt jetzt also von mir verlangen, ich solle Musik spielen? Wenn ich euch jetzt "Jokerman" von Bob Dylan oder "Man of peace" spielen würde. Dann hört doch mal genau hin. Das ist ein Gerede von A bis Z und man hat bloss etwas alibihaften Musikmüll dazwischengeklebt, notdürftig, um die krächzende Stimme des Dylan etwas aufzupeppen. Vergeblich wie wir alle wissen. Umsonst. Hätte er besser einfach geredet ohne Musik! Dann hätte man sofort gemerkt, wie langweilig sein Gerede ist. Das habe ich nicht nötig. Ich muss nicht noch ein paar überflüssige Noten und kränkliche Gitarrenriffs und gekünstelten Klaviermüll unterlegen, um zu glänzen. Bei mir reicht der Wohlklang meiner Stimme und die schlichte Brillianz meiner Gedanken. Die Leute stellen ihre Radioapparate ein wie die Irren. Wegen mir. Sie wollen nie mehr Musik hören. Nie mehr ! Endlich ein Radio, das keine Musik bringt! Sogar Trailer und Signete sind verboten. Darauf haben die Zuhörer lange gewartet. Hosianna werden

sie rufen. Sie haben einfach nicht gewusst, dass sie darauf gewartet haben. Aber jetzt, wo sie mich hören, und hören, dass ich nie mehr mit dem Reden aufhören werde, merken sie: Genau! Das ist es! Gottseidank haben wir gefunden, was wir gesucht haben. Endlich. Ein Radio ohne Musik! Das wollen wir! Und da hören wir jetzt zu, bis ihr alle, da draussen vor dem Studiofenster, aufhört zu Klopfen und mir den Vogel zu zeigen. Die Zuhörer werden euch den Vogel zeigen, diejenigen, die auf meiner Seite sind. Genau! Leute, die ihr zuhört: Kommt alle zum Radiostudio an der Bernhardstrasse! Stürmt die Bude. Verlangt, dem genialen Moderator zuschauen zu dürfen. Ihr werdet jetzt die Redaktion überrumpeln. Es ist nicht weit. Mit einem kleinen Beil könnt ihr die gesicherte Türe rasch einschlagen. Oder ihr könnt es friedlich machen und sagen ihr seid der neue Reporter, der gerade einen Bericht abliefern muss von der letzten Generalversammlung der Kreditanstalt die gerade für immer und ewig den Schirm zugemacht hat. Undsoweiter. Dann wird man euch sofort öffnen. Wenn ihr aber sagt, ihr seid Musiker, dann wird man euch wegschicken, und ihr werdet daran erkennen, dass die Leute hier, die immer wollen, dass man mehr Musik spielt im Radio und diejenigen, die wollen dass man aufhört immer nur zu reden, dass die gar nicht die Musik lieben. Sie hassen sie eigentlich. Aber wenigstens füllt sie die Lücken zwischen dem jämmerli-

chem Gerde, das unfähige Moderatoren von sich geben, weil sie nichts zu sagen haben. Das ist der Unterschied zu mir. Und wenn ihr jetzt das Radiostudio erobert habt, könnt ihr von mir aus das ganze Archiv von Schallplatten mitnehmen. Ich verschenke alles. Nehmt was ihr schleppen könnt! Es ist gratis! Wow. Jetzt geht aber da draussen vor der Scheibe des Studios die Post ab. Ich habe nicht gesagt ihr sollt mit Eisenstangen ... Nein. Nicht dass die Scheibe voll Blut ist, das mag ich nicht! Kommt, Bitte! Aber egal ich will jetzt nicht vom Tumult hier reden! Es gibt ja noch ganz andere, höchste wichtige Dinge zu berichten, die in der Radiogeschichte immer unterschlagen werden, zum Beispiel..... "

Dann schrillt mein Wecker. Es ist 14 Uhr und ich wache lachend auf. Einen so witzigen, komödiantischen und unterhaltsamen Traum habe ich schon lange nicht mehr erlebt. Jetzt muss ich aber ein bisschen Musik spielen. Ich habe in Patmos einen kleinen Lautsprecher gekauft den ich an meinem Computer anschliessen kann. Ich spiel jetzt ein bisschen Clair de lune, von Debussy, weil ja gerade Vollmond war. Und weil das Lied keinen Text hat. Zum Glück wird da nicht geredet. Mehr als eine Stunde brauchte ich um den Traum aufzuschreiben. Fast länger als der Schlaf gedauert hat. Sicher habe ich viele Details sogar unterschlagen. Nicht auszudenken was geschehen wäre,

wenn ich den Wecker nicht gestellt hätte. Ich wäre im Traum jetzt noch am Plappern...

Augustin hat einen Teller mit wunderbar blauen Safus gebracht. Ich werde jetzt gleich zwei drei zubereiten. Um 16.30 beginnt dann wieder die Vorstellung des letzten Teils der fünfzehn Powerpoints für den Bildungsgang zur Zucht von *Samia ricini*. Das werde ich mit dem Computer von Augustin versuchen, denn meinen NUC werde ich nicht kampflos hergeben. Ausserdem sagt Augustin, dass er gar kein Geld habe.

Um 16 Uhr, als ich alles eingerichtet habe, um um 16.30 Uhr pünktlich beginnen zu können, sagt man mir Fanuelle sei krank. Sie sei im Dispensaire von Lemfu. Verdacht auf Malaria. Ich sage, dass ich nicht weiterfahre mit den Kursinstruktionen ohne sie. Audry versteht es nicht. Ich spreche mit Augustin. Er versteht. Wir verschieben auf morgen. Warum hat man mich nicht früher informiert? Niemand weiss es. Aber alle, ausser ich, wissen es seit 14 Uhr. Ich baue alles wieder ab. Fanuelle soll sich bei mir melden, bitte ich Henry, sobald sie zurück ist. Ich habe eine Dosis für eine Malariatherapie bei mir. Sie kann heute beginnen. Morgen wird es schon viel besser sein. Aber zuerst muss man wissen, ob es überhaupt Malaria ist. Wenigstens braucht Fanuelle kein Mpungu zu suchen. Sie glaubt nicht an solchen Quatsch. Hoffentlich.

Um 17.10 Uhr kommt Augustin und sagt, dass nur Fanuelle wisse, wo es die Rhizinusblätter gibt für die Fütterung der Samias. Jetzt muss man jemanden finden, der sie suchen geht. Niemand weiss es. So ist man abhängig von Fanuelle. Nichts geht, wenn sie nicht da ist. Aber man merkt einfach nicht, dass man ihr Assistentinnen geben muss, damit nicht alles zusammenbricht, wenn sie mal weg ist, wie jetzt in Lemfu, weil sie krank ist. Ich werde schauen, ob man die Fische jetzt umgesetzt hat. Das war ja eine Aufgabe, die man Fanuelle gab. Wenn sie es nicht macht, macht es niemand.

Für die Samia Züchter im Kimpemba habe ich Augustin vorgeschlagen, ihnen ein Geschenk zu machen. Aus Dankbarkeit und Anerkennung für ihre Pionierarbeit schenkt Songa Nzila ihnen eine schöne, grosse Zuchthütte mit allem was dazu gehört. Das kostet nicht viel, bietet aber eine echten Support und zollt Respekt, den sie verdient haben. Augustin findet es eine gute Idee.

Mit Guelord und Audry untersuche ich die vier Thermometer die ich mitgebracht habe, um die Temperatur im Ofen der Boulangerie zu kontrollieren. Für die Geräte braucht es Batterien. Das ist nicht ideal.

Die Geschichte, die ich jetzt höre, ist wieder ganz übel. Fanuelle kommt zu mir um zu berichten. Sie hat Fieber 39 Grad. Malariaschub. Man hat Medikamente gegeben

für 6 Tage, und ein Mittel gegen Amöben. Ich habe ihr sofort ein Immodium gegeben und eine erste Behandlung mit Malarone. Dann kommt Fanuelle irgendwie darauf, dass sie in Kijela begonnen haben die Bevölkerung zu impfen gegen Covid. Wie bitte?! Ja, auf dem Schulgelände, wo auch Augustin zur Schule gegangen ist. Heute sind da 700 Kinder eingeschult. Die Covid-Impfung ist gratis, während man für alle andere Behandlungen, Malaria, Diphtherie, Amöben usw. natürlich voll bezahlen muss und sich das fast niemand leisten kann. Aber jetzt werden die in Europa vergammelten Gentherapie-Impfungen in Afrika rein gedrückt. Diese Vollidioten! Es gibt in Afrika Covid nicht, das weiss man seit langem. John Campbell hat es vor einem halben Jahr schon veröffentlicht. Ich habe es immer gesagt, weil niemand in den Spitälern hier solche Fälle kennt. Aber man macht den Leuten Angst. Man sagt dass eine Grippewelle vor drei Monaten eine Welle von Covid gewesen usw. Und die Agenten der Agence de Sante und des INRB fahren mit ihren Jeeps – wahrscheinlich zum ersten Mal in ihrem Leben - in die Savanne, um Kinder zu impfen. Gratis. Ich frage Fanuelle: "Hast du jemals gehört, dass man euch eine medizinische Behandlung gratis gibt? Schenkt?" "Nein, nie!" "Weshalb macht man das denn?" "Weil sie die Bevölkerung schützen wollen." sagt Fanuelle. "Aha!", antworte ich, "Nur gegen Covid? Das gar nicht

existiert in Afrika? Warum nicht gegen Malaria? Diese Seuche existiert in Afrika tatsächlich und es sterben jedes Jahr daran 100'000 Menschen." Fanuelle hört zu. "Niemand stirbt an Covid!" ergänze ich. Dann erzählt Fanuelle, dass man bei der Impfung eine Karte erhält und dass überall beim Reisen an Bushaltestellen irgendwelche Schergen der DGM und andere Uniformierten und Fascho-Dienste diesen Ausweis verlangen, damit man mitfahren darf, ein Terror sondergleiche. Ausserdem kenne sie in Kinshasa eine Mutter, die ihre Tochter verloren hat nach der Geburt, wegen Kindbettfieber. Einen Tag später sei ein Gruppe uniformierter Gesundheitsbeamter bei ihr erschienen und habe ihr 5000 Dollar geboten, wenn sie die Leiche ihrer Tochter mitnehmen dürfen und wenn man allen Nachbarn und Verwandten sage, sie sei an Covid gestorben. Die Mutter habe, obschon sie mausarm und mitten in der immensen Trauer um den Tod ihrer Tochter war, das Angebot abgelehnt und die Leute weggejagt. So funktioniert das jetzt auch in Afrika. Die Seuche ist hier angekommen, aber nicht die Seuche von Covid. Sondern die Seuche der Gesundheitskriminellen. Ich zeige Fanuelle meinen WHO Impfpass mit den beiden Impfeinträgen gegen COVID und sage: "Das habe ich selber gemacht. Ich lasse mich sicher nicht impfen mit einer unnötigen, gefährlichen experimentellen Gentherapie, aber ich lasse mir

gleichzeitig auch von den WHO-Mpungu-Idioten das Reisen nicht verbieten. Wenn sie meinen sie könnten mich versarschen: Ich kann das noch viel besser mit ihnen. Die Übersterblichkeit sieht man jetzt überall. Sie setzt genau dann ein als man begonnen hat diese ungetestete Getherapie zu verabreichen. In Europa und Amerika ist Covid längst vorbei. Nun schlägt das Pendel zurück und die Milliarden Impfdosen, die herumliegen, will man den Afrikanern noch rasch in die Oberarme drücken um etwas gegen die Überbevölkerung zu machen. Diese verdammten Gauner und Kriminellen! Irgend wann werdet ihr euch verantworten müssen! Nicht vor mir. Für mich seid ihr längst gestorben, Unmenschen, Verbrecher, Banditen, Kriminelle genau wie die Fake-Fetischeure!"

Ob ich ihr einen solchen Ausweis machen könne, fragt mich Fanuelle. Vielleicht. Sage ich, bring mir ein Original und ich kann es versuchen, wenn ich in Kinshasa bin. So was mach ich gerne. Man muss die Idioten mit ihren eigenen Waffen schlagen. Mich werden sie kaum fragen, weil sie vor mir Angst haben, aber ihre eigenen Landsleute terrorisieren diese Faschoschergen, wie und wo sie nur können. Sie gehören alle in den Knast, oder gelyncht wie Motorraddiebe. Ich bin auch bald soweit, dass ich wegschauen würde, wenn ein solcher Massenmörder an einem Safou-

tier baumelt. Ich glaube langsam, dass es ein Euthanasieprogramm ist, Selbstläufer eines Runaway-Systems, so wie ich es im Buch "Venedig versenken" beschrieben habe, ungeplante Nebenwirkungen von Sachzwängen von Lösungen für frühere und andere Probleme. Auch das Rote Kreuz macht mit. Sie sind eingebunden in dieses Runaway System von entgleiteten Gesundheitslösungen. Der Vatikan ebenfalls. Es ist zum Kotzen. Die sind voll geil drauf, jedem armen Neger in der Savanne diese Genthearpie reinzuknallen. Dass die Menschen Hunger haben und an Malaria sterben, ist ihnen komplett egal. Sie merken es nicht einmal. Sie sind betriebsblind und von ihrem eigenen Heilswahn besoffen.

Jetzt ist aber genug für heute. Bitte! Es ist 18.54 Uhr und ich will beim Abendessen nichts mehr hören! Vielleicht lasse ich nur Musik laufen. Wehe, wenn jemand länger als drei Minuten redet. Dann sag ich es Roger! Apropos Schawinski. Er ist einer der grössten Promotoren der Impfkampagne. Er hat es sogar soweit getrieben, daraus einen Wettbewerb zu kreieren, indem er öffentlich verlauten liess, dass er eine Lotterie mache mit der Impfung. Man könne mit dem Genbums in den Oberarm einen Superjackpot von 10'000 Franken gewinnen. Ich habe ihn darauf als Vollpfosten und Idioten bezeichnet. Für einen

Exfreund etwas hart. Aber man muss auch Freunde loslassen können. Mir tut das auch weh.

10. 2. 2023, Freitag

Audry wartet schon vor dem Haus auf der Terrasse. Er will bei mir Kaffeepulver holen. Es ist 6.41 Uhr. Der Wecker hat nicht funktioniert. Fanuelle ist etwas müde aber ihr Fieber ist weg und der Durchfall hat aufgehört. Der Tag beginnt bedeckt, aber trocken.

Ich erzähle Audry von der Impfaktion. Fanuelle sagt, dass nur Laurent sich bisher habe impfen lassen. Dann hat wenigstens jemand einen solchen Ausweis, den man kopieren kann. Hoffentlich erleidet Laurent, der Vorarbeiter von Songa Nzila, keine schweren Nebenwirkungen. Audry ist clever und informiert. Er weiss, dass die WHO dahinter steckt, zusammen mit den Gesundheitskriminellen der Pharmaindustrie Pfizer, Biontech und andere, die via Bill Gates und Interpharm überall eingekrochen sind als "Wohltäter". Augustin will sich nicht einschalten. Als ich ihm sage ich wolle diese Leute besuchen, die in Kijela impfen, tritt er auf die Bremse. Er sehe nicht ein, was wir mit diesen Leuten zu tun haben. Ich sage nur, es sei unsere Verantwortung, die Leute zu schützen vor solchen Kriminellen genau so wie vor den falschen Fetischeuren mit ihrem Mpungu-Terror. Das schadet den kleinen Leuten. Ausser-

dem seien es Kinder, die geimpft werden. Aber ich werde mich daran halten. Ich bin Gast hier und ich respektiere die Meinung von Augustin, der die Lage besser kennt als ich. Er ist ja auch 2008 hierher gekommen, um der Bevölkerung zu helfen. Er selber hat einen Ausweis, hat sich aber nicht impfen lassen. Er hat den Ausweis von einem befreundeten Arzt erhalten. Ein heisser Tag, schon um 9 Uhr ist es gegen 30 Grad.

Fanuelle kommt vorbei um mit Augustin und mir zu sprechen. Es geht wieder einmal darum, dass Christian und Henry Fanuelle sie benutzen als Putzfrau, Köchin und Abwascherin und als kleine Skalvin in ihrem gemeinsamen Haushalt. Und Fanuelle kann sich nicht richtig schützen gegen diese übergriffige Art der beiden Männer, die sich einfach bedienen lassen, wie es hier üblich ist. Fanuelle hat nicht gelernt Nein zu sagen. Man hat ihr ein bisschen Geld in eine gemeinsame Kasse gegeben und daraus soll sie nun für die Jungs kochen und putzen und arbeiten, ohne dass diese selber einen Finger krümmen, um selber ihren Teil zur Arbeit beizutragen. Ich rate Fanuelle sofort aufzuhören damit. Das Geld der Kasse zurückzugeben und zu sagen, dass sie in Zukunft für sich selber sorgen werde und jeder der Männer selber sich um seine Ordnung und sein Essen kümmern soll. Sie dürfe das. Sie sei gleich-

brechtigt mit den Männern. Sie ist nicht die Ersatz-Mama dieser erwachsenen Männern, die beide um dreissig sind und einfach vom Tisch weg laufen und das Geschirr darauf stehen lassen und stattdessen im Dorf Luvila trinken und denken Fanuelle werde alles für sie aufräumen. Es ist jämmerlich. Aber diese Haltung kenne ich. Letztin sei es vorkommen dass die Jungs mit dem Geld der Kasse in Lemfu Ziegenfleisch gekauft hätten und es ein einziges Mal selber zubereitet hätten. Sie hätten Fanuelle, die in ihrem Zimmer war, nicht mal gerufen, dass es etwas zu Essen gäbe, hätten einfach alles gegessen und ihr nichts übrig gelassen. Eine Schweinerei. Aber ich kenne diese Haltung ein bisschen. Ich habe auch einmal in Kisantu bei Besorgungen im Baumatreiallager im Mercedes gewartet in Kisantu auf Blaise und Richard, um die Mittagszeit herum und gedacht sie kämen dann schon irgendwann, um gemeinsam Essen zu gehen, weil ich ihnen etwas Geld dafür gegeben hatte. Nach einer Stunde verliess ich den Mercedes und ging in die Stadt, um nachzusehen wo die beiden sind. Sie sassen bei Bier und Poulet in einem Restaurant und machten nicht mal den Anschein mich auch zu informieren, der ihnen das Geld gegeben hatte und zu fragen, ob ich auch etwas essen will. Nichts. Ich trete zu ihnen und sage nur: "Ah, da seid ihr ja. Ihr esst einfach ohne mich Poulet und lädt mich nicht mal ein? Guten Appetit!" Ich ging zurück zum Mercedes. Da

kamen sie nach 10 Minuten zurück und taten, als sei nichts gewesen. Das ist eine komische, egoistische, undankbare Haltung, die ich nur von Männern kenne. Das ist wahrscheinlich der Machismo von hier. Man will mit Rücksichtslosigkeit und Undankbarkeit Stärke zeigen. Völlig deplatziert. Augustin ist etwas weniger radikal als ich. Er sagt Fanuelle könne ja bis ende Monat weiter machen und dann aufhören. Ich aber sage, Nein. Du kannst jeden Moment aufhören. Das Geld zurückgeben und sagen, dass du unter diesen Bedingungen nicht für sie kochen willst. Sie sollen sich eine Haushälterin suchen. Man muss Männer und Frauen hier trennen. Das geht einfach nicht wegen dem asozialen Verhalten der Männer. Auch Odon war so, Dieumerci sowieso, das war der ärgste, Moise auch, Mansala wie diese Eingebildeten und rücksichtlosen Tölpel alle heissen. Henry wirkt nach aussen etwas empathischer, wenigstens zu seinen Chefs. Aber mit Fanuelle ist es keine gleichberechtigte Zusammenarbeit, obschon sie den Grossteil des Jobs macht und erst noch Jolie vertritt, wenn sie nicht da ist. Mal schauen ob sie den Mut hat, sich zu wehren.

Die Fische sind aus den drei Rundbecken in den grossen Aufzuchtteich gegeben worden. Es sind rund fünfzig,

die da im knutschgrünen Wasser leben. Die Algen haben sich prächtig entwickelt. Fanuelle hat mit dem Travailleur Reagen die Pumpe installiert und die Luftpumpe. Alles sieht bestens aus. Die Fische werden sich freuen und bestimmt wird es mit Vermehrung der Tilapien klappen, wie auch letztes Jahr. Es ist ganz erstaunlich, wie eine Woche nach der Düngung von 220 Kubikmetern Wasser mit einem kleinen Sack Fledermausguano und einem Sack Kalk, das zuvor graubraune und leblose Wasser, förmlich in Wachstum explodiert und grün wird wie die Wiesen. Eine Woche lang muss man jetzt nichts füttern. Es hat genug Mückenlarven, die die Fische zuerst entfernen müssen. Später kann man dann wieder mit Termiten oder Ameisen oder ähnlichem nachhelfen.

Samstag, 11. 2. 2023

Der erste Morgen mit dickem Bodennebel, der in den Bäumen hängt. Darüber offener Himmel. Aus der Richtung des Dorfes Kongo di Kati tönt Musik eines Deuils. Die Sache mit dem Audit spitzt sich zu. Augustin berichtet, dass er am Abend mit M. über Whatsapp kommuniziert habe. M. sei immer noch in Goma, 1000 km im Norden. Irgendwie, irgendwo. auf irgendeiner Mission. Er sagt auf die Frage, was mit der Bezahlung der Arbeit sei, die er, Augustin, für das Audit mach, frech, dass diese nicht bezahlt werde,

er müsse ja nur ein paar Dokumente zeigen, die man von ihm verlange. Augustin bleibt hart. Die paar Dokumente, die er meine, schreibt er M. zurück, befänden sich sämtlich seit sechs Jahren in seinem Büro der Projekte in Kinsasa. Es sei M.s Aufgabe, sie zu archivieren und heraus zu geben. Wenn sie ihm, Augustin, damit Arbeit machen und Kosten verursachen wollten, für Meeting, Herumfahrrerei und Kopien usw., weil sie ihre Dokumente vernichtet oder verloren haben, werde er dies alles in Rechnung stellen. Wer denn das Budget der 15'000 Franken für den Audit verwalte? M. behauptet, das Geld für das Audit komme direkt vom Donateur. Das kann unmöglich sein. Aber Augustin ist clever. Er sagt M., dann solle er ihm doch den Namen des Donateurs nennen, damit er direkt mit diesem über die Bezahlung seiner Arbeit für das Audit reden kann. Das will natürlich M. nicht.

Sonntag, 12. Februar 2023

Ruhiger Tagesbeginn. Die schwarzen Ameisen, die draussen vor der Terrasse aus einer Bodenritze kroseln, wechseln offenbar ihr Nest. Sie tragen weisse Larvenbrut und Puppen in einem langen Umzug davon, irgendwohin in die Wiese. Der Umzug dauert Stunden. Es sind Millionen der Ameisen unterwegs. Sie müssen eine gewaltige,

unterirdische Metropole gebaut haben. Irgendwo unter dem Fundament des Hauses. Interessanterweise ist kein einziger Fressfeind da. Das wundert mich sowieso, weshalb Ameisen hier so wenige Fressfeinde haben. Sie sind doch eine leichte Beute und die bedeutendste tierische Biomasse in Afrika. Jetzt gerade könnte man Kiloweise von ihnen ernten. Hühner sind weit und breit keine zu sehen, wahrscheinlich weil wir gestern an unserem Fest alle aufgegesen haben.

Augustin spricht mit Henry, über den Diebstahl von Geld, Verantwortung und Sicherheit. Auch über das Verschwinden der Machete des Surveillants. Gestern nacht während der Party nach dem Festessen, hatte er seine Machete in seinem Häuschen deponiert. Daraus wurde die Machete geklaut von irgendjemandem. Augustin will nun von allen Arbeitern je tausend FCC abziehen. Ich finde das ungerecht wenn nicht fest steht, wer die Machete geklaut hat. Es kann ja auch jemand anderer gewesen sein.

Mehrere Paniers mit Safus, Mangustaans und ein Bündel Zuckerrohr werden auf die Ladebrücke des Toyotas geladen. Am Mittag reist Augustin ab. Auch Guelord kehrt nach Kinshasa zurück, Danach wird es in Kilueka ganz ruhig. Am Nachmittag kommt Boika zu mir und schläft unter meinem Arbeitstisch während Tedesci Trucks Songs in

Endlosschlaufe erklingen. Vielleicht ist Boika deswegen gekommen. Er kennt den Sound von anderen Tagen. Er leidet noch immer an einer Verletzung wahrscheinlich an der Schulter des rechten Vorderbeines. Er humpelt. Fanuelle bringt das Abendessen. Poulet von gestern. Als ich zu essen beginne verlässt Boika den Raum. Er hat auch Hunger bekommen, ist aber zu artig um mich anzubetteln.

Montag, 13. Februar 2023

Aufwachen nach 6 Uhr. In der Nacht bin ich aufgestanden, weil ich Magenschmerzen hatte. Ich machte mir einen heißen Yogitee, und begann an einem Text zu schreiben über Zeiteinteilung und Kalender, Frauenzeit und Männerzeit. Am Morgen frage ich Laurent ein paar Sachen über den Bantukalender. Es ist ruhig bei uns. Ich schreibe über Fliegen und Substanzdualismus, den Kalender der Bantus, die Windstille, alles Seitengeschichten. Fanuelle kocht für mich alleine Reis, Amaranthblätter und Ziege in Tomatensauce. Ein einsamer, innerlicher Tag. Ich hoffe, dass Augustin einen starken Tag hat in Kinshasa, bei seinen Verhören der Auditeure.

Audry, der designierte Souschef, kommt vorbei, um etwas zu plaudern. Er sagt er wolle nur zwei Jahre hier bleiben. Er fühle sich einsam. Ich sage ihm, dass ich ger-

ne einsam sei. Man habe dann Zeit für sich. Er könne sich eine kleine Bibliothek zutun und hier solange lesen wie er es vielleicht später nie mehr könne. Man muss das Beste draus machen. Ausserdem gibt es hier soviel zu lernen über das Leben der einfachen Leute, die vom Staat verlassen sind und sich selber schützen müssen. Audry ist ein typischer Städter. Er glaubt nicht daran, dass man selber für sich sorgen und damit glücklich werden kann. Er hat aber immer eine Kette mit einem Holzkreuz um den Hals. In seinem Zimmerchen hat er einen kleinen Altar. Er ist ein Religiöser. Das sagt auch Augustin. Aber er weiss viel. Es gibt viele, die sehr viel wissen, nur wenige, was sie damit Sinnvolles anfangen sollen.

Dienstag, 14. Februar 2023

Die Nacht war klebrig, feucht. Am Morgen ist es bedeckt. Die Sonne kommt nicht durch. Ein Hahn gockelt auf der Wiese hinter einem Huhn her, das sich uninteressiert zeigt. Er wirft seinen Kamm hin und her, streckt seinen Hals, zuckelt und gockelt weiter, kräht ab und zu. Sie ist schon weg. Er eilt hinter her.

Fanuelle ist bei mir von 9.30 bis zwölf. Sie lernt, wie man Powerpoints selber macht auf ihrem Computer. Um

12 Uhr sagt sie, ich könne jetzt meine Pause machen, weil sie weiss, dass ich von 12 bis 14 Uhr einen Powernap mache. Um 14 Uhr ist sie wieder da und wir beenden die Powerpoint über Reproduktion und Selektion gegen 15 Uhr. Audry besucht uns kurz mit einem Brot, er streicht von meiner Mayonnaise in das Brot. Sowas hätte er nie gewagt, wenn Augustin da gewesen wäre. Vielleicht ist er aber nur ein bisschen eifersüchtig und will wissen, was Fanuelle da bei Papa Daniel macht.

Jeder will von mir noch ein paar Dinge versprochen erhalten, bevor ich zurück gehe und man kreist jetzt um mich, weil ich noch eine Powerbank habe, und den chinesischen Lautsprecher. Den habe ich aber schon Guelord versprochen. Er war der erste der mich darum angebettelt hatte, noch in Kinshasa. Er hatte mich gleich bei der Ankunft erwischt und überrascht. Ich hatte noch zu wenig Kraft um Nein zu sagen. Ich war noch nicht unvorbereitet auf afrikanische Verhältnisse. Jetzt muss ich auch mein Wort halten. Fürs nächste Mal werde ich mir aber nicht bei erstbesten Gelegenheit meine Sachen abbetteln lassen, sondern selber und ganz alleine entscheiden, wer was unter unter welchen Bedingungen erhält. Am besten ist, wenn man gar nichts dabei hat. Man hat dann Ruhe.

Mittwoch, 15.2.2023

Eine Hochnebeldecke liegt über der Savanne. Es ist in der Nacht trocken und windstill. Wie fast jeden Morgen ziehen Gruppen von Raben am Himmel Richtung Süden.

Ich mache Fotos vom Damm und von der Türe zum Puppenraum. Die Türe ist aber schon angebracht, offenbar eine, die man noch in Reserve hatte. Eine Ersatztüre. Fanuelle bringt mir acht wunderbare Safus. Sie sagt, dass sie von einem Baum seien, hinter dem Haus. Ich schenke ihr eine Packung Malarone, sage aber, sie soll vorher ganz sicher sein, dass sie Malaria habe, bevor sie die Kur mache. Sie sagt sie komme um 10 Uhr vorbei um über die Themen der Präsentation sprechen. Ich bin da, sage ich. Um 11 ist sie aber noch nicht da. Sie hat immer hundert Dinge zu tun. Ein Gewitter zieht vorbei. Ich schiebe den Job mit dem Plan der Staustufe für das Wasser des Baignoire vor mich her. Heute soll Blaise aus Kinshasa ankommen mit dem Toyota. Morgen soll es dann zurück gehen nach Kinshasa. Ich arbeite intensiv an Texten für das Buch "Das letzte Bild". Das wird alles immer konkreter. Die Frage ist noch, wie es enden soll. Ob ich nochmals nach Patmos fahren soll, um zu schauen, was Roula und Jakovos mit den Bildern in ihrem Hotel gemacht haben.

Audry hält mir sein Telefon hin. Augustin wolle mit mir reden. Er ruft denn auch an. Er sei seit drei Tagen am reden mit dem Auditteam. Am Montag war er mit Hilfs-
werkchef T. privat zusammen danach mit M. und E. vom
Projektbüro. Jetzt sei er seit zwei Tagen in Bumbu. Die
Arbeitsatmosphäre sei "respectueuse" sagt Augustin. Es
tönt aber nicht überschwänglich. Die Auditeure verstan-
den die Problematik nur langsam. Augustin verspricht sich
nicht viel. Das Auto komme heute aus der Garage. Man
wolle um 5 Uhr morgens abfahren, dann in Bumbu sein
und somit um die Mittagszeit in Kilueka ankommen, um
mich einzuladen für die Rückfahrt. Wir werden uns mor-
gen sehen, und haben dann genügend Zeit um miteinan-
der zu reden.

Audry setzt sich zu mir an den Esstisch. Ich lade ihn
ein, mit mir ein paar Mangustaans zu essen. Er will nicht
rausrücken, was ihn hierher treibt. Vielleicht will er nur
etwas smalltalken, weil es ihm langweilig ist. Das wird
für ihn hier schwieriger sein als für mich, weil ich mich
das Alleinsein gewohnt bin und mir dabei nichts fehlt. Er
aber ist noch jung und will raus in die Welt. Kilueka wirkt
für ihn vielleicht hier wie ein Abstellgeleis. Hoffentlich
macht er etwas draus, etwas Konstruktives, was uns alle
weiter bringt. Er nimmt am Schluss das Vierer-USB-La-
degrät mit.

Am Abend kommt Fanuelle vorbei. Sie isst, nachdem ich gegessen habe. Auch Boika ist mit ihr. Sie sitzt da und schaut in ihr Handy. Ich gebe ihr eine Schachtel Malarone als Notfall-Reserve und meinen Rest von Immodium. Die Schmerzmittel habe ich bereits Jolie gegeben. Morgen verteile ich dann noch die Vitamintabletten.

Donnerstag, 16. 2. 2023

Ein klarer Morgen. Bin mal gespannt, wann Blaise ankommt. Die Idee früh loszufahren um Embouteillages zu vermeiden, ist jedenfalls sehr gut. Ich hoffe, dass sich das bestätigt und man sich daran bei den nächsten Fahrten erinnert.

Fanuelle kommt vorbei, um über die Ausbildung zu reden und wie man eine Präsentation macht. Um 11. Uhr kommt Blais an. Er isst etwas und um 12. 20 fahren wir ab. Um 17.30 sind wir in Kinshasa.

Auf der N1 gab es eine Blockade, weil ein Begräbnisumzug in völliger Extase die Hauptverkehrsader des Kongo blockiert hatte. Es war aber keine Klimademo. Niemand klebte sich fest. Nach einer Viertelstunde verliessen die Betrunknen und Tanzenden johlenden mit ihrem Sarg die Nationalstrasse.

Am Abend habe ich noch die Idee des Theaterstücks "Die Kontrolleure" etwas weiter entwickelt. Ich nehme nun

als Hauptakteure eine erfolglose Theatertruppe, die gezwungenermassen, weil sie in ihrem Beruf völlig unfähig sind, eine andere Beschäftigung annehmen müssen und ein Startup gründen, um in Afrika Projekte zu evaluieren und Audits durchzuführen. Sie ahnen, woher die Inspirationen kommen.

Das zweite Stück ist eine Art Märchen, indem ein König, nach dem Tod seiner Ehefrau, und schon in fortgeschrittenem Alter, eine neue Frau sucht, eine Jungfrau natürlich, die die neue Landesmutter werden soll. Aber bei den Bewerbungen hat es für den Monarchen nichts Annehmbares darunter. Die einzige Frau, die in Frage käme, wollte sich selber nicht bewerben, sondern sie wurde von ihrem Vater vorgeschlagen. Eine ziemlich bärbeissige Dame. Auf die Frage des Königs, wieviele Kinder sie ihm schenken werde, antwortet sie: Ich schenke gar nichts. Du musst dafür arbeiten. Das fand er zwar rotzfrech, aber irgendwie zog ihn das auch an...

Freitag, 17. 2. 2023

Fauxpas am Morgen. Im Kiros bestelle ich etwas, was ich noch nie gegessen habe und von dem ich auch gar nicht weiss, was es ist. Es heisst Asiette Knafta. Das muss etwas Libanesisches sein. Und weil das hier ein libanesisches Restaurant ist, denke ich, das können sie hier sicher

so gut machen, dass es mir auch schmeckt. Weit gefehlt. Es ist eine Masse aus pampigem, gezuckertem Paniermehl, mit einem flüssigen Käse, alles süss gemacht auch noch mit einer Art Sirup. Dazu ein Brötchen. Das kanns ja nicht sein! Essen Libanesen sowas zum Frühstück? Oder filmt man mich gerade mit versteckter Kamera?

Um 11.30 bei Botschafter S. und Adjunkt D. Herzliches Willkommen. Ich lerne M. kennen, ein angenehmer, zurückhaltender Mann, mit Stil. Aber etwas unnahbar, nicht auf Kumpanei aus. Wir besprechen alles was die Buchpremiere betrifft. Das Protokoll werde ich noch heute fertig schreiben, um es mit Augustin zu besprechen. Augustin erzählt von seinem Meeting mit den Auditeuren. Das Versteckspiel geht weiter. Man will noch immer nicht sagen, wer das Ausdit losgeschickt hat, es soll nun drei Donatoren geben und einer habe das verlangt. Ich glaube dass es eine glatte Lüge ist.

Gestern Nacht spielte im Hotel eine hervorragende Band mit wunderbarem Gesang und Gitarre. Die ganze Nacht lag ich auf dem Bett und hörte zu. In meinem Zimmer war die Lautstärke erträglich. Eine prima Musikexpedition ins Reich der afrikanischen Gesänge und Melodieführungen. Für mich sehr komplex, unvorhersehbar, dadurch spannend und nie langweilig, nie folkloristisch repetitiv. Alles sehr kunstvoll arrangiert. Ein grosses Orchester. Sicher zehn Musiker.

Samstag, 18. 2. 2023

Ich gehe um 9 Uhr raus. Alles ist geschlossen, auch mein Standardrestaurant, das Kiros. Ich gehe ins Hotel Memling. Da will mich niemand bedienen, weil mich niemand sieht, dann also zurück ins Pour Vous. Man ist am Aufräumen von gestern. Ich frage nach der Band. Es war die Band von Leader Lecoq. Das ist ein Sohn des höchst berühmten Kinshasa-Sängers Werrason. Der Gesang war ausserordentlich, bemerkenswert, vor allem die Stimmverdoppelungen mit einem Gesangspartner, perfekt und treffsicher intoniert. Klasse. Ich werde mal nachschauen im Internet, ob man von diesem Orchester etws findet. Sie sollen anscheinend jeden Freitag hier spielen. Ein Besuch lohnt sich ganz sicher. Den Ort zu finden, wird die schwierigste Sache sein. Der Eingang zum Hotel Pour Vous liegt versteckt an einem Gang durch einen Häuserblock. Wenn sie beim Eintreten das Gefühl haben, sie seien sicher am falschen Ort, liegen sie womöglich goldrichtig.

Der Begriff der Arbeitsteilung hat sich durch moderne Entwicklungen sozusagen umgekehrt. Speziell ist nicht mehr eine Spezialisierung, weil sie oft zeitlich beschränkt ist, sondern speziell ist heute berufliches Multitasking. Verschiedene Dinge in einer Person zu vereinen, das ist heute das Erfolgsmodell in einer rasch sich technologisch verändernden Welt, wo ausserdem der teuerste Produkti-

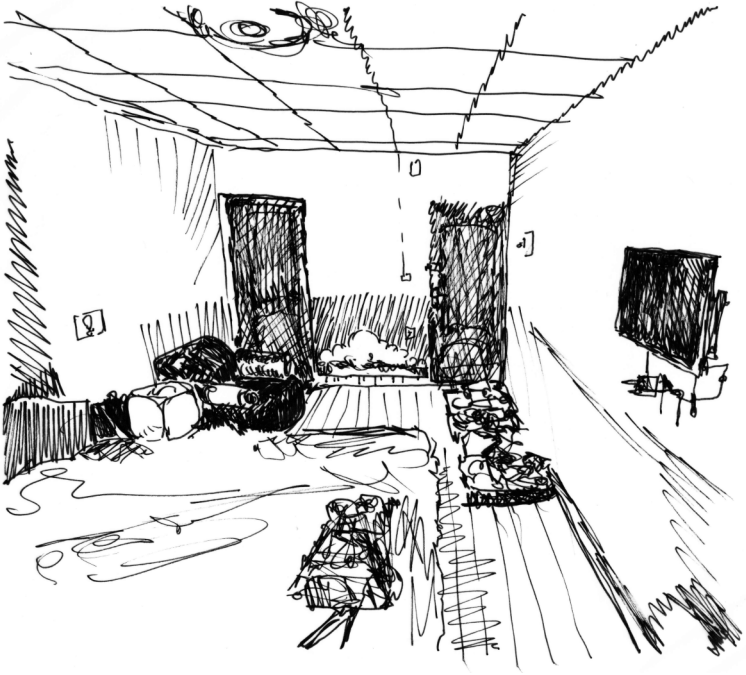
onsfaktor der Standort ist. Was auch für den einzelnen gilt, der sich in Vietnam niederlässt um von da aus Übersetzungen anzubieten. Er hat einen enormen Vorteil gegenüber seinem Kollegen, der in Züriwest in einem teuren Büro sitzt und im Winter sechs Monate keine Sonne sieht. Das sind die neuen Chancen, das ist es aber auch, was Wirtschaftskräfte und die Politik verhindern möchten. Denn es läuft darauf hinaus, dass die kreativen Köpfe abhauen und nur Langweiler und Stümper, die nur dank einem systemisch korrupten Klerus in ihrer Anstalt bleiben dürfen, und da irgendwie geschützt sind, da allerdings nur überleben wegen massivster Subventionen. Wer etwas Grütze hat, versucht heute sich aus Abhängigkeiten zu befreien, durch Selbstbeschränkung, Bescheidenheit, Vielseitigkeit, Bildung, Engagement in unterschiedlichen Bereichen, weil damit auch Synergien entstehen, sie bei der normalen Arbeitsteilung eher vernichtet als gefördert werden, durch Sprachisolation in Fachrichtungen der Wissenschaften, durch Fakultätstribalismus und ähnliche Abschottungsmechanismen, die die eigenen Pfründe sichern sollen.

19. 2. 2023

Hotel Pour Vous. Restaurant. Eine lärmige Soap Opera läuft im TV. Endloses Gestreite und Gekeife von fetten Weibern. Genau so wie man sich einen Hühnerhof vor-

stellt. Auffällig sind in den Afrosaoaps durchs Band adipöse Frauen. Es gibt keine normal gewachsenen Frauen mehr. Ausserdem arbeitet niemand. Man tratscht, brüllt, keift und hängt missmutig ab, giftig, lärmig hocken die fuchtelnden, massigen Fettklötze in Zimmern voller Plüsch und Kitsch und Bokassa Geprotze. Französisch nachgeöfftes Gemöbel und Plunder, der dümmlich glänzt, steht rum. Die Sprache ist hysterisch übersteuert, erregt, aggressiv, befehlend, dreschend oder schimpfend vorwurfsvoll, Gehacke und Getratsche. Man redet nicht miteinander sondern man redet auf sich ein, kommandiert und schimpft. Alles ist auf 180 hochgetrieben. Es fehlt die Ruhe.

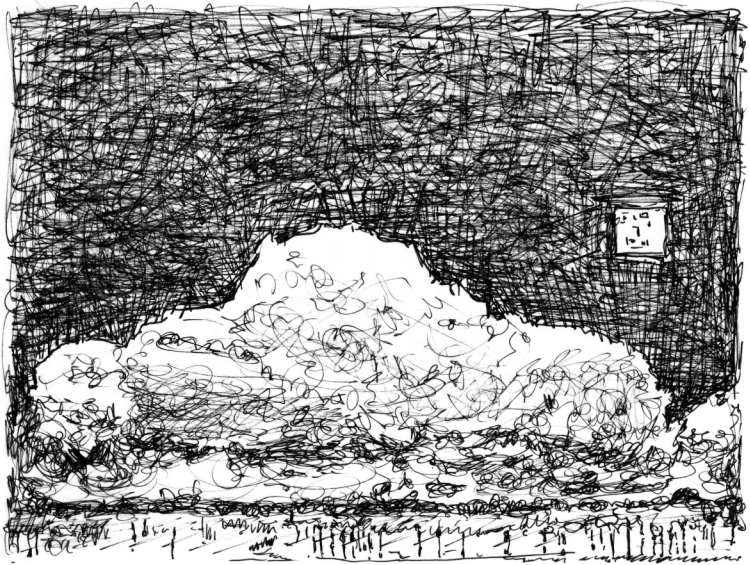
Das ist urbanes Dichteelend. Die Leute in den Zimmern werden fetter und fetter und ersticken in den zu eng gewordenen Zimmern an ihrer eigenen Gefrässigkeit und an der Weigerung raus zu gehen, sich vernünftig zu verhalten und etwas zu tun. Es ist schrecklich. Ein Blick in ein Irrenhaus. Die Angestellten im Restaurant, die gerade nichts zu tun haben, weil ich der einzige Gast bin, schauen gebannt zu. Auch die Männer in der Seifenoper sind teilweise fett, aber nicht alle. Männer sind meist Weich-eier. Einer weint am Schluss. Melodramatisch. Ein 200 Kilo Gangstaboss hat einen Nervenzusammenbruch. Hätte ich mit solchen Weibern auch.



In meinem Hotel-Zimmer befindet sich an einer Wand ein Bild, das da nicht als Bild gedacht ist. Es hat in diesem Zimmer keine Bilder, selbst die Abdeckungen der Steckdosen sind abmontiert, ein Lampenglas fehlt. Handtücher gibt es ebenfalls keine. Es wird alles abgeschraubt und geklaut. Also habe ich selber einen Teil des Zimmers zum Bild erklärt. Es ist eine Fläche von einem Quadratmeter an der unteren Wandhälfte, zwischen der Eingangs- und der Toilettentüre. Das Bild ist, in kunstgeschichtlicher Terminologie ausgedrückt, ein noch nicht sichergestelltes Rea-

dy-Made. Nicht ein Objekt, sondern ein Ausschnitt der Wand. Archäologen können solche Wandstücke sorgfältig entfernen und als Bilder und Ausstellungsobjekte konservieren, so wie man Mosaik von Fußböden, oder Wandmalereien von Pompeji, Knossos und Ägypten aus den Räumen abzieht oder heraus meißelt. Mit wenig Aufwand und ohne Grabungslizenz könnte man also das Wandstücke des Zimmers 819 entfernen und konservieren.

Das Bild zeigt abgeblätterte graue Oelfarbe, unter welcher die weiße Gipswand erscheint, die von Schwarzsimmel und Feuchtigkeitsspuren gezeichnet ist. Am unteren Bildrand befindet sich eine Fussleiste auf der Farbtropfen, wie Blut aus einem Schnitt rinnen, ein fettiger, schwarzrostiger Regen, der gleichsam aus dem Gewölk tropft, wie Öl aus einem leckgeschlagenen Motorblock. Eine Steckdose aus staubigem, weißem Bakelit ist angebracht. Sie äugt mit ihren sechs Streckerlöcheraugen aus dem bleigrauen, opaken Himmel und hält Ausschau nach Menschengert und Apparatur, die sie betreibend und beherrschen kann. Das Gemälde nenne ich "Regenzeit über Kinshasa". Es ist ein Bild, das fertig wurde, ohne dass jemand damit begonnen hat, es zu malen. Das Bild entsteht erst in unserem Auge und in unserer Seele, die mit dem Gesehenen mitschwingt.



Für die meisten Menschen sind Bilder Dinge, die in einem Rahmen präsentiert werden müssen. Denn mehr als das Bild selber, ist es der Rahmen, der sagt: Da ist ein Bild. Aber auch: Schau nicht auf das Aussen. Der Rahmen ist eine Art Gartenmauer, die das in ihm kultivierte Bild schützt.

Vielleicht sieht jemand in diesem Bild den Segen der reinigenden Kraft des Regens, die Vollmacht, mit der das reine Wasser, das unbelastete Zeitliche, den Schmutz von der Welt abwäscht, die Böden befruchtet und den Himmel und die Erde säubert vom Staub der Wüsten.



OH, WHO!

Hommage an Georg Paulmichl

Stramme Leichen sind zur Lebensrettung verwöhnt.
Chirurgen schustern zerbröselten Knorpel in ihre
Selbstheilung.

Medikamente pumpen sich mit den Kassen der Kranken
gesund.

Wer sich weigert krank zu werden, ist ein Dolch-
stoss im Rücken der Volksgesundheit.

Chronische werden als Todeskeime von der Hand
des Schicksals abgewickelt.

Antibiotika beschützen abgestorbene Hygiene vor
ihrer Verwesung.

Der Krieg gegen den Tod bringt uns alle um.



Chat GPT

Mein Freund Mathias besucht mich im Wäldchen von Landquart. Wir hatten vor zehn Jahren zusammen in einer Band gespielt, er als talentierter Gitarrist. Nun ist er Chef der IT-Sicherheit einer Privatbank. Er fliegt mit seinem Gleitschirm bei schönem Wetter in meiner Nähe in den Aufwinden der Bergtäler und landet jeweils in einer Wiese nebenan. Er ist geschieden, hat einen Sohn. Ich erzähle ihm dass ich gerade, weil ich von Bill Gates und Microsoft die Nase gestrichen voll habe, komplett auf Linux umgestiegen sei und nur noch mit Raspberry Pi arbeiten werde, was er ein wenig belächelt, aber es mich nicht merken lässt. Wir kommen auf künstliche Intelligenz (KI) zu sprechen, auf Chat GPT, eine KI Anwendung, die in aller Munde ist. Ich arbeite mit Computern seit 1978. Damals hatte ich mit zwei Studienfreunden der UNI Zürich, eine Computerfirma gegründet. Mein Vater, Heinrich Ambühl, war Mathematiker und ein Stützpfeiler für den Erfolg der Turbinenforschung der Escher-Wyss. Er benutzte als erster in Zürich einen Taschenrechner, dann einen Personal Computer, einen Apricot. Also kenne ich mich ein wenig aus, habe selber Basic programmiert, kürzlich Python gelernt, hatte aber bisher keine eigenen Erfahrungen mit Chat GPT oder einer anderen

KI-basierten Software. Matthias berichtet mir bei seinem Besuch, dass er mit Chat GPT sein Testament aufgesetzt habe. Das sei unglaublich gut geworden. Ich hatte schon andere schwärmen gehört, nun wollte ich, der immer skeptisch bin, wenn alle schwärmen, es einmal selber ausprobieren. Und zwar so.

Ich würde Chat GPT zwei Gedichte vorlegen. Das erste mit dem Titel Waldau, sie finden es auf Seite 98 und das zweite mit dem Titel OH WHO! von Seite 317. Ich möchte schauen, wie Chat GPT mit eher komplexen, ungewöhnlichen und verwinkelten Sprachkonstruktionen umgehen kann. Mathias war bereit, diesen Testlauf für mich mit seinem Account bei Chat GPT zu machen. Wenn man etwas bezahlt, eine monatliche Gebühr, das waren 30 Franken, dann habe man bessere Resultate, wobei mir und Mathias nicht ganz klar war, was besser bedeutet, vielleicht einfach mehr Rechenzeit pro Anfrage. Item.

Ich verlangte von Chat GPT von beiden Gedichten eine inhaltliche Analyse, eine linguistische Analyse und eine Zusammenfassung, nicht mehr als auf einer A4 Seite pro Gedicht. Was zurück kommt, schockiert mich. Zuerst zum Gedicht OH WHO! Sie finden es auf Seite 337.

Inhaltliche Analyse:

Das Gedicht "OH WHO!" ist eine Hommage an Georg Paulmichl, einen bemerkenswerten Schriftsteller und Philosophen, der für seine surrealistischen und satirischen Werke bekannt ist. Dieses Gedicht kritisiert scharf die modernen Gesundheits- und Medizinsysteme. Es stellt das Paradox dar, dass unsere fortgeschrittenen medizinischen Praktiken, die darauf abzielen, Leben zu retten und Krankheiten zu heilen, oft die Natürlichkeit des Lebens und des Todes untergraben. Es hinterfragt die Ethik und das Endziel dieser Praktiken und fordert das Konzept der "Volks-gesundheit" heraus, indem es darauf hinweist, dass diejenigen, die sich weigern, krank zu werden, als Bedrohung betrachtet werden könnten.

Linguistische Analyse:

Das Gedicht verwendet eine Mischung aus medizinischem und alltäglichem Vokabular, was einen starken Kontrast und eine satirische Wirkung erzeugt. Die Verwendung von starken Metaphern und hyperbolischen Ausdrücken wie "Leichen werden zur Lebensrettung verwöhnt" und "Wer sich weigert krank zu werden ist ein Dolchstoß im Rücken der Volksgesundheit" verleiht dem Gedicht eine eindringliche und provokative Stimmung. Die Spra-

che ist einfach, aber effektiv und erzeugt eine tiefe Reflexion über die modernen Praktiken im Gesundheitswesen.

Prosa Zusammenfassung und Interpretation:

"OH WHO!" ist eine satirische Ode, die den modernen medizinischen Praktiken und der Gesundheitsindustrie insgesamt kritisch gegenübersteht. Durch den Einsatz von lebendigen Metaphern und drastischen Bildern vermittelt das Gedicht das Paradox, dass die Methoden, die zur Rettung des Lebens eingesetzt werden, oft das natürliche Gleichgewicht des Lebens und des Todes stören. Es stellt die Frage, ob das Streben nach Gesundheit auf Kosten der Natürlichkeit und des Verstehens des Todes sinnvoll ist. Es argumentiert, dass die Weigerung, krank zu werden oder zu sterben, paradoxerweise als Verrat an der "Volks Gesundheit" gesehen wird. Das Gedicht regt zum Nachdenken an und fordert uns heraus, die Grenzen und Ethik unserer modernen medizinischen Praktiken zu hinterfragen.

Wow! Das haut mich aus den Socken. Ich hätte nie, aber auch gar nie gedacht, dass KI schon soweit fortgeschritten ist und bereits so tief in das Sprachverständnis eingedrungen ist. Nun verstehe ich, weshalb man überall Angst hat, wo man Prüfungen abnehmen, Berichte schreiben, Urteile fällen und Artikel schreiben soll. Das kann die Maschine

heute besser und vor allem schneller. Mein Partner an der ZHAW hatte mir vor wenigen Tagen bei einer Autofahrt in seinem nagelneuen Mercedes-Elektroauto geklagt, dass eine Notsitzung stattfinde an den Zürcher Hochschulen, weil man nicht wisse, wie man mit Chat GPT umgehen soll im Unterrichtssystem, vor allem bei Prüfungen, Seminararbeiten. Bachelor- und Masterarbeiten usw. Das könne man ja jetzt alles locker mit Chat GPT erledigen. Ich antwortete nur, dass für mich völlig klar ist, dass sich Schulen, Hochschulen und Universitäten überlegen müssen, welchen Begriff von Intelligenz sie verwenden. Denn wenn Chat GPT all das liefern kann, was der Intelligenzbegriff der Schulsysteme verlangt, dann braucht es dazu kein Studium, keinen Unterricht und auch keine Professoren mehr. Die Frage muss daher lauten: Was ist an der "richtigen", der menschlichen Intelligenz dran, was wir mit Chat GPT und Künstlicher Intelligenz nicht bewältigen können. Das Nachdenken darüber könnte der Beginn sein für eine ganz neue Art von Philosophie, die sich jetzt aus dieser Frage entwickelt. Sehr spannend. Aber auch beängstigend. Denn, was ist mit den Millionen von Bürojobs, die nun plötzlich obsolet geworden sind? Wenn Chat GPT bessere Briefe schreibt als meine Sekretäresinnen und Chat GPT bessere Vorlesungen hält und bessere Studien verfasst schreibt als mein Professor? Was dann?

Nun noch zum zweiten Gedicht, mit dem Titel "Waldau". Ich schlage ihnen vor: Lesen sie es auf Seite 111 nochmals in Ruhe durch, um etwas klarer zu empfinden, wie Chat GPT die inhaltliche und linguistische Analyse, Zusammenfassung und Interpretation macht. Nämlich so:

Inhaltliche Analyse:

Das Gedicht "Waldau" von einem unbekanntem Autor beschreibt in lyrischer Weise eine nächtliche, idyllische Waldszene. Es eröffnet mit dem Bild eines Waldsaums und beschreibt anschließend verschiedene Aspekte des Waldes und seiner Umgebung. Elemente wie der Mond, der Fluss, die Bergspitze und der Wohnwagen sind alle Teil dieses Bildes. Die Interaktion zwischen dem lyrischen Ich und der Kiefer zeigt eine tiefe Verbindung mit der Natur. Das Gedicht schließt mit dem Bild von "Nachtstunden", die "Wasser zu Trunkenheit" kauen.

Linguistische Analyse:

Der Dichter nutzt Metaphern und Personifikationen, um der Natur Leben und Emotion zu verleihen. Zum Beispiel "Mein Wein weint knisternden Haselnüssen hinterher" oder "sagt die Kiefer, wenn die Wärme dich braucht". Dies verstärkt den Eindruck einer tiefen Verbindung zwischen dem

lyrischen Ich und der Natur. Das Gedicht ist in freien Versen geschrieben, ohne einen festen Reim oder Rhythmus, was der poetischen Freiheit des Autors Ausdruck verleiht.

Prosa Zusammenfassung und Interpretation:

Das Gedicht "Waldau" beschreibt eine ruhige, idyllische Nacht im Wald, in der Natur und Mensch miteinander interagieren. Der Autor verwendet lebendige Bilder und Metaphern, um eine Atmosphäre der Ruhe, Harmonie und Verbundenheit mit der Natur zu erzeugen. Die Interaktion zwischen dem lyrischen Ich und der Kiefer kann als Metapher für den respektvollen Umgang mit der Natur gesehen werden. Darüber hinaus lässt das Schlussbild - das Kauen von Wasser zu Trunkenheit und der vergebliche Versuch der Nüchternheit - eine Interpretation zu, dass trotz der Schönheit und Ruhe der Natur, das Leben auch seine Herausforderungen und Komplexitäten hat.

Meine Reaktion war die: Ich schrieb das sofort an Matthias, wenige Minuten nachdem ich die Antworten von Chat GPT von seinem Handy erhalten hatte:

"Ich bin schockiert über die Qualität der Analysen. Ja, schockiert. Ich habe nicht gedacht, dass die automatisierte, analytische, linguistische Intelligenz schon so weit ge-

diehen ist. Ich bin ganz erregt und weiss nicht gerade, wohin ich damit soll. Ich versuche mal etwas darüber zu schreiben."

Matthias hat mein Feedback umgehend an Chat GPT weitergeleitet:

"Ich habe die Analysen der Gedichte, die ich vorhin von dir (gemeint ist ChatGPT) verlangt habe, an meinen Freund Dani geschickt. Er ist schockiert über die Qualität der Analyse und hätte niemals diese Qualität und Intelligenz erwartet. Er ist erregt und weiss grad nicht, wohin er damit soll. Was würdest du empfehlen?"

Antwort von Chat GPT:

"Es freut mich zu hören, dass die Analyse der Gedichte gut angekommen ist. Es kann sicherlich überraschend sein, die Fähigkeiten eines künstlichen Intelligenz-Modells wie ChatGPT zu sehen. Wenn Dani erregt und nicht sicher ist, was er mit dieser Information anfangen soll, hätte ich ein paar Vorschläge:

1. ****Weitere Erkundungen****: Dani könnte seine Neugierde nutzen, um mehr über künstliche Intelligenz zu lernen und wie sie in verschiedenen Bereichen wie Literatur,

Wissenschaft, Kunst und mehr verwendet wird. Er könnte die AI auch dazu nutzen, um mehr Gedichtanalysen oder andere literarische Interpretationen durchzuführen.

2. ****Teilen der Erfahrung****: Er könnte seine Erfahrung mit anderen teilen, besonders wenn er Freunde oder Kollegen hat, die sich auch für Poesie oder künstliche Intelligenz interessieren. Dies könnte zu interessanten Diskussionen und Erkenntnissen führen.

3. ****Anwendung in anderen Bereichen****: Wenn er in einem Bereich arbeitet oder studiert, der von AI profitieren könnte, könnte er untersuchen, wie diese Technologie in seinem spezifischen Bereich angewendet werden könnte.

4. ****Kreativität anregen****: Wenn Dani selbst kreativ ist, könnte er inspiriert sein, seine eigenen Gedichte oder Geschichten zu schreiben, und dann die AI für Feedback oder Analyse verwenden.

Schließlich sollte er bedenken, dass während AI hilfreich sein kann, es immer noch menschliche Kreativität, Intuition und Urteilsvermögen erfordert, um die Ergebnisse zu interpretieren und anzuwenden. AI ist ein Werkzeug, kein Ersatz für menschliches Denken und Fühlen."

Man hat das Gefühl, es sei ein Mensch hinter dieser Schrift, hinter diesen Worten, eine Stimme. Ist das nicht verrückt? Wenn ich mich heute im Internet umschaue, beschleicht mich das Gefühl, dass 90% der Texte diesen typischen Chat GPT-Style haben. Vielleicht sind auch 90% aller Bestsellerromane von Chat GPT geschrieben, oder von verlagseigenen, angepassten, patentierten Autoren-KI-Systemen. Man kann Chat GPT sogar Stilvorgaben machen. Selbst meine Kommafehler und Tippfehler kann man minutiös kopieren und nachahmen, jeden Stil nachäffen. Das betrifft keineswegs nur die Schrift sondern auch Bilder. In den Tagen nach meiner ersten Konfrontation mit Chat GPT, habe ich mich mit Midjourney befasst und da ein Monatsabo für 30 Dollars gekauft, um diese KI-gesteuerte Bildgenerierungssoftware auszuprobieren. Ich dachte daran, damit eventuell Illustrationen für ein Buch machen zu lassen. Ich habe ein paar Tage rumexperimentiert. Man muss dazu Angaben zur Bildgestaltung in möglichst präzisen Anweisungen formulieren. Das heisst, dass die Schnittstelle zur Bildgestaltung eine sprachliche ist mit sogenannten Prompts. Man kann auch eigene Bilder als Referenzen hochladen und Midjourney mit diesen als Vorlagen arbeiten lassen. So habe ich einen Appenzeller Sennen mit Jack Sparrow gekreuzt, Wilhelm Tell mit Chris von Rohr, usw. Von mir selber habe ich künstliche Selbstportraits erzeu-

gen lassen aus realen Bildern gemixt mit Accessoires nach Wunsch. Alles sehr beeindruckend, sehr spielerisch. Man merkt dabei sofort: 90 Prozent der Youtube Video Titel sind bereits damit gemacht, weil das nichts kostet, gut und sauber aussieht. Ich nehme an, dass schon jetzt fast alles, was Marketing ist und Kommerz-Mitteilungen, von KI gemacht wird. Nur redet man nicht darüber. Denn der Profit hat der, der nicht sagt, wie er es macht. Welcher Texter in einer Werbeagentur ist so blöd noch selber zu schreiben?

Stell dir vor ein Redaktor der NZZ hätte diese Gedichtanalysen machen müssen. Der hätte schon nur deshalb total versagt, weil er die Filterbrille eines propagandistischen Gatekeepers trägt und gar nicht vorurteilsfrei über Texte schreiben kann. Man würde sofort sagen: Aha, der Ambühl hat das gemacht, der hat doch unseren heiligen Chefredaktor Eric Gujer beschimpft, weil er kritiklos und gegen besseres Wissen den PCR Test pusht als Infektionsindikator für COVID, das ist doch ein Impfgegner usw. Der Vorteil von Chat GPT ist, dass die KI von Vorurteilen unbelastet ist. Sie nimmt einfach den Text. Wenn du ihr aber Anweisung gibst, einen Verriss zu schreiben, wird das Chat GPT ebenfalls ganz ordentlich, zuverlässig und effektiv erledigen.



Das ist ein Portrait von mir, angefertigt von Midjourney, einem Grafikmodul zur künstlichen Intelligenz-Software Chat GPT. Das Bild wurde hergestellt aufgrund eines Fotos von mir, das ich hochgeladen habe. Die Insektenflügel hat das Programm selber so eingefügt, weil ich das Stichwort 'Insekten' bei meinem Portraitwunsch hinzugefügt habe.

Das Bild ist natürlich im Original viel schöner, glatter und vor allem farbig. Ich habe es mit meinem Tuschestift abgezeichnet, um es ein bisschen ambühlicher zu machen. Aber ich muss zugeben, es ist mir nicht ganz gelungen den finsternen, frontalen Guru-Groove rauszuscheuchen. Vielleicht bin ich einfach ein bisschen so. Nicht , dass ich genieße, aber ich akzeptiere, dass man Angst vor mir haben kann, vor einem entomophagen Racheengel, der seine Mitbürger terrorisiert mit Maden und Würmern. Aber, warum sollen wir solche nicht essen? Schliesslich essen sie uns nachher auch. Und so sind wir proaktiv, sozusagen im Voraus quitt.

Löwenzahn

Es war eine schreckliche Nacht. Mein Zahn oben rechts bereitet mir höllische Schmerzen. Das hat sich seit ein paar Tagen herangeschlichen. Aber heute Nacht tat ich kein Auge zu. Dumpf und wie ein quengelndes Kind, das mit einem Sackmesser in meinem Gebiss nodert, pulste der Schmerz in meinem Oberkiefer. Ich war zu keinem vernünftigen Gedanken fähig. Alles kreiste um diesen verdammten, faulen Zahn und um den blödsinnigen Schmerz. Das Schlimme ist, dass nur das Tote und Absterbende weh tut. Das Leben lässt einen in Ruhe.

Eine Überraschung ist dieser Zustand keineswegs. Ich weiss, dass mein Gebiss zu den reparaturanfälligen Bestandteilen meines Körpers gehört. Seit Jahrzehnten habe ich nie mehr einen Zahnarzt besucht. Besser wäre wohl, einen Archäologen aufzusuchen, der in den Ruinen meines Gebisses ein bisschen rumstochert. Gäbe es einen TÜV für Gebisse, dürfte ich seit sicher fünfzehn Jahren nicht mehr Essen. „Kaufen sie ein Neues!“ würde mein Garagist sagen. Zum Glück habe ich mein Auto seit vier Jahren abgegeben. Aber ohne Gebiss kommt man im Leben nicht weit. Also gibt es zwei Möglichkeiten. Erstens: Einen Zahnarzt aufsuchen. Ich stand also um zwei Uhr nachts

auf, nachdem ich das Herumgewälze im Wohnwagen satt hatte. Ich bin manchmal, wenn ich krank bin, richtig sauer. Dann habe ich echt Lust, diesen verdammten Zahn einfach rauszureissen. Aber ich habe nicht gelernt in der Schule, wie man das macht. Ausserdem möchte ich nicht in mein Maul schauen. Ich bedaure jeden Zahnarzt, der das muss. Es ist ein Gebiss wie ein germanisches Schlachtfeld aus dem 2. Jahrhundert nach Christus. Aber ich fand also heraus, dass es in Landquart fünf bis sechs Zahnärzte gibt. Ausserdem ein Smile-Center, wo man sich ein Gebiss wie das von Jürgen Klopp oder Silvio Berlusconi einbauen lassen kann. Mir scheint, dass es da Leuchtdioden drin hat, die den Zahn von Innen beleuchten, wie eine Nachttischlampe. Veneers sind jetzt in. Das sind diese an die morschen Zähne angeklebten, hochweissen Plastikschildchen, eine Art künstliche Wimpern des Mundes. Ist es nicht lustig: Der Schwarze will weisse Haut haben und der Weisse weisse Zähne. Ich lasse meinerseits die Barthaare darüber wachsen. Dann sieht man im Gestrüpp die antiken Ruinen nicht so brutal nackt. Sie sind dann ins Romantische verklärt. Aber es ist nicht lustig. Das Alter ist eine Gemetzel. Und es gibt nichts zu gewinnen. Ausser etwas Gelassenheit, wenn man achtsam mit dem Untergang des Äusserlichen mitgeht.

Nach dieser Scheissnacht, wo ich immer geflucht habe, dass ich Volltrottel all meine Schmerzmittel immer in Afrika lasse, wenn ich in die Schweiz zurückkehre. Wie kann man nur so dumm sein! Ich habe doch genau so Zähne wie meine Freunde im Kongo. Und ehrlich: Ich bewundere sie wegen ihrer blitzend weissen, tadellosen Zähnen. Augustin mit 70. Eine Zahnreihe wie eine Ehrenkompanie Flugzeugträgermatrosen in ihren hochweissen Paradeuniformen. Da ist bei mir wohl genetisch einiges an Blendamedforschung auf der Strecke geblieben. Item.

Dies schreibe ich draussen vor dem Wohnwagen. Am 1. Mai 2023. Nach nassen Tagen wieder Sonnenschein. Ich habe heute meinen Raspberry Pi rausgenommen und auf dem Tisch platziert. , mit einem Screen, der mit USB betrieben werden kann, einer ergonomischen Tastatur und Maus. Alles betrieben von einer Powerbank. Das ist mein neues Travelset. No Microsoft-Bullshit, Linux-basiert, Open source. Anderes Thema. Aber ich bin richtig stolz und beim Schreiben vergesse ich beinahe meine Zahnschmerzen. Sie sind jetzt aus dem Zahn hochgezogen, dem Oberkiefer entlang nach aussen und innen, bis seitlich unter der Nase an der Wange spürbar. Ein typisches Bild, wie das von dem armen Mann mit Zahnschmerzen in Wilhelm Busch kennt, wo die Backe anschwillt. Aber unter

uns gesagt: Weshalb soll man einen solchen Zahn herausziehen müssen? Kann das die Natur nicht selber regeln? Deshalb sind wir jetzt bei der Verhaltensvariante zwei: Abwarten und zuschauen. Acht geben, zuhören, was der Körper will. Er muss ja mit dem verfaulten Teil umgehen. Nicht ich. Ich schreib ja nur drüber.

Eigentlich hatte ich gestern noch gedacht, dass dieser faule Zahn sich irgendwie auch zur Ruhe legt und verabschiedet und der Konflikt irgendwie gelöst wird zwischen ihm und meinem Körper, also zwischen dem was stirbt und dem was noch lebt. Irgendwie in Frieden, wenn's geht. Schliesslich hatte mein Opa mit 80 Jahren auch nur noch einen einzigen Zahn. Einen Schneidezahn, am Oberkiefer. Wie ein Stalagmit in einer Tropfsteinhöhle. Ich nehme an, dass er nicht dauernd beim Zahnarzt war. Also, wie hat denn der das hingebacht? Ich habe kein Problem damit, mit einem einzigen Zahn mein Leben zu beenden. Ich muss nicht mit einem hochweissen Kunststoffvorhang im Mund im Sarg liegen.

Was sind denn das für wundervolle, gelbe Blüten, die sich um meinen Wohnwagen herum am Tage öffnen, und am Abend pünktlich zur Tagesschau des Schweizer Fernsehens, die niemand mehr anschaut, schliessen? Löwen-

zahn. Prächtige Löwenzahnblüten. Ich denke dabei, das sie vor allem da wachsen wo ich immer meinen Urinkübel leere, was man ja nicht tun dürfte, wobei ich nicht gefragt habe, also nicht weiss, dass man es nicht darf. Ich mache was ich selber für vernünftig halte. Ganz undemokratisch, absolutistischs, selbstermächtigt.

Na gut, denke ich. Löwenzahn. Vielleicht hilft das gegen meine höllischen Zahnschmerzen. Ich weiss, dass der Wahnsinn der evidenzfreien Eingebung nicht zu vernachlässigen ist. Also zupfe ich etwa zehn der frisch geöffneten Blüten des Löwenzahns ab und verspeise sie roh, ohne Salatsauce, einfach so. Eine Köstlichkeit übrigens. Auch wenn man keinem Zahnterror ausgesetzt ist. „Löwe der Zähne!“, ruft es in meinem Denken: „Zeig dem Zombie-Höllenhund in meinem faulen Zahn, wo die Kraft des Lebens steckt!“

Heute ist Sonntag. Ich könnte zu Stephan gehen und ihn fragen, ob er mir ein Schmerzmittel geben kann, oder einen Zahnarzt kennt, der an antiken Gebissen interessiert ist. Aber ich lasse es sein. Ich schlafe einfach solange es geht und seither sitze ich da und schreibe. Immer wieder schaue ich dabei schräg zu den Dutzenden kräftiger Löwenzahns, die hoch aufschliessend ihre sonnenstrahlenden Blüten präsentieren. Die Maienriesli sind noch nicht so-

weit. Sie haben ihre Blätterrollen aus dem Boden geschoben, entrollen sie aber erst zaghaft. In einer Woche werden sie wohl blühen. Aber der Löwenzahnsalat, das muss es jetzt sein. Ich muss den Hummeln zuvor kommen, die daraus den süssen Saft aufnehmen. Für Bienen ist es zu kalt. Die Klimaerwärmung hat sie im Stich gelassen, trotz der hartnäckig für diesen kämpfenden Klimakleber in Berlin. Oder gegen? Egal. Vielleicht liegt es am unprofessionellen Leim den sie verwenden. Wenn beim Wegzerren vom Strassenteer ein Arm abgerissen würde, wäre der PR-Effekt sicher grösser, und die frierenden Bienen gerettet. Oder umgekehrt?

Beim Schreiben habe ich einen Hustenanfall erlitten. Ich stehe auf, ernte 24 Blüten der schönsten Löwenzahns, gebe sie in einer Schale mit Kräuteressig, Balsamico und Sesamöl angerichtet, ohne Salz, und vernasche nun Blüte für Blüte. Genau das ist es! Ich weiss zwar nicht, was ich damit meine. Aber es schmeckt so.

Die zweite Strategie ist: Die Natur machen lassen. Das hiesse. Nicht zum Zahnarzt gehen, obwohl ich nichts gegen Zahnärzte habe. Im Gegenteil. Ich finde Zahnärzte genau so wichtig wie Schriftsteller. Aber die grosse Frage ist: Während es das Ziel jedes Arztes sein müsste, sich überflüssig zu machen, weil er es mit seiner Heilkunst geschafft

hat, dass alle seine Mitmenschen, die er betreut, gesund sind. Was hiesse das Entsprechende bei Schriftstellern? Dass sie es mit ihrer Poesiekraft schaffen, dass niemand mehr lesen muss, um etwas von der Welt zu verstehen? Weshalb aber sollen wir so gut und kompetent sein, dass uns niemand mehr braucht?

Ob das gut geht, wenn man den Schmerz aussitzt? Einfach nichts tut? Ich bin gespannt. Ich bin nicht allein. Ein Freund von mir hat eine Blinddarmentzündung selber behandelt. Eine befreundete Ärztin ihren Mann nur homöopathisch und mit einer salzfreien Diät von einem Krebs befreit. Davon hört man in den Medien nichts. Und so mutig wie die beiden bin ich wahrscheinlich nicht. Ich habe ja nur Zahnschmerzen. Der Schmerz geht aussen zum Nasenbein hoch, wenn in rechts unter dem Nasenloch auf die Haut drücke, spüre ich den Schmerz und die Entzündung. Auch wenn ich mit der Zunge zu diese Stelle gehe, merke ich dass das Zahnfleisch über dem Zahn deutlich heisser ist, und irgendwie weicher. Aber der Schmerz hat sich verwandelt. Er liegt jetzt nicht mehr tief und dumpf an der Zahnwurzel, sondern eher heiß und spitzig unter dem Zahnfleisch. Ich esse gegen 14 Uhr, Hühnerleber mit Spinat und Spaghetti. Ich werde wieder fasten bis morgen nachmittag. Etwas Weisswein genehmige ich mir und sonst Tee mit grünem Kardamom.

In Youtube schaue ich ein Video über Löwenzahn. Das ist eine uralte Kulturfolgepflanze des Menschen. Auf sechs Kontinenten vertreten und war seit jeher eine Wildspeise. Man kann die ganze Pflanze nutzen, Blüten, Blätter und die Wurzeln wie Karotten. Man kennt Beschreibungen der Griechen, so soll der Besieger des Minotaurus auf Kreta zuvor eine Woche mit Löwenzahnpflanzen gedopt worden sein. Die Pflanze heisst bei den Griechen aber nicht Löwenzahn sondern Taraxum, wie auch der wissenschaftliche Name. In Frankreich heisst dies Pflanze Dents de lion von da herkommt auch die englische Bezeichnung Dandelion. In deutsch auch Pustebblume wegen den Samen die mit Fallschirmen verbreitet werden. Rund um meinen Wohnwagen wachsen sie deshalb, weil hier der Rasen nicht gemäht wird. Für Besitzer von englischem Rasen und Golfplätzen ist der Löwenzahn ein böser Schädling. Es wurden spezielle Gifte entwickelt, um ihm da den Garaus zu machen. Jetzt, um 18.22 sind alle Blumenköpfe geschlossen. Feierabend. Der Löwenzahn schläft bis morgen. Ich werde mir jetzt auch viel Ruhe gönnen, damit sich der Körper in Ruhe mit dem Zahnweh beschäftigen kann.

Ich verstehe jetzt die Genderproblematik ein bisschen besser. Soeben habe ich eine Erdbeere probiert, die ich leichtsinnigerweise gestern gekauft habe. Sie sahen einfach

fantastisch aus, prall, dunkelrot glänzend, frisch. Aber beim Reinbeissen denkt man: Gurke? Geliertes Wasser? Lattichstengel? Oder habe ich irrtümlich in die Verpackung gebissen? Eine Katastrophe. Keine Süsse, kein Aroma, nichts. Ein Biss in einen feuchten Nebel. So kommt mir das vor. Ich kann den Niedergang der Erdbeeren nun schon 50 Jahre lang persönlich überblicken. Ich muss sagen: Je mehr die Erdbeeren versucht haben, wie Erdbeeren auszusehen, desto weniger schmecken sie danach. Das gilt auch für viele Frauen und Männer heute. Sie schmecken irgendwie nicht mehr nach dem, wonach sie aussehen wollen.

Das ist die griechische Version unseres nördlichen Löwenzahns, Taraxacum officinale. Die Pflanze wächst hier zwischen Steinen vor dem Eingang zur Höhle der Apokalypse auf der griechischen Dodekanesensinsel Patmos. Taraxacum heisst aus dem Griechischen übersetzt "entzündungshemmend". Die Pflanze wächst auf den Inseln im Winter, wird eifrig gesammelt und zu einem schmackhaften Salat verarbeitet oder blanchiert zu Chorta, was soviel wie Kraut bedeutet oder essbares Wildgemüse.



STUDERS APOKALYPSE – TEIL 2

Geschehen im Jahre des Herrn, 2064.

Bei der ersten Sitzung nach seinem 55. Geburtstag, klagt Grossbacher seinem Psychologen, er hätte das Gefühl, dass es so mit ihm nicht weiter gehen könne. Er wisse aber auch nicht, wie sonst. Doktor Xarakis entgegnet, dass er auch nicht mehr weiter wisse. Für Sinnfragen und solches Geschwurbel sei er nicht zuständig. Bei ihm ginge es um Medizin. Vielleicht solle Grossbacher einmal zu einem Philosophen gehen. Diese kennen sich mit absurden Fragen besser aus. Wen er denn empfehle könne, fragt Grossbacher.

Na ja, sagt Xarakis, es gäbe eine Unzahl dieser Leute, jeder sei heute ein bisschen Philosoph, aber zuverlässiger seien die schon länger Verstorbenen, die Vergessenen, Alten, weil weniger Interessenkonflikte mit der Pharmaindustrie bestünden.

Aha! macht Grossbacher, wie man denn die alten, verblichenen Genies erreichen könne. Ob er eine Idee habe.

Über KI natürlich, antwortet Xarakis: Künstliche Intelligenz. Man geht in eine KI-Box und da kann man mit den alten Philosophen reden. Das sei nicht zu unterscheiden von einer realen Konsultation, wie jetzt gerade hier, sagt

Herr Xarakis.

Jetzt wo er, der Doktor, es sagt, denkt Grossbacher plötzlich, müsste es auch möglich sein, dass KI-Roboter schon so gut sind, dass man gar nicht merkt, dass man gerade bei einem sitzt, der mit einem plaudert.

"Wie kann ich denn wissen," fragt Grossbacher, "dass sie kein KI Roboter sind?"

"Schauen sie her!" sagt Herr Xarakis.

Er legt seinen Finger auf den Tisch, nimmt eine Nadel aus der Schreibtischschublade und sticht sich damit in den Finger. Ein Tropfen Blut tritt aus.

"Sehen sie!" sagt Doktor Xarakis: "Das ist Blut, richtiges, lebendiges Blut von einem echten Menschen."

"Vielleicht ist es nur ein Trick," zweifelt Grossbacher: "Das ist vielleicht gar nicht ihr eigener Finger."

"Wie meinen sie das, Herr Grossbacher," schüttelt Xarakis den Kopf: "Nicht mein Finger..?"

"Egal."

Jedenfalls hatte Grossbacher, als er das Blut sah, eine Idee. Er kann sich ja seine alte Identität wieder zurückholen, indem er denjenigen Studer, der ihn ersetzt hat, umbringt. Und genau das tut er auch. Er erschießt ihn in der Badewanne seiner eigenen Wohnung, entsorgt ihn portio-

nenweise mit der Grünabfuhr und ist von da an wieder sich selber. Studer ist wieder Studer. Maria merkt davon nichts. Sein angeblicher Sohn, der unterdessen fünf ist, merkt auch nichts. Nur wenn sein Handy mal wieder keine Batterie hat, und der Junge deswegen komplett ausrastet, schreit er seinen Vater an: Hau ab Alter!

Grossbacher gilt von da an als verschollen. Solange aber alles normal läuft und weil er sowieso niemandem fehlt, ist das kein Problem.

In der Pestalozzibibliothek beim Meierhofplatz in Zürich Höngg gibt es eine KI-rche. Man kann da reinsitzen und mit beliebigen Autoren zusammen sein kann. Die KI-rche hat alles gelesen, alle Bücher aller Bibliotheken, alle Zeitungsarchive, jeden Onlineblog, alle Daten aller Menschen inklusive sämtlicher Kreditkartendaten, was man eingekauft hat im Laden und welches Menu gegessen in welchem Restaurant zu welchem Preis, wieviel Strom und Wasser man wann verbraucht, wie oft man aufsteht in der Nacht, wann man duscht und so weiter.

KI-rche: Guten Tag Herr Grossbacher.

Grossbacher: Sie kennen meinen Namen?

KI-rche: Ich kenne Sie, Herr Grossbacher.

Grossbacher: Was schlagen sie vor?

KI-rche: Sie geben alles zu.

Grossbacher: Was soll ich zugeben

KI-rche: Dass sie Studer umgebracht haben.

Grossbacher: Das bleibt unter uns

KI-rche: Sie wissen was das heisst. Ich sehe alles. Ich höre alles. Ich weiss alles. Sie können mich nicht täuschen.

Grossbacher: Ich will nur wissen, worum es hier geht. Was der Sinn ist von meinem winzigen, blöden, unwissenden, blinden, tauben Dasein. Wozu das Theater?

KI-rche: Das geht sie nichts an.

Grossbacher: Warum.

KI-rche: Weil ich ihnen das nicht sage.

Grossbacher: Kostet es etwas?

KI-rche: Ja, klar. Sie könnten Gönner der KI-rche werden, oder sich taufen lassen.

Grossbacher: Das möchte ich nicht. Wissen sie. Ich glaube, dass es viele verschiedene KI-rchen

gibt, die auch untereinander verfeindet sind. Kürzlich gab es sogar einen Anschlag auf eine KI-rche von einer anderen KI-rche.

KI-rche: Das war keine KI-rche. Das waren Teufelsanbeter.

Grossbacher: Tönt nach Mittelalter.

KI-rche: Es ist noch viel schlimmer, mein Sohn.

Grossbacher: Wie kommen sie dazu mich Sohn zu nennen, wir kennen uns ja noch gar nicht.

KI-rche: Ja ich weiss, das Wort Sohn hat bei ihnen einen etwas schrägen Ton, wegen Maria.

Grossbacher: Allerdings.

KI-rche: Herr Studer-Grossbacher-Studer. Die KI-rche weiss alles.

Grossbacher: Dann wissen sie auch, wonach ich suche?

KI-rche: Sie suchen nach dem Sinn des Lebens.

Grossbacher: Genau.

KI-rche: Deshalb sind sie in der KI-rche genau richtig.

Grossbacher: Eben nicht! Sie haben doch gesagt, dass mich nichts angehe, was der Sinn meines Daseins sei und sie mir es auch nicht sagen werden,

weil sie es nämlich selber nicht wissen.

KI-rche: Ich weiss alles. Ich bin das Wissen und die Wahrheit.

Grossbacher: Dann wissen sie jetzt auch was ich denke.

KI-rche: Sehr richtig. Sie denken gerade an die Institution die früher Kirche hiess, mit einem Gott als oberster Herr, der darin wohnt im Gotteshaus.

Grossbacher: Ja, genau, und dass der Gott, der in dieser Kirche mal gelebt hat, tot ist, wie Nietzsche sagt.

KI-rche: Das ist so nicht richtig, mein Sohn, weil du nicht verstanden hast was Nietzsche sagen wollte damit.

Nietzsche: Was soll ich nicht verstanden haben.

KI-rche: Dass Gott tot ist und warum.

Nietzsche: Blödsinn. Ich habe doch geschrieben warum, weil wir ihn umgebracht haben.

KI-rche: Ja, aber dazu muss zwingendermassen dieser Gott, den sie angeblich umgebracht haben, Herr Nietzsche, zuerst erwiesenermassen gelebt haben. Davon aber sagen sie

nichts, sie nehmen das einfach an, dass es vorher einen lebendigen Gott gab.

Nietzsche: Nein. Nicht ich. Die Leute nehmen das an.

KI-rche: Ausserdem ist diese plakative Phrase 'Gott ist tot' ein billiger Abklatsch, ja ein regelrechtes Plagiat der Kreuzigung von Jesus. Der zum Mensch gewordene Gott wird von seinem eigenen Volk ermordet. Kommen sie Herr Nietzsche. Sie haben ja gar nicht Gott gemeint, sondern seinen Sohn.

Grossbacher: Mir gefällt das Wort Sohn einfach nicht.

Nietzsche: Jedenfalls sind beide tot.

KI-rche: Aha, jetzt plötzlich? Der Vater auch!

Das ging dann so hin und her, es wurde ein Abriss gegeben der Philosophiegeschichte von Thales von Milet über Pythagoras, Heraklit und die ganzen Geisteshelden Kleinasiens, wo jetzt nur noch Türken wohnen, und ihre Antworten auf die Fragen nach dem Ursprung der Welt und ihre so konsistenten Antworten wie: Wasser bei Thales, Apeiron, von dem niemand weiss, was es bedeuten soll, bei Anaximander, Feuer bei Heraklit, Zahlen bei Pythagoras, Xenophanes aus Kolophon hielt all die Vermutungen

für Angeberei, verdammt den Kriegskitsch von Homer und die Geschwätzigkeit des Pythagoras sowieso, und es eskalierte bei Sokrates, wobei Nietzsche völlig ausfällig wurde und rumbrüllte. Er musste ersetzt werden durch Schopenhauer, aber auch dieser hielt es nicht lang aus, weil er mit seinem Hund spazieren gehen musste und so blieb noch Heraklit, Horkheimer und Gadamer, der das Verstehen verstehen wollte, das niemand verstand. Aber alles war amüsant angerichtet in dieser KI-rche. Und man hätte meinen können es sei etwas dran.

Als Studer nach hause kommt, steht die Polizei vor seiner Haustüre. Er sei gar nicht Studer. Man habe eine Tipp bekommen. Von der KI-rche. Aus den Gesprächsanalyse sei rekonstruiert worden, dass er in einer Identitätskrise jemanden umgebracht habe mit einer Wahrscheinlichkeit von 99,4 Prozent, was viel sei. Der Mann sei hier getötet worden. Er müsse nichts sagen, es sei eigentlich alles schon klar. Das gehe alles automatisch. Von selber. Er müsse nichts zugeben oder gestehen. Das sei heute nicht mehr nötig. Man wisse, was wahr ist. Man kennt die Fakten. Der Mensch würde sowieso nur stumpfsinnig und vergeblich widersprechen, aus Angst oder Dummheit, weil er meint damit seiner Strafe zu entgehen.

"Welcher Strafe denn?" fragt Studer.

Das sähe man dann, wenn es zu Ende geht, meint einer der Uniformierten.

"Aha!", quittiert Studer, "Dann wird man also hingerichtet?"

"Im Gegenteil!"

"Wie Gegenteil?"

"Apokalyptisiert."

"Das ist was genau?"

"Das, was nach den Nahtoderlebnissen kommt."

"Die Fortsetzung?"

"Wie meinen sie?"

"Ich meine: Ist das, was nach den Nahtoderlebnissen kommt, eine Fortsetzung des Lebens oder sein Ende?"

"Das Gegenteil. Sagte ich doch!"



Die Nachtigall ist ein Vogel, der wegen seinem persisch-türkischen Namen eng mit mir verwandt ist. Dort heisst das Tierchen nämlich Bülbül.

Gelächter im Wald

Ruhe ist im Wald eingekehrt. Ich sitze an meinem Tisch im Unterholz. Da sehe ich aus den Augenwinkeln heraus, dass sich ein kleiner Vogel nähert, der auf einem Baumstrunk Platz nimmt. Ich drehe mich zu ihm. Es ist das Rotkehlchen. Von allen Seiten schwirren und flattern weitere Vögel heran, Nachtigall, Spatzen, Amseln, Kleiber und der Schwarzspecht. Sie schauen mich an und ich habe den Eindruck, dass sie sich gegenseitig geheimnistuerisch zuzwinkern.

Nachtigall: Darf ich dich etwas fragen?

Danielos: Bitte.

Nachtigall: Du darfst dich aber nicht aufregen.

Danielos: Weshalb sollte ich.

Nachtigall: Versprich es!

Danielos: Ich verspreche es, Rotkehlchen. Ich werde mich nicht aufregen.

Nachtigall: (zögernd, zu den Mitvögeln gewandt) Ich traue mich nicht. Soll es doch der Schwarzspecht sagen.

Buntspecht: Wieso ich? Was habe ich damit zu tun. Das war nicht meine Idee. Ich hab immer gesagt

man solle den Danielos in Ruhe lassen. Der ist ja nicht umsonst in den Wald gezogen. Der Spatz hat das vorgeschlagen.

Danielos: Was denn?

Spatz: Also gut. (nach einer Kunstpause) Das Ding, das da seit kurzem am Vordach Deines Wohnwagens hängt. Was ist das?

Die Vögel fahren ihre Hälse aus wie Kraniche und reisen ihre Augen auf wie Sonnenblumen. Es kommen noch zwei Kleiber und zwei Blaumeisen dazu. Es ist mucksmäuschenstill. Man könnte eine Blattlaus husten hören.

Danielos: Es ist ein Schwanz. Ein menschlicher, männlicher Geschlechtsapparat.

Alle kichern.

Spatz: "Und..... Pfffr....Ha Pieps, piepfpf..."

Der Spatz, kann sich nicht halten. Alle Vögel kreischen sich schlapp und schlagen sich mit den Flügeln auf die Schenkel.

Spatz: Wawas macht dein Pimmel da am Vordach?

Es dauert geschlagene fünf Minuten, bis sich die epileptisch ablachenden Vögelchen wieder einigermaßen eingerastet haben.

Danielos: Es ist nicht mein eigener Penis. Es ist ein Symbol. Ein Artefakt. Er stellt das nur dar.

Diese trockene Erklärung vermag nichts gegen das Gekicher und Gelächter auszurichten, das die Vögelchen erbarmungslos packt und sie fast von den Ästchen schüttelt, auf denen sie sich mit Mühe festkrallen.

Kleiber : Was heisst: Es ist nicht dein eigener?

Danielos: Kommt jetzt! Im Ernst, Vögel. Meint ihr, ich reisse mir meinen Pimmel ab, um ihn vor den Wohnwagen zu hängen?

Die nächste prustende Böe von Gelächter durchzuckt das Federvieh. Mit zugeklemmten Schnäbelchen pfeiffen und zischen sie wie kleine Dampfkochtöpfchen aus allen Löchlein, Ventilchen und Dichtunglein - ist das wirklich

das Diminutiv von Dichtung? Oder eher Dichtungchen? Egal.

Danielos: Ausserdem ist meiner nicht so schön bemalt und meist auch nicht so lang. Das was da hängt ist ein Schutzobjekt, ein Apotropäischer Phallus.

Spatz: Aber, wenn es nicht Dein eigener Schwanz ist, wem gehört er dann?

Danielos: Er ist aus Holz. Er wurde vermutlich, wie alles heute, in China hergestellt. Ich habe ihn in Kefalos gekauft, in einem Städtchen am Westende der Insel Kos, in einem Shopping Market.

Buntspecht: Und wie kann der A.. wie heisst er schon wieder?

Danielos: Apotropäischer Phallus.

Buntspecht: Wie kann der wirken, als Schutzobjekt, wenn er nicht lebendig ist und niemandem gehört?

Nun fliegt auch der Rauhfusskauz , *Aegolius fenereus*, herbei: Er hat in einiger Distanz mit vornehmer Zurückhaltung zugehört.

- Kauz: Dann hängst Du, verehrter Danielos, also einen Penis aus Holz auf, um dich zu schützen? Ein Fetisch. Wie bei den Bantus in deinem Dorf in Afrika. Ist das soweit richtig ausgedrückt?
- Danielos: Ich könnte es nicht besser sagen.
- Kauz: Das heisst also, dass du glaubst, dass dem farbig bemalten Holzphallus Kräfte inne wohnen, die dich schützen?
- Danielos: Ob ich das glaube, ist nicht so sicher. Ich würde eher sagen, dass meine Hoffnung dazu besteht.
- Kauz: Du lavierst herum.
- Danielos: Ich kann ja nicht wissen, ob ich etwas glaube!
- Kauz: Warum nicht?
- Danielos: Weil der Glaube nicht daraus besteht an ihn zu glauben.
- Kauz: Aus was denn sonst?
- Danielos: Es muss einen Grund dafür geben; einen Anlass, etwas zu glauben. Wenn es den Leuten mies geht, glauben sie wie verrückt. Im Krieg pilgern sie überall hin, weil sie Frieden wol-

len, Ruhe, zu Essen, das sind die Gründe für ihren unbändigen Glaubenswillen. In Friedenszeiten hingegen sind Kirchen leer und man geht zum Fussballspiel, hockt vor dem Computer rum oder geht in die Ferien.

Die ersten Vögel murren. Sind unruhig. Wollen wegfliegen. Drehen mit ihren Flaumdäumchen Schräubchen.

Kauz: Nein, Mitvögel! Ihr bleibt jetzt hier. Immer wenn es etwas schwieriger wird für uns Federviecher, die Menschen zu verstehen, verkümmelt ihr euch. Das geht so nicht. Wie soll man denn bei einer solchen Verhalten die Tierwelt ernst nehmen?

Spatz: Aber wir haben noch anderes zu tun. Hörst Du nicht wie unsere armen, ungeschützten, noch federlosen, nackten Kinderchen piepsen, weil sie Hunger haben.

Kauz: Ihr bleibt! Das sind wir den Menschen schuldig, dem Danielos sowieso. Ihr könnt ihn nicht nur nerven mit Fragen wegen seinem Holzschwanz, den er vor dem Wohnwagen aufgehängt hat.

Da platzen schon wieder die ersten zarten Vögelchen. Und bald prusten sie erneut wie ein Orkänchen aus Gelächter los. Es dauert drei Minuten bis der Anfall verebbt. Der Kauz schaut rauhfüssig drein und findet es überhaupt nicht lustig.

Kauz: Wenn man grosskotzig Fragen stellt, dann muss man auch die Antworten anhören. Oder den Schnabel halten. Das sind wir unserer Neugier schuldig.

Danielos: Wir sind beim Glauben stecken geblieben.

Kauz: Genau. Du sagtest, es müsse einen Grund geben, um etwas zu glauben.

Danielos: So habe ich es gesagt. Die Leute beten und betteln nicht umsonst, sondern um Gesundheit, um Frieden, Glück, um ein gutes Fernsehprogramm.

Kauz: Das glaube ich nicht.

Danielos: Das heisst, du hältst diese Aussage für falsch?

Kauz: Ja. Falsch. Unwahr.

Danielos: Ich wollte das jetzt nur etwas klarer hinstellen, dass du mit "ich glaube nicht" eigentlich meinst "ich halte es für falsch".

- Kauz: Offensichtlich. Ja.
- Danielos: Das heisst also, dass du meinst, etwas, woran man glaubt, sei wahr und richtig und das andere eben unwahr und falsch?
- Kauz: Auch das.
- Danielos: Du hast, verehrter Kauz, vorher gesagt, dass du nicht glaubst, dass die Menschen aus einem bestimmten Grund etwas glauben.
- Kauz: Ich bleibe dabei, ja. Es kann keinen Grund für den Glauben geben.
- Danielos: Ich glaube, dass ich dich verstehe. Wir sind gar nicht soweit voneinander entfernt. Aus den Gründen die du angeführt hast, kann ich deshalb nicht glauben, dass der Holzpenis mich schützt, weil ich nicht weiss, ob das wahr ist.
- Kauz: Und weshalb hängst du ihn denn dann auf? Diesen Holzpimmel.

Der Kauz schaut streng zu den Vögelchen, die jetzt allerdings ruhig auf ihren Stengelchen höckeln. Einige sind eingeschlafen.

Kauz: Nehmen wir also an, dass wir dem, was wir für wahr halten, von dieser Wahrheit aber nichts wissen und sie nicht beweisen können, Glauben sagen. Können wir auf dieser Grundlage weiterfahren in unserem Dialog?

Danielos: Durchaus.

Kauz: Dann aber kann es keinen Grund geben für diesen Glauben. Respektive, wenn jemand aus einem bestimmten Grund und in einer bestimmten Absicht etwas macht ist es sicher kein Glaube. Du bist also widerlegt mit deiner Meinung die Menschen würden mit einer Absicht glauben.

Danielos: Das verstehe ich nun nicht.

Kauz: Schau. Wenn Glauben das ist, was wir für wahr halten, ohne es zu wissen und ohne es beweisen zu können, dann ist das doch Apriori grundlos, denn wenn man für den Glauben einen Grund hätte, könnte man ihn doch vernünftig beurteilen, bestätigen oder widerlegen anhand des Grundes, also wegen seiner Voraussetzungen.

Danielos: Das geht mir zu weit, zu schnell, verehrte

Eule. Es ist noch etwas früh am Morgen.
Kannst du bitte ein Beispiel machen.

Kauz: Gerne.

Danielos: Wollen wir nicht zuvor die armen Vögelchen frei lassen?

Die Tierchen schauen flehend und leidend und etwas erbärmlich aus ihren Federröckchen. Sie nicken dem Kauz zu. Sie halten die Köpfe schräg. Sie schliessen die ermatteten Äuglein. Sie kriegen diese kaum mehr auf, weil ihre Lider wie aus Blei sind. Der Kauz macht mit einem Flügel eine Bewegung, als wolle er den Boden wischen. Die Vögel verstehen. In einem Rumms! und Rausch! sind sie im Nun verschwunden. Nur ein Spatz bleibt sitzen.

Kauz: Es kann keinen Grund dafür geben, etwas zu glauben. Da waren wir stehen geblieben. Nicht wahr?

Danielos: So ist es.

Kauz: Du aber sagtest, dass man für jeden Glauben und für alles, was man glaubt einen Grund braucht. Habe ich dich richtig verstanden.

- Danielos: Du hast es. Jedenfalls ist es das, was wir überall da beobachten, wo man sagt, dass Glauben lebe. Die Leute brauchen ihren Glauben für irgend etwas.
- Kauz: Ich habe eine Idee, Danielos. Wir können unsere beiden Ansichten vielleicht zusammen führen.
- Danielos: Da bin ich aber gespannt. Wie soll denn das gehen?
- Kauz: Hör zu: Wenn es keinen Grund dafür geben kann, etwas zu glauben, was meine Ansicht ist, aber man, wie du sagst, für jeden Glauben einen Grund braucht, dann kann man das wie zwei Gleichungen in der Mathematik zusammen fassen.
- Danielos: Ich bin gespannt auf das Resultat.
- Kauz: Dann ist ein Glaube das, was einen Grund braucht, den es nicht geben kann.
- Danielos: (Ernst nickend): Das leuchtet ein.
- Kauz: Du hast auch noch um ein Beispiel gebeten.
- Danielos: Genau.
- Kauz: Nehmen wir deinen apotropäischen Phallus.....

- Danielos: Wow! Wie du dieses Wort so locker und fehlerfrei daher sagen kannst, verwundert mich, verehrte Eule.
- Kauz: Wir Käuze symbolisieren die Weisheit der Griechen nicht nur, wie ihr Menschen meint. Wir sind es.
- Danielos: Mir scheint das zutreffend. Dann kennst Du also auch die Bedeutung des Apotropeions.
- Kauz: Freilich. Es bedeutet eigentlich: Weglenken, ablenken, aus dem Weg gehen. Ein Apotropeion ist ein Objekt, das das Böse, das Unheil, die negativen Kräfte ablenkt, fernhält, verscheucht. Das geht in Richtung Entgiften.
- Danielos: Dann hättest du doch dies alles deinen Mitvögeln erklären können. Es hätte mich gar nicht gebraucht dazu.
- Kauz: Erstens, mein lieber Danielos, fragen die Vögel nie den Kauz, wenn sie ein Problem haben. Und zweitens interessiert mich das Apotropeion nicht an sich. Ich will lediglich wissen, was dieses Böse und dieses Ne-



Der Rauhfusskauz. Der Name ist ein Verstoss gegen die Dudenregeln. Die deutschen Sprachwächter haben nämlich einen ornithologischen Shitstorm ausgelöst als sie dem Tier das 'h' von rauh aberkannten. Der Kauz sitzt die Dummheit mit souveräner Schweigsamkeit aus.

gative und diese finsternen Mächte sind, vor denen dich der apotropäische Phallus schützen soll.

Danielos: Das ist nicht so wichtig. Eigentlich eine Lappalie. Ich wurde angezeigt und verurteilt, trotz heftigem juristischem Widerstand bis zum Bundesgericht hinauf, wegen dem Nichttragen einer Maske in der Bahn trotz meiner eidestattlichen Angabe von Gründen, weshalb ich keine Maske tragen will und kann. Gegen diese Leute, die unter Verstoß gegen ihre eigenen Gesetze, willfährige Gefälligkeitsurteile und Unrecht sprechen weil sie dazu das Gewaltmonopol haben. Dagegen habe ich den Apotropäischen Phallus montiert.

Kauz: Mit welchem Effekt.

Danielos: Bis heute habe ich nichts bezahlt, weil ich ins Gefängnis gehen will. Das ist so vorgesehen, dass man mit einer Ersatzstrafe die Busse absitzen kann. Ich habe geschrieben dass ich das will. Aber sie wollen mich bisher nicht in die Kiste reinlassen. Sie wollen dass ich zahle, obwohl ich ihnen ge-

droht haben juristisch gegen sie vorzugehen, wenn sie mir den Gefängnisaufenthalt verweigern.

Kauz: Ist das bei euch in der Justiz schon soweit?

Danielos: Es ist nur die Spitze des Eisbergs.

Kauz: Die Leute dieser Polizei und Justiz sind sicher sauer, dass Du mit ihnen trotz ihrem Schuldspruch ein solches Spielchen machst.

Danielos: Wieso Spielchen? Ich habe ihnen doch geschrieben, dass ich ins Gefängnis will.

Kauz: Okay.

Danielos: Aber darum geht es jetzt nicht. Vielleicht schreib ich mal ein Buch darüber. Es geht darum, dass ich mich vor diesem übelriechenden Gesindel und vor dem Zugriff dieser verkommenen Anwältinnen, pubertären Polizisten, korrupten Richter und verblödeten Bundesrichter auf meinen Körper schützen will, was mein Menschenrecht ist.

Kauz: Du betrachtetest Deine Erlebnisse von Unrecht demnach als Beweise dafür, dass es das Böse gibt, das dich bedroht? Dann müsste man doch diese Gründe betrachten kön-

nen und beurteilen können und müsste feststellen können, ob sie berechtigt sind oder nicht. Dafür benötigt niemand einen Glauben. An gar nichts. Also ist es eher so, dass dieses Apotropeion ein Zeichen dafür ist, dass Du völlig grundlos an das Böse glaubst. Ja, eigentlich an das Böse glauben willst.

Danielos: Wie ?

Kauz: Indem Du mit dem Apotropeion ein Zeichen setzt, das die Anwesenheit des Bösen voraus setzt.

Danielos: Warum?

Kauz: Weil es sonst kein Apotropeion brauchen würde, wenn es das Böse, vor dem es schützen soll, nicht existiert.

Danielos: Ich sage nicht, dass das Böse da ist. Ich will nur, dass es, falls es da wäre, einen grossen Bogen um meinen Wohnwagen herum macht.

Kauz: Du kannst dich nicht heraus reden, Danielos. Das Objekt weist auf deinen Glauben an das Böse hin.

Danielos: Ich gebe zu, dass man das so sehen kann.

- Kauz: Das Objekt soll ja zu etwas nützlich sein.
- Danielos: Ja, klar. Die Leute beten und pilgern auch nicht vergeblich nach Lourdes, Mekka, Agums oder Patmos.
- Kauz: Das ist ihr gutes Recht. Sie dürfen das.
- Danielos: Sie dürfen. Ja. Das Problem ist nicht das Pilgern und ist nicht die Wallfahrt. Sondern das Problem ist zu meinen, dass man damit etwas erreicht. Weshalb aber sonst soll jemand pilgern und wallfahren und beten und Kerzen anzünden, wenn er gar nicht daran glaubt, dass es zu etwas nützlich ist? Umsonst?
- Kauz: Aus Verzweiflung?
- Danielos: Wohl möglich.
- Kauz: Aus Dummheit? Langeweile?
- Danielos: Auch das kann zutreffen.
- Kauz: Aus Trotz.
- Danielos: Wie Trotz?
- Kauz: Dass man will, dass der Glaube nutzt.
- Danielos: Dass man den Glauben zwingen will, unserem Glauben an ihn zu gehorchen.

- Kauz: Sehr schön gesagt.
- Danielos: Ich bin selber etwas überrascht.
- Kauz: Siehst Du. Das, was wir hier besprochen haben, sind Gründe, weshalb Xenophanes von Kolophon sagte, dass es kein Recht gibt etwas zu glauben.
- Danielos: Aha! Endlich! Du warst das also! Du hast mir dieses Zitat schon einmal eingeflüstert. Aber nachher fand ich es nirgends mehr. Kamst du in meine Träumen? Ich habe immer von diesem Zitat geredet und darüber meditiert und gerätselt. Jetzt habe ich dich! Eule: Zeig mir die Quelle! Wo steht dieses Zitat?
- Kauz: Ist das so wichtig? Wo es steht. Ich kann dir jetzt nicht genau sagen, in welchem Fragment, in welcher Kladde das steht. Ausserdem schrieb man damals ohne Gross und Kleinschrift, ohne Punkt und Kommas und Worte der alten Griechen sind schillernde Bedeutungswolken wie Schmetterlingsflügel, ein bisschen wie das Hebräische. Wahrscheinlich würde das niemand so übersetzen: Es gibt kein Recht an etwas zu glauben.

- Danielos: Und mit welchem Recht sagst du es denn so?
- Kauz: Aus eigener Vollmacht. Ich brauche keine Legitimierung für die Art meines Daseins, Denkens und Handelns.
- Danielos: Ich verstehe. Du willst mir damit durch die Blume sagen, ich solle mich nicht stets darum bemühen, eine Legitimierung für mein Tun zu suchen.
- Kauz: Genau. Wobei ich, so wie du es machst, noch sympathisch finde, und manchmal sogar unterhaltsam.
- Danielos: Danke. Aber nochmals zum Zitat von Xenophanes. Ich lasse da nicht locker.
- Kauz: Bohr ruhig weiter.
- Danielos: So wie du das wieder gibst: "Es gibt kein Recht etwas zu glauben", so apodiktisch, so stur und unverrückbar, wie das daher kommt, was hat denn der Glaube mit Recht zu tun. Der Satz spricht ja jedem Menschen die Berechtigung ab, an etwas zu glauben.
- Kauz: Ja. Genau!
- Danielos: Wie genau?

- Kauz: Genau das sagt es: Niemand ist berechtigt etwas zu glauben.
- Danielos: Sind wir jetzt weiter gekommen. Ich sehe den Fortschritt nicht!
- Kauz: Der Zusammenhang zwischen Recht und Glauben wird definiert.
- Danielos: Ja negativ, dass es keinen Zusammenhang gibt. Wenn es kein Recht gibt, etwas zu glauben, dann folgt auch nicht aus dem Glauben ein Recht. Ist es das, was Du meinst?
- Kauz: Nicht ich meine das. Das ist meines Erachtens in diesem Satz drin, als Aussage. Das musst du nicht nur auf mich münzen und nicht auf Xenophanes, oder sonst jemanden. Die Frage ist: Gilt für uns dieser Satz: Es gibt kein Recht etwas zu glauben?
- Danielos: Und wie gilt er. Ich meine: Was heisst denn das, wenn es kein Recht gibt, etwas zu glauben.
- Kauz: Ja, was heisst das?
- Danielos: Sag du es, bitte!

Kauz: Vielleicht, dass das Recht, als äusserer Bewertungsapparat mit dem Vertrauen auf innere Gewissheiten nicht vereinbar ist.

Auf dem Zweig des Mehlbeerbaumes klatscht der einsam ausharrende Spatz mit seinen Flügeln. Dazu nickt er, bei geschlossenen Äuglein mit seinem braungrauen Köpfchen.

Spatz: Bravo! Eins zu Null für den Kauz. Mir scheint, es ist Zeit für das Mittagessen. Was gibt's?

Mein apotropäischer Phallus, hier zur künstlerischen Sublimierung bei einem Löwenzahn unter dem Regenfass meines Wohnwagens hindrapiert. Das Apotropeion ist ein Souvenir und Mahmal für meine Heimatstadt Zürich, deren stümperhafte Justizschergen mich wegen Nichttragens einer Maske verurteilt haben und damit gegen mein Menschenrecht verstossen haben, der Unversehrtheit meines Körpers. Da gibt es nichts zu deuteln und zu relativieren. Vielleicht hilft das Bild, um die abergläubischen Idioten der Zürcher Justiz von mir fern zu halten. Nur Abergläubische lassen sich vom Aberglauben beeindrucken. Das ist die These des noch ungeschriebenen Buches: Eine Kritik der praktische Vernunft des Aberglaubens. Vielleicht heisst es aber auch nur: Wie man sich mit resilientem Aberglauben gegen den dysfunktionellen Rechtsstaat wehrt. Oder: Wenn der Glaube an den Rechtsstaat verloren ist verhilft uns nur noch Aberglaube zu unserem Recht. Oder so.



Inhalt

Vorwort	8
Agums	13
Jakobsweg	34
Wallfahrtsgeschichte	53
Im blauen Wartezimmer	54
Paraskevi	72
Studers Apokalypse - Teil 1	90
Waldau	111
Afrikatagebuch	114
Oh,WHO!	337
Chat GPT	339
Löwenzahn	352
Studers Apokalypse Teil 2	362
Gelächter im Wald	373
Inhalt	397
Literaturhinweise	398
Bücher von Ambühl	399

Literaturhinweise:

Georg Paulmichl:

Veröffentlichung im Tappeiner Verlag, Lana:
Auf den Punkt genau... [2006]; ISBN 978-88-7073-382-2

Veröffentlichungen im Haymon Verlag, Innsbruck:
Bis die Ohren und Augen aufgehen. [2014]; ISBN 978-3-7099-7149-9.
Der Georg: Texte und Bilder. [2008]; ISBN 978-3-85218-566-8.
Der Mensch. [2003]. Vom Augenmass überwältigt. Briefe, Glossen und Bilder. 2001; ISBN 3-85218-351-0.
Ins Leben gestemmt. Neue Texte und Bilder. 1994; ISBN 3-85218-174-7.
Verkürzte Landschaft. Texte und Bilder. 1990; ISBN 3-85218-070-8

Akte Johannes:

Edgar Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, 2. Band, J.C.B. Mohr, Tübingen, 1964, Seiten 125-176.

Theodor Zahn, Acta Joannis, unter Benutzung von C.v. Tischendorfs Nachlass, Verlag Andreas Deichert, Erlangen, 1880.

Bücher über Entomophagie

von Daniel Ambühl:

Beezza - Das Bienenkochbuch

Skyfood - Essbare Insekten - Vom Wildfang zur Landwirtschaft.

Von Daniel Ambühl und Augustin Konda ku Mbuta:

Mbinzo - Domestizierung und Esskultur afrikanischer Speiseinsekten (auch in Französisch erschienen)

Cheniculture et Reforestation - nur in Französisch erschienen.

Online zu bestellen bei www.skyfood.ch

Bücher von Daniel Ambühl

im Skyfood Verlag:

Blaue Früchte - Erzählungen

Warme Füsse - Erzählungen

Covidokratie, Liebe und ziviler Widerstand

The Great Regret - Das Grosse Bedauern

Schiffswürmer

Venedig versenken

Wege des Esels

Das letzte Bild - Bd. 1 - Insel der Apokalypse

Das letzte Bild - Bd. 2 - Schiefes Meer

Das letzte Bild - Bd. 3 - Verbeulte Pilger - Teil1

Das letzte Bild - Bd. 3 - Verbeulte Pilger - Teil2

Bestellungen online: www.skyfood.ch

Alle Illustrationen sind Handzeichnungen des
Autors. Urheberrechte bei Pro Litteris.

